Radowitz

Ausgewählte Schriften

3

the university of connecticut libraries

hbl, stx
DD 201.R2 1911
v. 3
Radowitz' ausgewahlte Schriften /
3 9153 00486750 5

DD/201/R2/1911/v.3

Radowitz' ausgewählte Schriften.

3. Band.

Radowitz'

ausgewählte Schriften.

Herausgegeben von Wilhelm Corvinus.

3. Band:

Fragmente II.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

DD
291
R2
1911
v.3

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/radowitzausgewah03rado

Fragmente II.

II. Zur Religion und Philosophie.

1826.

Mathematik in Bezug zum Glauben.

Die neuen Tabellen zur Geschichte der Mathematik stellen an ihre Spitze den Satz: „Mathematik ist die gott—loseste, daher freieste aller Wissenschaften."

Der Satz gibt zu einer wichtigen Betrachtung Anlaß. Allerdings ist nach unserer irdischen Ansicht die Mathematik das Resultat einer Geisteststätigkeit, die ganz von der religiösen Grundlage unabhängig zu sein scheint, des lebendigen Gottes weder bedarf, noch überhaupt irgend auf das Bedürfnis einer außer der erschaffenen Welt zu suchenden Erkenntnisquelle hinweiset.

Bei keiner anderen Wissenschaft findet dieses in gleichem Maße statt. Die Naturwissenschaften sind mit ihrer ganzen Forschung auf eine Welt hingewiesen, die allenthalben Zeugnis gibt von einer ewigen schaffenden und erhaltenden Ursache.

Die historischen Wissenschaften werden, im richtigen Lichte gesehen, stets bei ihren Forschungen von einer höheren Weltenregierung ausgehen müssen, die sich in den scheinbar zu-

fälligsten Handlungen der Menschen wie in den Schicksalen der Völker ausspricht.

Die philosophischen Wissenschaften scheinen zwar ihren Stoff aus sich selbst zu spinnen; dieses sich selbst ist aber immer doch der Menschengeist, der jederzeit auf einen Ursprung hinweiset, der nicht von dieser Welt ist, und seine Befriedigung sowenig in den Dingen dieser Welt finden kann, als er diese Dinge aus sich selbst und ohne höhere Offenbarung zu begreifen vermag.

Nur die Mathematik allein kann glauben, sie schaffe sich ihre Welt selbst, und es bedürfe zu deren Erkenntnis auch weiter gar nichts als eben wiederum die mathematische Tätigkeit.

Wer daher das Leben des Menschen in allen und jeden seiner Zustände an die Allgegenwart des lebendigen Gottes knüpfen will, der wird immer damit anfangen müssen, die Notwendigkeit der geoffenbarten Wahrheiten auch für das Gebiet der Mathematik darzutun. Solange es eine Tätigkeit des menschlichen Geistes gibt, die sich von der ewigen, göttlichen Wahrheit abgewendet selbst genügen kann, so lange ist deren allgemeine Notwendigkeit nicht wissenschaftlich festgestellt.

Dieses Verhältnis der Mathematik zu den andern menschlichen Erkenntnissen läßt noch mehrere höchst merkwürdige Betrachtungen zu.

Daß zwischen der mathematischen Tätigkeit und dem Christentum gar keine aus beider Wesen hervorgehende Verbindung besteht, tritt am deutlichsten hervor, wenn man einen bestimmten Menschen dabei ins Auge faßt. Bei einem christlichen Philosophen, wie S. Thomas von Aquin, Baco von Verulam, Leibnitz ist der

Gelehrte und der Christ aus einem Stücke gemacht; alles, was er denkt, erkennt und leistet in seiner wissenschaftlichen Richtung, ist von dem Geiste des Glaubens durchdrungen, geht von der geoffenbarten Wahrheit aus, und führt auf diese zurück. Dasselbe gilt von dem christlichen Naturforscher, wie A. Haller, Windischmann, Schubert, Bonnet, von dem christlichen Geschichtschreiber, wie Herrera, Bossuet, Lingard; von dem christlichen Juristen und Politiker, wie Hugo Grotius, Haller, Bonald, Maistre. Ja man kann den Geist des Evangeliums sogar in wahrhaft christlichen Dichtern, in Dante, Calderon, Spee, Claudius, Novalis nicht einen Augenblick verkennen.

Von allem, was diese Männer auf Erden gewirkt haben, ist die Gnade gar nicht zu trennen, ohne es sofort in seinem Wesen aufzulösen und zu vernichten.

Ganz anders verhält es sich mit dem christlichen Mathematiker. Man setze z. B. Newton, der bekanntlich ein gläubiger Christ war, und nehme alle Erleuchtung und allen werktätigen Glauben von ihm weg, so bleibt der große Mathematiker ganz unberührt, und seine Arithmetica universalis oder seine Principia philosophiae naturalis mathematica tragen keine Spur davon, daß der Verfasser nunmehr doch ein ganz umgewandelter geworden ist. Der Christ und Mathematiker waren demnach zwar nebeneinander in ihm, aber ohne Rückwirkung aufeinander.

Die zweite bedeutungsvolle Eigenschaft der Mathematik ist das Unabhängige gerade von ihrem eigenen Gegenstande, von Zeit und Raum.

Auf einem anderen Planeten, ja auf der eigenen Erde nach Jahrtausenden gibt es sicher eine völlig verschiedene Geschichte, Naturforschung, Jurisprudenz, Philosophie. Eine andere Mathematik kann es nicht geben; was heute von mir als wahr erkannt wird, muß in tausend Jahren und auf dem Saturn unbezweifelt von jedermann auch als wahr erkannt werden. Daß die Winkel an der Grundlinie eines gleichschenkligen Dreiecks gleich sind, bleibt wahr und wenn auch die ganze erschaffene Welt unterginge und eine neue an deren Stelle träte.

Diesen absoluten Charakter teilt die Mathematik gewissermaßen mit der reinen Logik. Ganz ist die Sache aber nicht gleich, da die reine Logik aller Objektivität entbehrt, und darum mehr der Philosophie sich anschließend, eine Tätigkeit der menschlichen Seele, demnach wieder von deren Organisation abhängig erscheint.

Das Heidentum.

Es gibt eine dreifache Offenbarung der Gottheit: eine innere, wo der Mensch in sich selbst, in dem Forschen über sein Wesen und seine Bestimmung auf die Notwendigkeit eines höheren Wesens geführt wird, eine äußere, die durch die Natur zu dem Menschen spricht, und endlich eine positive, geschichtlich gegebene.

Durch die erstere sind zu allen Zeiten viele Denker in den Vorhof der Wahrheit geführt worden. Niemand vielleicht weiter als Plato.

Die letztere hat sich wahrscheinlich in den Anfängen der Geschichte bei allen Völkern kund-

gegeben. Das jüdische Volk insbesondere ist in allen Perioden durch göttliche Stimmen belehrt und geleitet worden. Die Erfüllung und der Schluß dieser Offenbarungen ist die Erscheinung dessen, der da ist wahrhaftiger Mensch und wahrhaftiger Gott.

In der zweiten dieser Offenbarungen hat das Heidentum seine Wurzel. Bald genug ist der Schöpfer über der Schöpfung vergessen worden, und die Anbetung der Kreatur an die Stelle der Anbetung Gottes getreten. Dennoch trägt der Naturdienst der ältesten heidnischen Völker noch einen Charakter von Reinheit, der von den späteren Ausartungen sehr verschieden ist. Die alten persischen Stämme mögen von der Gottheit immer noch einen sehr würdigen Begriff gehabt haben, und von dem Sonnendienst ist noch ein großer Schritt bis zu den Fetischen der jüngeren asiatischen und afrikanischen Völker.

Wie sich aber insbesondere in Griechenland der Polytheismus entwickelt hat, so kann ich mir nicht denken, daß dieses ganze Wesen von Götterlehre ohne weiteres nur aus verkörperten Symbolen entstanden und ohne alle Realität gewesen sei. Mit bloßen Fiktionen und Allegorien ist das Bedürfnis nicht gestillt, das alle Völker nach einer fühlbaren überirdischen Leitung empfinden. Mit den gewöhnlichen Hypothesen von Priestertrug und Aberglauben kommt man dabei auch nicht weiter; das scharfsinnigste Volk der Geschichte hätte sich hiermit nicht Jahrhunderte hindurch gängeln lassen.

Ich glaube vielmehr, daß so wie diese Völker sich von dem wahren Gotte in der Natur abwen-

deten, dieselben Naturkräfte nunmehr dem bösen Prinzip anheimfielen und von ihm belebt wurden. Apollo, Venus, Juno, wie sie das jüngere Heidentum anbetete, erscheinen mir als wirkliche Wesen, als Geister von mannigfaltiger Art, die sich der alten Symbole bemächtigt hatten und unter ihnen die Welt regierten. Auch hier mögen Abstufungen, Übergänge und Extreme stattgefunden haben, denn während das Böse bei manchen griechischen und ägyptischen Götzen nur daran erkannt wird, daß sie sich an die Stelle des Herrn setzten, so wird auf den Altären des Moloch, des Kriegsgottes, der Mexikaner, offenbar geradezu der Satan angebetet.

Diese Meinung stimmt übrigens auch mit den Ansichten der ersten Christen zusammen, die in den heidnischen Göttern stets Dämonen sahen, an ihrer Realität aber gar nicht zweifeln. Vergleiche Augustin. de Civ. Dei IV. 27 und VII. 33; Justin. Apol. I. 10. 12; Tatian. graec. 12. 18; Athenag. leg. 26; Clem. Alex. Coh 2; Orig. Celsus 3. 29; Tertull. Spec. 12. 12. Einschlagende Schriftstellen sind: 1 Cor. 10, 20: „Was die Heiden opfern, das opfern sie den bösen Geistern (*δαιμονίοις*)."

Act. ap. 26, 18 sagt der Herr zu Paulus, er sende ihn zu den Heiden, aufzutun ihre Augen, sie zu belehren aus der Finsternis zum Lichte, und von der Gewalt des Satans zu Gott.

Wenn sich die Heiden auf ihre Orakel, auf die in den Tempeln gewirkten Wunder berufen, so erwidern ihnen die Christen niemals mit Täuschung und Priesterbetrug, sondern sie geben die Tatsachen zu, und führen sie auf die Wirkungen

böser Geister zurück. Die Theopöie, die Formel, durch welche bei Tempeleinweihungen der Gott beschworen wurde, sich mit seinem Bilde zu vereinigen, ist eine unmittelbare Bestätigung dieser Ansicht. Selbst Celsus und die Neuplatoniker betrachten ihre Untergötter, eben die Mittelglieder, die nach ihrer Lehre die eigentlichen Götter der Menschen sind, als Dämonen, wenn auch als gute.

Protestantismus und Protestanten.

Es ist eine der tiefgreifendsten Betrachtungen, wie ein gläubiger Katholik einen frommen und christlichen Protestanten ansehen darf und kann. Folgendes scheint mir zur Erläuterung beitragen zu können.

Gesetzt, eine katholische Familie würde auf eine wüste Insel verschlagen und von aller leiblichen Verbindung mit der sichtbaren Kirche abgeschnitten. Ich betrachte den Zustand dieser Menschen, wie er sich etwa nach zehn Generationen zeigen könnte. Alle geistliche Gemeinschaft mit der Kirche ist verloren gegangen, das sakramentalische Band zerrissen. Die Kinder werden zwar noch durch den Taufbund mit der Gemeinde Christi vereiniget, die Ehen noch eingesegnet werden können, da beide Sakramente wesentlich von der bestimmten Absicht abhängig sind, und selbst durch Abtrünnige gültig verwaltet werden.

Dagegen ist kein geweihter Priester möglich und folglich kein Sakrament des Altars. Die Tradition ist verloschen, die Regierung des

Heiligen Geistes in seiner Kirche auf dieses Volk ohne Wirkung.

Kann man sagen, daß diese Menschen zu der Kirche gehörten? Ich glaube nein, sie sind extra ecclesiam.

Kann man aber unbedingt annehmen, sie müßten auch extra salutem sein?

Was wird der äußerliche Erfolg sein? Die große Mehrzahl wird dem Christentume ganz fremd werden, sich zum Naturdienste oder völligen Atheismus wenden. Ein Teil wird sich vielleicht eine Vernunftreligion konstruieren, mit mehr oder minder christlichen Anklängen und Formen vermischt und angetan.

Wie aber mit denjenigen, die sich an das Einzige halten, das ihnen geblieben, an die Heilige Schrift? Sie erkennen daraus den Fall und die Erlösung des Menschen, und streben aus allen Kräften, mit heißestem Bemühen zur Gemeinschaft mit Christo, dem Heilande der Welt zu gelangen.

Wer kann hier der Allbarmherzigkeit Gottes Schranken setzen und leugnen wollen, daß er denen, die zu ihm flehen, geben werde nach ihrem Bedürfnisse! Daß wir nach unserer beschränkten menschlichen Erkenntnis nicht einzusehen vermögen, welchen Weg zum Heile er diese Einsamen führen werde außerhalb der von ihm eingesetzten Kirche, legt Seiner Allmacht keine Fesseln an. Wir sollen fest an Sein Wort und an Seine heilige Anstalt glauben, dürfen aber vertrauen, wo wir nicht zu erkennen vermögen.

Ich weiß recht gut, daß dieser Vergleich nur teilweise überzeugend ist, auch auf die bewußt

Abfallenden nicht passen kann. Das scheint mir aber völlig entschieden und klar, daß sich sehr viele Akatholiken wirklich in diesem Falle befinden, die durch die Welt und die Geschichte von der Kirche faktisch geschieden sind. Eben hierin liegt der große Unterschied zwischen Protestanten und Protestantismus.

Abweichungen vom katholischen Glauben.

Von drei Richtungen aus kann der Katholik aus der wahrhaften und vollen Gemeinschaft seiner Kirche weichen. Ich rede nur von den Gefahren wahrer Katholiken, nicht von denjenigen, welche, obgleich innerhalb der Kirche geboren, ihr doch nie wirklich angehört haben. Bedeutungsvoll sind nur die Irrtümer, welche bessere Seelen, insbesondere gerade die begabtesten und eifrigsten, ergreifen und fehlleiten können.

Alle diese Abwege sind von Haus aus dem Wahren und Rechten verwandt, erscheinen oft nur als weitere Folgerungen aus den heiligsten Grundlagen. Wer vermöchte anzugeben, wo die Linie ist, jenseits welcher Gefahr und Verderben droht?

Als die erste nenne ich jene Richtung zur inneren Erkenntnis, jenes Streben nach einer unmittelbaren Vereinigung mit dem Herrn, das in allen Christen lebt, in tiefen und beschaulichen Gemütern aber eine besondere Kraft und Innigkeit verlangt. Es hängt dies mit dem Besten und Herrlichsten in der menschlichen Seele zusammen, und ist ganz eigentlich eine Blüte des Christentums und seiner geheimnisreichen Lehre.

Die Kirchengeschichte zeigt aber überall, wie diese rührenden Bestrebungen oft einen Weg eingeschlagen haben, der sich als geheime Gleichgültigkeit gegen die positive und sichtbare Kirche, später als Abneigung und endlich gar als entschiedene Feindseligkeit kundgab. Dem in sich und in dem Geheimnis der Erlösung versunkenen Mystiker konnte leicht die Tatsache der hierzu von Gott eingesetzten allgemeinen Heilsanstalt, die Anordnungen und Lehren derselben als unwesentlich, ihre Autorität als zweifelhaft erscheinen.

Ältere und neuere Beispiele dieser Art sind in großer Zahl anzuführen. Was ist es, das auch Nichtkatholiken anziehend erscheint an Heinrich Suso, an Tauler, Wessel und dem Verfasser der deutschen Theologie? Selbst in diesen Zierden des Menschengeschlechtes, die ich gewiß fern bin als Abtrünnige anzusehen, liegt ein Element, was denen verwandt dünken kann, die die Aufgabe des Christen in einem individuellen Streben nach der unmittelbaren Gemeinschaft mit Christo, nicht in dem Anschließen an die von ihm eingesetzte Kirche suchen. Die eigentlichen Mystiker gehen hier freilich noch einen ganz anderen Weg, der ebenso wieder dem positiven Christentum entgegentritt, oder es vielmehr eliminiert, wie jene der katholischen Kirche. Von den Gnostikern der ersten Jahrhunderte an geht diese Gattung orientalisch-kabbalistisch-magnetischer Schwärmer durch alle Zeiten hindurch; auch S. Martin hat eine bestimmte Wahlverwandtschaft mit dieser Gesinnung.

Den zweiten Hauptabweg nenne ich den der spekulativen Philosophie. An und für sich ist

es natürlich und unverwerflich, auf dem Grunde der gegebenen Offenbarung zu versuchen ein auch logisch gegliedertes Gebäude von Glaubens- und Sittenlehren aufzuführen. Das eine unternahmen die Scholastiker, das andere die Casuisten des Mittelalters.

Ich werfe freilich weder Abälard, Scotus, Gerson usw., noch die Casuisten des Dominikaner- und Jesuitenordens mit den heutigen kritischen oder konstruierenden Philosophen zusammen, aber auch in dem Beginnen jener Männer lag zuweilen Bedenkliches genug.

Als letzter Abweg endlich ist jene politische Auffassung des katholischen Kirchensystems zu nennen, von der Haller ein vollkommener Repräsentant ist. Wie segensreich die wahre Kirche auch hier wirkt, wie nur aus ihr und durch sie die wahre Obrigkeit unter den Menschen zu begreifen, ist an sich klar. Aber was nur Folgerung, darf nicht als Grund und Wesen angesehen werden ohne die höhere Wahrheit zu gefährden. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," sagte der Herr; soviel dies Wort gröblich mißverstanden und zu falschen Argumenten gebraucht worden ist, so ewig und unwandelbar ist doch seine Wahrheit. Selbst wohlgemeint kann hier der Kirche großer Schaden widerfahren.

1827.

Päpste.

Die Geschichte der Päpste, selbst in der Kürze wie sie die Art de verifier les dates gibt, bietet ein frappantes Bild dar von dem Kampfe zwi-

schen geistiger und materieller Macht. Es ist damit gar nicht wie mit einem anderen Kampfe, wo es am Ende immer auf ein Mehr und Minder von Kräften ankommt, die von gleicher Art sind. Bei jener Erscheinung liegt in der gänzlichen Heterogenität der beiderseitigen Mittel eben das besondere. Darum sind auch die Resultate an die allgemeine Geschichte des Kampfes zwischen der geistigen und materiellen Politik geknüpft. In Zeiten, wo die übersinnlichen Beziehungen in allen Dingen vorwalteten, in Kunst, in Wissenschaft, in Gesinnung und Leben, mußte die Gewalt dessen ungeheuer sein, der gleichsam als Repräsentant der Idee da sind, als Fürst im Reiche der Geister. Wiederum in den letzten Jahrhunderten, die allenthalben die materiellen Prinzipe herausgekehrt, ausgebildet, gepflegt und obenan gesetzt haben, konnte keine Macht stärker sein als die derjenigen, die am meisten besaßen, was der Körperwelt angehört: Eigentum aller Art. So die Fürsten und Herren. Der weltliche Staat mußte immer mehr den geistlichen überwältigen, bis zuletzt ein Teil der Christenheit den Streit dadurch geschlichtet, daß sie jene geistliche allgemeine Gemeinschaft gänzlich geleugnet, die Kirche in den Staat aufgenommen, und als einen Ausfluß desselben zu bestimmten Zwecken angesehen hat.

Ich schließe wahrhaftig nicht die Augen vor den schlimmen und verderbten Zeiten, welche auch die Geschichte der Päpste befleckten. Aber die Hergänge der letzten Jahrhunderte zeigen den schmerzlichen Anblick, wie man von allen Seiten rohe Gewalt dem Geiste entgegengesetzt und

seiner, dem das Verhältnis zum Leben genommen war, leicht Meister wird. Es mag gestattet sein selbst den umgekehrten Abweg vorzuziehen. Wieviel auch in Gregors VII., Innocenz III. und Bonifaz VIII. politischen Strebungen Irriges liegen mag, der Gedanke, die Herrschaft des Geistes über die materiellen Kräfte zu begründen, ist der größte, den die Weltgeschichte aufzuweisen hat.

Aufhebung der klösterlichen Institute.

Es scheint mir, daß die Aufhebung der Klöster unter drei verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten sei.

Sie ist rechtlos. Das Eigentum der Klöster ist entstanden durch Dotationen der mannigfaltigsten Art. Wenn aber selbst die Stiftung alleiniges Werk des Landesherrn wäre, so erlangt eine durch Schenkungen entstandene Sache dieselbe privatrechtliche Existenz wie jede andere, und niemand kann sie darin antasten. Was man über den Zweck und Nutzen der Klöster denke, ist hierbei ganz gleichgültig; Schmalz hat schon sehr richtig gesagt, daß wenn der Petinet aus der Mode käme, daraus nicht folge, daß man die Fonds der Petinetfabrikanten konfiszieren könne.

Sie ist lieblos. Wie manche müde, bedrängte, durch das Leben zerdrückte Seele nimmt das Kloster auf, entzieht sie der rauhen, verwundenden Luft der Welt und gibt ihr Ruhe. Welche mögliche Einrichtung kann dafür Ersatz bieten? Unter den Menschen ist stets eine gewisse Anzahl

solcher, die dem materiellen Treiben abgeneigt, nach einer beschaulichen Existenz, die nur der Betrachtung des Ewigen gewidmet ist, verlangen. Unter allen Völkern, zu allen Zeiten, ist dies Bedürfnis gefühlt worden; wieviel mehr im Christentume, das ausdrücklich lehrt, die Güter und Beschäftigungen der Welt für nichts zu achten und allein daran zu denken, wie man sich der Gegenwart des Herrn erfreuen möge.

Sie ist unpolitisch. Alles, was das Zusammenhalten des Grundeigentums zu größeren Massen befördert und es den Schwankungen des Marktes unzugänglich macht, ist der Wohlfahrt der Monarchie günstig. Wie das große Besitztum reicher Klöster wirkt, um die Prosperität der Länder zu steigern, hat Rubichon umfassend gezeigt. Der Sitz wahrhaft großartiger, auf den alten und echten Grundlagen beruhender Kultur sind jederzeit die großen Güter der Klöster gewesen.

Fluch und Segen.

„Ich will dir viele Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst; du sollst mit Schmerzen Kinder gebären" usw. „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen usw., bis du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zur Erde werden." (1 Mos. 3.)

Durch den hierin ausgesprochenen Fluch über das Menschengeschlecht werden offenbar dreierlei Strafen über dasselbe verhängt: der Schmerz, die Arbeit und der Tod. Von allen dreien war der Mensch frei, als er vor dem Angesichte Gottes wandelte.

Es ist überaus lehrreich zu betrachten, wie an jede dieser Strafen des Allgütigen zugleich ein besonderer Segen geknüpft ist. „Die Barmherzigkeit erhob sich über das Gericht." (Jakob. 2, 13.)

An den Schmerz ist die Bedingung und Möglichkeit des irdischen Daseins geknüpft. Von dem Kinde an, das noch sprachlos in seiner Wiege liegt, durch das ganze Leben hindurch, würde es völlig unmöglich sein, stündlich der eigenen Vernichtung des Körpers zu entgehen, wenn ihm nicht der Schmerz als warnende Anzeige gegeben wäre. Äußere Beschädigung, innere Krankheit wird durch Schmerz vorbedeutet und dadurch allein die Möglichkeit gegeben, der ersteren auszuweichen, der zweiten so gut als tunlich bei Zeiten entgegenzuwirken. Es bedarf nur eines augenblicklichen Nachdenkens, um einzusehen, daß hiervon die Erhaltung des Lebens in jedem Momente abhängt.

Mit der Notwendigkeit der Arbeit ist die Grundursache der Gemeinschaft unter den Menschen: die Gesellschaft und der Staat, die höchsten irdischen Erscheinungen, gegeben. — Von anderer Seite ist es sehr merkwürdig wahrzunehmen, wie der auf den Acker gelegte Fluch sich auch im einzelnen stets bewährt; eine Bemerkung, die schon anderwärts gemacht worden ist. Die Getreidearten, an welche die Hauptnahrung des größten

Teiles des Menschengeschlechtes geheftet ist, werden nirgends von der Natur freiwillig hervorgebracht. Noch niemand ist es gelungen, die wilden Pflanzen aufzufinden, aus deren Veredelung unsere Korngattungen etwa entstanden sein könnten. Ihre Erhaltung ist unmittelbar an die unabläßige Arbeit des Menschen geknüpft; wo diese irgendwo aufhört, entartet der Acker nicht etwa, sondern er hört sofort auf, diese Frucht zu tragen. Der Mensch ist hierdurch gezwungen, stets sein Brot im Schweiße seines Angesichtes zu essen, was von keiner anderen Nahrung gesagt werden kann.

In dem Tode, dem dritten jener Flüche, liegt auf das bestimmteste die Einrichtung und der Antrieb zum Heile. Ohne die unbedingte Gewißheit, daß diesem irdischen Leben ein sicheres Ziel gesetzt ist, würde das gefallene Geschlecht ganz der sinnlichen Natur anheimgegeben sein, und aus sich selbst heraus nie die Anmahnung finden, seiner Bestimmung eingedenk zu sein. Man denke einen Augenblick, daß der Tod aufhöre, was würde aus uns, was aus mir werden!

Mit welchen Erbarmungen hat Gott sich selbst in seinem strengsten Gerichte offenbaret!

1828.

Der Selbstmord.

Zu den tiefinnigsten Erscheinungen, zu denen, die über das Wesen der Menschen den größten Aufschluß versprechen, gehört der Selbstmord. Er ist der einzige ganz unstreitbare Beweis für den freien Willen, und Hegel sagt ganz richtig: „Ich

habe diese Glieder nur insofern ich will.“ Der Mensch kann sich das Leben nehmen, aber nicht das Tier; das ist eine Tatsache von unermeßlicher Bedeutung.

Wie sind nun die Fälle, wo diese freie Willensäußerung eintritt, zu beurteilen?

Von positiven Geboten abgesehen kann ich nicht finden, daß die Schwierigkeiten in dieser Materie so kurzweg, sei es durch Vernunftschlüsse oder durch Schrifttexte, zu beseitigen sind.

Zuerst schon die Definition. Was gehört zum Begriffe des Selbstmordes?

Die bloße Tötung seiner selbst kann nicht das Charakteristische sein, da sonst jeder ein Selbstmörder heißen müßte, der sich etwa aus Versehen erschießt.

Auch die absichtliche eigene Handanlegung erschöpft noch nicht den Begriff, denn dieses träfe nicht denjenigen, der sich durch einen Dritten töten läßt, ein Fall, der bei Verabredungen zwischen Zweien oft genug vorkommt.

Daher muß die Definition so gestellt werden: Versuch zum Selbstmord ist jede Handlung, durch die sich jemand absichtlich in eine Lage setzt, welche, seinem Ermessen nach, den Tod zur Folge haben muß.

Nun aber tritt die Frage entgegen: Ist der Selbstmord dann unter allen Umständen eine Sünde? Waren Curtius oder van Speyk Selbstmörder? Trifft das Urteil der Verdammung überhaupt auch solche, die den Tod freiwillig suchen, um einer höheren Pflicht zu genügen? Wird es nicht schon unter den ersten Christen zugelassen, ja gepriesen, wenn eine Jungfrau sich

das Leben nahm, um der Schändung zu entgehen? (Eusebius XII, 18.)

Die Untersuchung muß daher allgemeiner gefaßt werden.

Die oben gegebene Definition bezeichnet allerdings die Selbsttötung (Suicidium). Die Selbsttötung ist aber wie jede andere Tötung zu beurteilen.

Eine Tötung kann sein:

a) sündlich: als Mord;

b) unzurechnungsfähig: als zufällige Tötung;

c) erlaubt: als Notwehr, als Hinrichtung, im Krieg usw.

Dieselben Unterschiede sind bei der Selbsttötung zu machen; sie kann nämlich sein:

a) sündlich: als Mittel, um des Lebens an und für sich ledig zu werden, es sei zu welchem Zwecke es wolle. Dieses bildet den eigentlichen Begriff des Selbstmordes;

b) unzurechnungsfähig: als zufällige Selbsttötung;

c) erlaubt: dieses ist nun eben der Punkt, wo Begriff und Grenzen so schwierig festzustellen sind.

Zunächst treten die Fälle entgegen, wo, wie in den obigen Beispielen, jemand sich den Tod gibt, um einer außer ihm liegenden Pflicht zu genügen. Hier pflegt man nicht im Zweifel zu sein, daß die Selbsttötung völlig erlaubt sei. Dennoch kommen auch hier Fälle vor, die keineswegs leicht unter die allgemeine Regel zu bringen sind. Charlotte Stieglitz tötete sich bekanntlich, weil sie es für ihren Mann, der an eingebildetem

Unglück verging, als das einzige Heilmittel ansah, daß er ein wirkliches großes Unglück erlebe. War dieser Entschluß, dessen Motive keineswegs selbstsüchtig genannt werden können, hierdurch gerechtfertigt? Oder in dem bekannten Dilemma, wo zwei Schiffbrüchige, die ein Brett ergriffen, das nur einen tragen kann: darf der eine loslassen und sich selbst hierdurch töten, um den andern zu retten?

Man pflegt gewöhnlich das letztgedachte Dilemma im umgekehrten Sinn schwierig zu finden, ob nämlich der eine den andern wegstoßen dürfe; aber auch die Frage, ob er sich dem andern opfern dürfe, ist nicht leicht bestimmt zu beantworten.

Gesetzt aber, man sei über die Weise, wie eine Selbsttötung aus äußerer Pflichterfüllung zu beurteilen ist, ganz im reinen, so bleibt immer noch die Hauptfrage übrig, ob auch innere Triebfedern genügen, um eine Selbsttötung zu rechtfertigen.

Eine positive geoffenbarte Bestimmung ist hierüber nicht vorhanden; es ist vielmehr sehr auffallend, daß die Schrift gar keine Weisung über den Selbstmord enthält. Man pflegt zwar gewöhnlich die Stellen 1. Mos. 9, 6, 2. Mos. 21, 12 und 20, 13 hierher zu ziehen, die aber durchaus nicht passen, da überall doch offenbar nur von der Tötung anderer die Rede ist.

Ebensowenig allgemein ist die Bestimmung: niemand lebt sich selber, sondern Gott; da nach obigem unzweifelhafte Ausnahmen vorhanden sind, wo jemand allerdings berechtigt ist über sein Leben zu verfügen.

Selbsttötung ist Trennung von dem Körper. Wozu aber ist der Körper gegeben? Als Mittel zur Erreichung des allgemeinen Zweckes, sich zur Seligkeit vorzubereiten. In diesem Sinne ist daher auch die Sorge für seine Erhaltung eine Pflicht.

Wie aber, wenn sich Fälle ereignen, wo diese Erhaltung des Leibes mit der höheren geistigen Erhaltung in Widerspruch träte? Liegt dann nicht der Schluß nahe, daß der Mensch den Körper opfern solle, um die Seele zu retten?

Von diesem Gesichtspunkte sind diejenigen ausgegangen, welche in solchem Sinne die Schriftstellen anwenden Matth. 5, 29 und Mark. 9, 43: So dich aber deine Hand ärgert, so haue sie ab usw.

Eines ist mir deutlich, daß man die Frage überhaupt anders stellen muß. Die Selbsttötung ist nie bloß erlaubt, sondern entweder geboten oder schlechthin sündlich.

Die Praecepta noachica.

Nach Lessing (Beiträge III, 213) ist der Kanon derer, welche die Rabbinischen Schriftausleger als Kinder des Noah im Gegensatze zu den Kindern Abrahams bezeichnen, in folgenden sieben Hauptstücken enthalten:

1. Keine Abgötterei zu treiben;
2. Gottes Namen zu ehren;
3. niemand zu töten;
4. keine Unzucht zu treiben;
5. nichts zu rauben;
6. die Obrigkeit zu ehren;
7. nicht rohes Fleisch zu essen.

Wenn man den 7. Punkt ausnimmt, der wohl nur hinzugekommen, um den Israeliten kein Ärgernis zu geben, so enthalten diese noachischen Gebote auch heute noch den Inbegriff der Glaubens- und Sittenlehre aller sogenannten natürlichen Religion.

1829.

Hegels Philosophie und das Christentum.

Göschels Buch „Über Nichtwissen und absolutes Wissen" enthält eine Art von Friedenspräliminarien zwischen dem Christentume und der spekulativen Philosophie, unter folgenden Bedingungen:

Art. 1. Die Philosophie unterwirft sich dem Worte Gottes und erkennt an, daß keine Wahrheit ist außer demselben.

Art. 2. Es ist der Philosophie gestattet, nunmehr unter der Zucht des Wortes Gottes zu arbeiten und die ewige Wahrheit in ihre Sprache zu übersetzen.

Art. 3. Die Philosophie erkennt an, daß ihr ohne den Geist Gottes nur subjektives Wissen, also Nichtwissen, zukomme, und daß nur durch den Heiligen Geist wirkliches Wissen in ihr gewirkt werden kann.

Art. 4. Hiermit wird der Heilige Geist der Philosophie versprochen und ihr nicht fehlen, wenn sie redlich beharrt im Gebete darum. Er wird ihr Wissen zum objektiven Wissen erheben, welches er den nicht philosophierenden frommen Christen bereits gegeben hat im Glauben.

Art. 5. Glauben und Wissen sind sonach identisch.

Die Friedenspredigt beider vereinigten Parteien ist nunmehr der Text Pauli: „Ich weiß, an wen ich glaube!“

Dieses klingt alles schön und gut, und ist unbezweifelt auch Göschels ernstliche Meinung. Ist er aber bevollmächtigt zu unterhandeln für die spekulative Philosophie; erkennt diese seine Zugeständnisse an? Ich kann nicht umhin zu glauben, daß seine redliche und schöne Arbeit nur den Beweis geliefert habe, daß man jene Terminologie, jenen Formalismus auch verwenden könne zu gerechten Zwecken. Steht darum aber die Philosophie wirklich im Dienste der göttlichen Wahrheit, sucht sie wirklich nicht aus sich heraus und mit selbsteigenem Safte ihr System zu spinnen, sondern fußt auf der Offenbarung allein die Wahrheit?

Was Göschel auch sagen möge von der Identität des Wissens und Glaubens, ich leugne nicht, daß diese scharfsinnigen Deduktionen für mich keine Beweiskraft haben, sondern nur zeigen, was man alles mit der Sprache und besonders mit der eines philosophischen Systems ausdrücken und umbiegen kann.

Ja es hat eine Philosophie gegeben, die eine christliche war. Als eine solche kann ich aber nur diejenige gelten lassen, die von der Offenbarung als dem alleinigen Glaubens- und Wissensgrunde ausgeht, und die Vernunft des Menschen und sein Vermögen der Spekulation allein dazu verwendet, aus den gegebenen aber zerstreuten Wahrheiten ein auch menschlicher Konsequenz

und Vollständigkeit entsprechendes System zu erbauen. Credo ut intelligam! Desgleichen waren die Scholastiker, war der angelische Doktor.

Standen diese inmitten des Kirchenglaubens und dessen Autorität beharrenden Männer demnach oft so nahe an der Verirrung menschlicher Spekulation, was ist von dem hochmütigen, nur auf dem eigenen Erkenntnisvermögen fußenden Beginnen der Hegelschen Schule zu halten?

Timeo Danaos et dona ferentes!

Die Trias des Lebens.

Man hält in dem menschlichen Dasein gewöhnlich nur einen zweifachen Gegensatz fest: Geist und Körper, weist dem letzteren die Erde, dem ersteren eine andere Heimat zu. Mit dieser dichotomischen Einteilung ist aber nirgends durchzukommen, die wichtigsten Phänomene im Menschenleben lassen sich dadurch nicht erklären. Das Gefühl der Antimonie hat daher immer dahingeführt, daß das eine oder andere dieser beiden Elemente geleugnet wurde. Die Materialisten führen alles auf die Sinnenwelt zurück, die Idealisten stellen die reale Wirklichkeit in Abrede.

Es ist unerläßlich, zwischen diesen Extremen noch ein drittes Element als vorhanden anzuerkennen. Man nenne es Seele oder wie man sonst will, nur trenne man es deutlich von der obersten Potenz, vom Geiste.

Eine Reihe der schwierigsten Erscheinungen erhält hierdurch eine Erklärung, die mindestens

einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Im gewöhnlichen normalen Leben sind Geist und Seele in dem Körper tätig, sie bestimmen seine intellektuellen und animalischen Tätigkeiten. Der Geist denkt und will; von ihm sind im Leiblichen die Funktionen abhängig, die der Wille regiert, die Sinnesorgane und die Organe zur Ortsveränderung. Die Seele ist wirksam in den Funktionen, die von dem Willen unabhängig, deren sich die Gedanken nicht bewußt sind: der Blutumlauf, der Verdauungsprozeß, die Sekretionen.

Es ist bekannt, daß die Physiologie einen Gegensatz schon in den Nervensystemen selbst nachgewiesen hat, von denen das obere, das Zerebralsystem, die willkürlichen Bewegungen vermittelt, während das untere, das Gangliensystem, die Vegetationsprozesse regelt. Als das eigentliche Element, in welchem die Seele wirksam ist, müßte jedoch nach ältester Anschauung das Blut angesehen werden, Levitic. cap. XVII; quia anima carnis in sanguine est. Vergleiche 1. Mos. 9, 4. 5. 5. Mos. 12, 23.

Im natürlichen, wachen Zustande sind beide Systeme vollkommen isoliert und jedes auf seine eigentümliche Sphäre angewiesen.

Im Schlafe ist der Geist in untätiger Befangenheit, die Seele hingegen in ungehemmter Tätigkeit, die unter diesen Umständen bis zu der Fähigkeit der Vorstellungen gesteigert ist. Hieraus entsteht der Traum, ein von der Herrschaft des Geistes losgebundenes Seelenleben. In jedem Schlafe liegt ein stetes Träumen, von dem

aber der Regel nach auf den wachen Zustand nichts übergeht. Was man gewöhnlich Träume nennt, sind nur Fragmente, die durch unbekannte Ursachen nach dem Erwachen noch in der Erinnerung haften. An und für sich sind jedoch die Träume etwas dem Gedächtnisse und Erinnerungsvermögen Fremdes, da dieses, aus dem Geiste stammend, nur auf dessen Gedanken und Taten angewiesen ist. Daher die höchst merkwürdige Erfahrung, daß man Träume so schwer in das Gedächtnis fixieren kann, so daß sie mitten in dem Bestreben sie zu fassen, zerrinnen, oft dicht nach dem Momente des Erwachens.

Da es der Geist ist, auf welchen sich der Fall und die Erlösung beziehen, so findet für die Hervorbringungen der Seele keine Zurechnung statt. Dies ist auch der einzige Grund, weshalb der Mensch im Traume nicht sündigen kann. Wäre es der Geist, der unsterbliche, aus Gott geborene, der im Traum tätig ist, so müßten die bösen Dinge, die im Traum begangen werden, auch unmittelbar zum Verderben gereichen, da nicht allein die Werke, sondern auch die Gedanken und Vorstellungen gerichtet werden.

Die körperlichen Funktionen sind im Schlafe soweit gehemmt, als sie vom Geiste regiert werden; die niederen Prozesse der Lebenstätigkeit dagegen in voller Wirksamkeit.

Im Wahnsinn sind die Kräfte des Geistes, die sich auf die Fähigkeit des Denkens und Wollens beziehen, in ihrer normalen Wirksamkeit gestört; diejenigen hingegen, welche körperliche Funktionen regieren, ungehemmt. Seele und Körper bleiben wie im gesunden Zustande tätig.

Der Wahnsinn ist daher ein Traumleben mit Gebrauch der Sinne und willkürlicher Ortsveränderung. Daraus ist ebenfalls klar, weshalb der Wahnsinn unzurechnungsfähig ist.

Im magnetischen Zustand ist das Verhältnis des Geistes und der Seele gewissermaßen umgekehrt, so daß ersterer zurücktritt, die Kräfte der letzteren dagegen gesteigert sind. Dabei wird die Isolation zwischen beiden Systemen aufgehoben, so daß der Geist Kenntnis oder vielmehr Anschauung erlangt von den Vegetationsprozessen des Körpers. Daher die Einsicht in dessen Gebrechen und deren Heilung. Zugleich zeigt aber auch das sowohl hier wie im Traum erwachende Ahnungsvermögen und manche andere Phänomene, daß das Seelenleben von den Bedingungen der Zeit und des Raumes bis auf eine gewisse Grenze sich zu lösen vermag, indem es in den allgemeinen Zusammenhang der Natur eingeht und dadurch Dinge leistet, die in dem normalen Zustand unerreichbar sind. Nur sind dieses nicht Erhebungen, sondern Erniedrigungen, höchstens Anomalien im Leben des Menschen.

Im Tode endlich scheiden sich Geist und Seele von dem Körper, der zur Erde, seiner Heimat, zurückkehrt und sich in seine Bestandteile auflöst.

Ist es nicht wahrscheinlich, daß dem Geiste dann aus der Seele eine neue Hülle erwächst und es dieses Wesen ist, das in ein Zwischenreich eintritt? Die Kirche hat diesen Zustand mit dem Namen des Fegefeuers bezeichnet; alles auf das Dasein eines Hades bezügliche gehört hierher. Unter ganz besonderen Bedingungen sind die Wesen in diesem Zustande fähig, sich in der Sin-

nenwelt des Menschen erkennbar zu machen und werden dann als Gespenster wahrgenommen. Zweck und Bedingung solcher Erscheinungen sind in den meisten Fällen allerdings nicht einzusehen.

In dem Zwischenzustande kommt der Entwickelungsprozeß nach den im Erdenleben gelegten Keimen zu voller Reife. Am Ende der Zeiten stehen die Leiber auf, d. h. den Wesen des Zwischenreiches wird ein neuer und untrennbarer Leib gegeben und sie empfangen ihr Gericht. Leben in Gott ist Seligkeit, Leben außer Gott Verdammnis.

Manches andere wird durch diese Stufenleiter der Betrachtung deutlich. Der Stein ist Materie, die Pflanze Körper, das Tier Körper und Seele, der Mensch Körper, Seele und Geist.

* * *

Ich komme noch einmal auf denselben weiten Gegenstand zurück: Zu dem animalischen Leben des Menschen, dem beseelten Leibe, tritt der Hauch Gottes und begeistigt das Tier. Das Tier ist Individuum, den Mensch Person. Gott ist die Persönlichkeit im eminenten Sinne, darum ist auch sein Abbild Person.

Das harmonische Zusammenwirken der drei konstituierenden Elemente bezeichnet das normale irdische Leben. Alle Änderungen auf diesem Gebiete bringen abnorme Zustände hervor. Der gewöhnlichste ist die partielle Isolierung, das mehr oder minder Lockerwerden des Bandes zwischen dem Geiste einerseits und dem Körper und der Seele andererseits. Tätig bleibt dann

nur die Doppelverbindung: der beseelte Leib; der Geist in seiner Trennung von beiden übt keine Wirkung aus. Die nächste, dem physischen Leben eingeborene Stufe hiervor ist der Schlaf. Andere, abnorme Stadien sind der Somnambulismus, das Nachtwandeln, der Wahnsinn, immer dadurch voneinander verschieden, daß die Elemente des Daseins in verschiedenartige, aber disharmonische Verhältnisse zueinander treten.

Die umgekehrte Form der Trennung entsteht, wenn der Körper sich von dem vereinigten Geiste und Seele scheidet. Dann wird jener wirkungslos, während die begeistigte Seele eine eigentümliche Existenz entwickelt. Schon hienieden mögen solche Zustände mindestens partiell stattfinden können; manche Fernwirkungen, Doppeltsehen und andere sogenannte übernatürliche Erscheinungen können hierin wurzeln.

Total wird diese Scheidung aber im irdischen Tode. Der Körper bleibt zurück und verfällt mit Auflösung seines Organismus den mechanischen und chemischen Naturkräften.

In das Zwischenreich tritt das aus Geist und Seele zusammengesetzte Wesen, dessen Persönlichkeit unverändert fortdauert. Ich denke mir, daß die Seele den Körper im Erdenleben erfüllt hat, etwa wie der Dampf ein Gefäß erfüllt und dessen Form annimmt. Würde das Gefäß zertrümmert und der Dampf hätte nicht die Eigenschaft des Entweichens, so bliebe die Gestalt des Gefäßes in Dampfform. Ein mit gefrorenem Wasser erfülltes Gefäß ist wohl ein noch treffenderes Beispiel.

Dieses sind die Gestalten des Zwischenreiches: der Geist in der Hülle der Seele, welche die Gestalt des früheren Körpers trägt. Hieraus erkläre ich mir die allerdings immer ganz exzeptionellen und scheinbar regellosen Gespenstererscheinungen.

Das Zwischenreich ist, wie schon Schelling von seinen Vordersätzen aus findet, nicht ein höherer Zustand, sondern ein Zustand relativer Privation. Die körperlichen, irdischen Bedingungen haben hienieder weder gestattet, daß alles Gute, noch daß alles Böse sich als solches entwickele und zeige. Eben dieses geschieht im Zwischenreiche, wo die körperlichen Begünstigungen ebenso wie die materiellen Hemmungen wegfallen. Dieser Prozeß wird fortgesetzt dahin führen, daß die Guten das ihnen zufällig irdisch anhängende Böse und ebenso die Bösen dasselbe zufällige Gute abstreifen, aus sich scheiden. Daher steht am Schlusse dieser Zeit das Gericht oder jeder vollzieht gewissermaßen an sich selbst das Gericht.

Der Beginn dieses dritten Zustandes wird bezeichnet durch die Wiederherstellung des ganzen Menschen, durch die Auferstehung und Wiedervereinigung des Leibes. Und zwar ist diese Wiedervereinigung nicht mehr ein Neben- und Ineinanderfortbestehen der drei Elemente, sondern eine Durchdringung zu einer identischen Einheit.

Dieses Wesen wird dann entweder das Angesicht Gottes ewig schauen oder ihm ewig abgewendet bleiben. So will es die christliche Offenbarung nach dem Verständnisse der Kirche. Freilich würde der bloß natürlichen Schlußfolge die Konklusion näher liegen, daß das Ende darin

bestehen müsse, daß den Seligen in Gott das nur in Ihm wurzelnde ewige Leben gegeben werde und den aus seiner Gemeinschaft völlig Geschiedenen eben damit auch die Persönlichkeit, demnach die Fortdauer entzogen sei.

* * *

Auf den dreifachen Gegensatz bezieht sich wahrscheinlich die schwierige Schriftstelle 1. Epistel Johannis 5, 8: „Und drei sind, die da zeugen auf Erden: der Geist, das Wasser und das Blut, und die drei sind beisammen."

Noch weit bestimmter ist die Stelle 1. Thess. 5, 23: „Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch und euern Geist (*πνεῦμα*, spiritus) ganz, samt der Seele (*ψυχή*, anima) und Leib (*σῶμα*, corpus)." Ähnliche Bedeutung haben Dan. 3, 86. 1. Kor. 2, 14. und 15, 45. Hebr. 4, 12.

Ja, es läßt sich nachweisen, daß die ganze biblische Anthropologie auf dieser Dreiteilung beruht. Was ist sonst der natürliche Mensch, *ψυχικός*?

Immisitque Deus in hominem spiritum et animam (Joseph. Antiq. jud. I. 1. § 2).

Baader bezieht hierauf auch die Stelle 1. Mos. 2, 7: „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß (Leib) und blies ihm ein den lebenden Athem in seine Nase (Geist). Also ward der Mensch eine lebendige Seele."

Nach seiner Ansicht ist die Seele durch den Einhauch des Geistes im Leibe entzündet worden, woraus denn ihre den Geist und Leib vermittelnde Funktion zu begreifen ist. So wie der Tod des Leibes nicht etwa ein debitum naturae

sei, sondern die Frucht der Sünde der Seele, so sei auch die Wiederbelebung des Leibes die Frucht ihrer Gerechtigkeit. Der Wiedererweckung des Leibes müsse daher die Bekleidung der Seele mit dem Geiste vorhergehen (Sendschreiben an den Professor Molitor über den Paulinischen Begriff usw.).

In der älteren christlichen Kirche hat die Trichotomie viele Anhänger: Justin. lib. de resurrect.; Tatian Graec. 12, 13. Irenaeus V, 6 n. 1. Clemens Alexandr. Stromata VII, 12. Origenes in Matth. LXVI, n. 9. Joh. I, VI, n. 7. Tertullian. Marc. V. 15. Ephrem ad Scrut. Serm. XVIII. Epiphan. Anc. LXXXII.

Die lateinischen Theologen des Mittelalters halten dagegen mehr an der dichotomischen Einteilung fest und bleiben dabei, daß in dem Menschen nur eine denkende, nicht dazu noch eine andere vegetative Seele sei.

1830.

Kinder.

Wer für die Erbsünde praktische Belege sucht, der betrachte nur aufmerksam die Entwickelung der Kinder und sehe, ob sich das Sündhafte, wie viele glauben, von außenher ihnen anbildet und sich nicht vielmehr ganz und allein und selbständig aus ihnen selbst heraus entwickelt. Die Kinderunschuld ist durchweg Fiktion, und Augustin sagt schon sehr richtig: imbecillitas membrorum infantilium innocens est, non animus infantium (Conf. I. 7 et 19).

Zivilisation.

Welcher Mißbrauch wird nicht unausgesetzt mit dem Namen der Zivilisation getrieben! Die wahre Zivilisation ist eine Erziehung der Seele und nicht eine Steigerung leiblichen Wohlseins oder höchstens etwa eine Bereicherung des Verstandes. Völker, die in allen letztgenannten Beziehungen weit zurück scheinen, können viel zivilisierter als andere sein.

1831.

Alleinseligmachende Kirche.

Die Begriffe von Verdammnis und Seligkeit werden gewöhnlich dadurch verrückt, daß man die Frage subjektiv stellt.

Wenn man früge, ist derjenige verdammt, der nicht an Christum glaubt, so ist die Antwort unbedingt Ja! Fragt man dagegen, ist dieser oder jener verdammt, so ist die richtige Antwort: das weiß ich nicht. Denn wer kann in voller Wahrheit behaupten, er wisse, was in dem andern vorgehe, wer kann aus der äußeren Erscheinung einen wirklich haltbaren Schluß, es sei im Guten oder Üblen machen? Dies ist der wahre Sinn des Gebots: Du sollst nicht richten, auf daß du nicht gerichtet werdest.

Dieser Unterschied findet selbst auf die Heiden Anwendung. Wenn man fragt: Ist Plato verdammt, so antworte ich: ich weiß es nicht, da ich nicht wissen kann, ob er den wahren Glauben besessen hat. Selbst die Taufe gibt hiergegen keinen Grund ab, da ja die Kirche außer der Wassertaufe ausdrücklich nicht allein eine Taufe

des Blutes, sondern auch eine Taufe der Sehnsucht statuiert. Wer sein Verderben wahrhaft erkennt und nach der Erlösung mit vollen Kräften und mit Umwandlung seines ganzen Menschen ringt, dem muß und wird dieses als Erfüllung zugerechnet werden.

Bei manchen vor Christo Verstorbenen ist der Besitz des Glaubens augenfällig. Selbst von dem auserwählten Volke abgesehen, sind ja die heiligen drei Könige ein merkwürdiger Beweis für höhere Erleuchtung im Morgenlande.

Aus dem eben Erwähnten fällt auch ein großes Licht auf die Lehre von der Kirche, daß nur der selig werden kann, der zu ihr gehört. Wenn man fragt, kann jemand außerhalb der Kirche selig werden, so ist die Antwort des Katholiken: Nein. Wendet man die Frage aber auf eine bestimmte Person, so muß um so mehr geantwortet werden: ich weiß es nicht, da jede Wahrheit katholisch ist und daher unbezweifelt unter den von der Kirche getrennten Parteien viele wahre Katholiken leben. Nie ist diese Tatsache augenfälliger gewesen als in jetziger Zeit, und schon Augustinus sagte: wie viele Wölfe innerhalb, wie viele Schafe außerhalb!

Fall und Erlösung.

(1. Moses 9, 18—27.)

In Adam ist der geistliche Fall des Menschengeschlechtes eingetreten. Er war bestimmt als Gottes Ebenbild, Mittler zu sein zwischen Gott und der Natur. Sein Fall ist hervorgegangen aus Hochmut und böser Lust. Da

er sein wollte wie Gott, ist er hinabgesunken in die Natur und deren Bedingungen, in das Entstehen und Vergehen.

Sein Leben, die Bedingung seines irdischen Daseins, ist an das Blut geknüpft, in dem die Naturseele wirksam ist. Durch das Blut nur hat er daher erlöst werden können. Die Opfer des Heidentums sind nur ein dunkles Streben hiernach. Das Blut Christi hat ihn gesühnt und wiederhergestellt in die Kindschaft Gottes.

In der Geschichte Noahs hingegen ist der weltliche Fall des Menschengeschlechtes enthalten. Vor ihm fiel der Staat mit der Familie zusammen, deren Haupt Priester und König zugleich war. Als sein Sohn Cham der Blöße seines Vaters spottete, brach er den Gehorsam und die Ehrfurcht. Noah gab ihm den Fluch, daß er ein Knecht seiner Brüder sein solle. Hiermit entstand die Knechtschaft, und damit der bürgerliche Staat statt des natürlichen. Der Mensch konnte in diesem sogar seine Persönlichkeit einbüßen und eine Sache werden. Die Erlösung in solchem Sinn ist an den Weinstock geknüpft, der Noah trunken machte. In den jüdischen Mysterien spielt er darum eine große Rolle; Jesus wendet ihn als edelstes Gleichnis an.

Wein und Korn, die Repräsentation der irdischen Hervorbringungen, werden durch das Abendmahl geheiligt und in diesem der heidnische Staat in den christlichen übergeleitet. Die Agapen der ersten Christen liefern hierzu den Beleg. Alle Menschen treten in gleicher Weise an den Tisch des Herrn. Dies allein schon schließt die eigentliche Knechtschaft aus.

1832.

Typen.

Was ist die Kirche anderes als die fortgesetzte Erlösung in dem durch Zeugung fortgesetzten Menschengeschlechte? Oder die nach den Bestandteilen der Doppelnatur Christi fortgesetzte Erlösungsanstalt in der Zeit? Das Priestertum war vor dem Erscheinen Christi, des Hohenpriesters, vorbildlich, und ist nach ihm nachbildlich in dem Leben der Gattung vorhanden.

Die Fremdlinge an der Pforte.

Die Heilige Schrift des Alten Testamentes erwähnt mehrfach eines Verhältnisses, das in vieler Beziehung bemerkenswert ist:

Zuerst die Stellen:

„Die Fremdlinge sollst du nicht schinden noch unterdrücken" 2. Mos. 22, 21. — „Darum sollt ihr auch die Fremdlinge lieben" 5. Mos. 10, 19. — Zu näherer Bezeichnung der Fremdlinge: „noch dem Fremdling, der in deinen Toren ist" 2. Mos. 20,10. — „Das sind die sechs Freistädte, beider den Kindern Israel und den Fremdlingen" 4. Mos. 35, 15. — „Sondern die Feier sollt ihr halten, dein Knecht usw., dein Fremdling bei dir" 3. Mos. 25, 6. — „Noch der Fremdling, der in deinen Toren ist" 5. Mos. 5, 14. — „Wenn ein Fremdling bei dir in eurem Lande wohnen wird, den sollt ihr nicht schinden, er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch und sollt ihn lieben" 3. Mos. 19, 33. 34.

Und die Verheißung:

„Wer da bittet und flehet, es seien sonst Menschen oder dein Volk Israel, die da gewahr werden ihrer Plage, ein jeglicher in seinem Herzen, und breitet seine Hände aus in diesem Hause: so wollest du hören im Himmel, in dem Sitze da du wohnest und gnädig sein und schaffen, daß du gebest einem jeglichen wie er gewandelt hat, wie du sein Herz erkennest; denn du allein kennst das Herz aller Kinder der Menschen usw. Wenn auch ein Fremder, der nicht deines Volkes Israel ist, kommt aus fernen Landen um deines Namens willen usw. und kommt, daß er bete vor diesem Hause: so wollest du hören im Himmel, im Sitz deiner Wohnung, und tun alles, darum der Fremde dich anruft.“ 1. Könige 8, 38—43.

Wer sind diese Fremdlinge, die in den Toren der Israeliten wohnen? (proselyti portae oder domicilii, Gere Schaar oder Gere Toschabh) Verehrer des lebendigen Gottes aus allerlei Volk, die aber den Glauben Israels nicht annehmen?

Und diese gebietet der Herr, der seinem Volke doch die strengste Absonderung vorgeschrieben hat, der ihm die ausschließliche Verheißung gegeben, sie zu lieben wie sich selbst, und verspricht zu tun, warum die Fremden ihn anrufen!

Wie nahe liegt hier die Anwendung auf die „sonstigen Menschen“, die christlichen Brüder, die außerhalb der Kirche geboren ihrer Plage gewahr werden, mit heißem Bemühen ihre Hände zu Ihm aufheben und an den Toren der Kirche sitzen,

ohne doch in sie einzutreten! Jeder Katholik soll dies Gebet mitsprechen aus vollem Herzen.

Die Araber.

„Er wird ein wilder Mensch sein; seine Hand wider jedermann, und jedermanns Hand wider ihn“ usw. 1. Mos. 16, 12.

Es ist unmöglich, in diesem Bilde nicht den Araber, den Nachkommen Ismaels, wieder zu erkennen. Die Weissagung ist bis auf den heutigen Tag in voller Erfüllung geblieben. Die gewaltsamsten Ereignisse der Geschichte sind an diesem wilden und edlen Volke vorübergegangen ohne seinen Charakter zu ändern. Weder Assyrien noch Persien vermochte sie zu unterjochen, die Staatskunst der Ptolemäer versuchte sich vergeblich an ihnen; die weltherrschende Roma so wenig als die hohe Pforte konnte ihnen die Verheißung rauben. Immer noch ist ihre Hand gegen jedermann, jedermanns Hand gegen sie.

Ebenso wie Israels wunderbar erhaltenes Volk, stehen sie unter den Trümmern der Nationen als zwei Zeugen der Wahrhaftigkeit des Gottes, der ihre Schicksale vorausbestimmt hat.

1833.

Freiheit und Gleichheit.

Nur das Christentum hat das Wort des Rätsels, auch auf dem rein politischen Gebiete. Die Lehre Christi ist es, daß die Menschen Brüder, also einander g l e i c h, und daß sie von Gott zu seinem Ebenbilde erschaffen, also wesentlich f r e i sind.

Sittenlehre — Glaubenslehre.

Weshalb soll nur der Wille sich den Sittenlehren und Sittengeboten unterwerfen, und nicht auch die Vernunft den Glaubenslehren und Glaubensgeboten? Wenn es möglich sein soll, daß der Wille sich auch in den Momenten stärkster Versuchung, aufgeregter Leidenschaft, aufsteigender Zweifel, immer unter die Gebote Gottes beuge, weshalb nicht auch die Vernunft unter die Glaubenswahrheiten, die eben auch nicht unbegreiflicher oder dem natürlichen Menschen widerstrebender sind?

Gnadenwahl.

Für diese dunkele und doch so unaussprechlich wichtige Frage scheint mir ein bedeutungsvoller Fingerzeig in dem Gleichnisse vom verlornen Sohn zu liegen. Dieser, vom Bewußtsein seines Elendes ergriffen, sagt: Mein Vater hat Brot die Fülle, was verderbe ich im Hunger? Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.

Ist dieses nicht ganz das Bild der heilsbedürftigen Seele? Die Erkenntnis ihres Elendes und der Wille zum Vater zu gehen, der Brot die Fülle hat, gehen aus ihr selbst hervor, und der Vater nimmt den verlorenen Sohn auf.

Plato.

Die sinnlichen Empfindungen dienen nur als Erinnerungszeichen an die ewigen, selbständig in unserer Seele liegenden Ideen, deren Ähnlichkeit sie an sich tragen und deren Nachbilder sie sind.

In dieser platonischen Lehre ist ein Schatz von Aufschlüssen über die Tätigkeit des Menschengeistes und sein Verhältnis zu der Außenwelt enthalten. Ja, so ist es, alles Lernen ist nur Anamnesis, nur Erinnerung, und ebenso alle Freude am Schönen nur ein Abglanz des früheren gottverwandten Zustandes.

Plato ist in der Gedankenwelt ein Vorläufer Christi, wie kein anderer vom Weibe geborener. Ich habe in meine Ausgabe der Dialogen hineingeschrieben:

Die Zeit ist da, und nicht verborgen
Soll das Mysterium mehr sein;
In diesem Buche bricht der Morgen
Gewaltig in den Tag hinein,

und glaube diese auf Jakob Böhme bezüglichen Worte von Novalis noch richtiger angewendet zu haben.

Namen.

„Denn als Gott der Herr allerlei lebendige Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel gemacht hatte, brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennte. Denn wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heißen. Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen“ usw. (1. Mos. 2, 19. 20.).

Hierin liegt zweierlei Bemerkenswertes. Einmal ist dieses offenbar der Anfang aller Naturgeschichte, deren Behandlung als Wissenschaft

auch jetzt noch immer damit anfangen muß, einem jeglichen seinen Namen zu geben.

Zugleich aber tritt auch die Beziehung zwischen Wort und Wesen in ein sehr eigentümliches Licht.

Woher nimmt der Mensch die Bestimmungsgründe, um ein jedes Geschöpf mit seinem Namen zu nennen? Offenbar werden ihm diese Worte nicht gelehrt, sondern Gott erwartet, daß er sie selbst finde und ausspreche. Da eine willkürliche Annahme solcher Worte nicht denkbar ist, so muß sie Adam aus dem Gegenstande selbst genommen haben. Es sind dies daher die Namen, die aus dem Wesen jeder Kreatur hervorgehen und bei deren Nennung sie gehorcht.

Diese Sprache, die den Menschen zum Herrn der erschaffenen Welt machte, ist sicher zuerst schon durch den Sündenfall, durch welchen Adam aufhörte der Mittler zwischen Gott und Natur zu sein, verdorben und in der babylonischen Sprachverwirrung in ihrer wesentlichen Grundlage zerstört worden. Doch ist auch jetzt noch das Band, welches das Wort mit dem Objekte vereiniget, nicht überall und durchaus aufgelöst. Bei dem auserwählten Volke hat eine fragmentarische Kenntnis des geheimen und innerlichen Sinnes seiner wunderbaren Sprache noch lange sich erhalten und nebst den darauf bezüglichen Traditionen als Kabbalah sich ausgebildet. An den Schemhamphoraſch, den Namen der Namen, knüpft sich noch heute die Hoffnung Israels.

Von dieser sächlichen Bedeutung des Wortes und der verwandten Zahlenmystik geht alle spätere Magie aus; man kann ihre Mittel oft

tadeln, ihre Leistungen noch öfter sehr in Zweifel setzen, aber auf dem Grunde liegt etwas Wahres.

1834.

Die Wege zum Christentum.

Es gibt drei Wege zur christlichen Wahrheit: die historische Erkenntnis, die Spekulation und die innere Erfahrung. Der erste entspringt aus dem Verstande, der zweite aus der Vernunft, der dritte aus dem Gefühl.

Der erste behandelt die Erscheinung Christi, seine Taten und die Schicksale der Kirche Gottes, wie jedes andere historische Faktum und stellt deren Glaubwürdigkeit fest.

Der zweite weiset nach, daß die Lehren des Christentums allein dem Bedürfnisse des denkenden Menschengeistes wahrhaft genügen, und daher die einzige wahre Philosophie sind.

Der dritte geht von der inneren Wahrnehmung des eigenen Verderbens aus, fühlt die Notwendigkeit eines Versöhners und erkennt, daß dieser in Christo gegeben sei.

Jedem dieser drei Wege entspricht eine eigentümliche Richtung im Menschen, und alle drei haben ihren bestimmten Kreis, den sie allein auszufüllen vermögen. Alle drei sind daher richtige Pfade und man verarge es niemand, in dem der eine oder andere bis auf einem gewissen Grad vorwaltet.

Nur einseitig und ausschließlich festgehalten können alle drei Mißgeburten gebären; der erste die tote Orthodoxie, der zweite manche scholastische Abwege, der dritte gewisse mystische Ver-

irrungen. Von allen dreien sind die Beispiele nicht selten.

Exegese.

Beim Lesen mancher exegetischer Schriften muß jeden Unbefangenen ein eigenes Gefühl anwandeln. Dieses sind also die Männer, die der Kirche vorwerfen, Menschensatzungen an die Stelle des Wortes Gottes gesetzt zu haben! Gerade ein solcher Aufwand von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und christlichem Willen, wie er hier an den Tag gelegt wird, drängt recht das tiefe Gefühl auf, wie übel es mit unserer Zuversicht, unserem christlichen Frieden bestellt wäre, wenn keine andere Erkenntnisquelle für die in der Schrift enthaltenen Heilswahrheiten und göttlichen Gebote vorhanden wäre, als die Exegese der Theologen.

Davon also, ob φυλακὴ (Matth. 5, 26) nach Olshausen wirklich einen Zwischenzustand (Hades, Scheol) bedeute, oder nach Gerhard und Chemnitz diese Bedeutung nicht habe, oder nach Beza und Spanheim gar nur sprichwörtlich zu verstehen sei, soll es abhängen, ob ich glauben darf, daß auch jenseits noch ein Reinigungsort den gläubig aber unbußfertig Verstorbenen erwarte, oder ob sich die Hölle unmittelbar für ihn öffne. Ob in Matth. 5, 32 πορνεία gleichbedeutend mit μοιχεία sei, wie Tholuck will, davon hängt es ab, ob auch noch andere Ursachen zur Scheidung von seiner Frau als Ehebruch zulässig sind. Denn hat Paulus Recht, daß πορνεία die verletzte Unschuld vor der Hochzeit be-

deute, so wird das ganze Eherecht ein anderes. Dasselbe findet statt, wenn, wie Scholz (Bibl. krit. Reise p. 186) sehr wahrscheinlich macht, die ganze entscheidende Stelle nur eine zu wörtliche Übersetzung von אם אעל־דבר הזכרה ist, und also gerade umgekehrt übersetzt werden muß: „selbst im Falle des Ehebruchs". Und es kann wirklich gläubige und vernünftige Christen geben, die sich bei einem solchen Stande der wichtigsten Fragen zu beruhigen vermögen!

Matthäus gibt an, daß der Herr den Fall des Ehebruchs bei seiner Erklärung der Unlöslichkeit der Ehe ausgenommen habe. Lukas und Korinther statuieren diese Ausnahme nicht. Ist es nun nicht handgreiflich, daß diese wichtige Frage nicht aus der Schrift entschieden werden kann, und das Gewissen der Beteiligten gänzlich ohne Zuversicht bleiben müßte, wenn nicht der Herr das unfehlbare Lehramt in seiner Kirche gestiftet, und diesem seinen Geist hinterlassen hätte?

Statt dessen befriedigt sich Tholuk damit, daß er sagt, es sei exegetische Regel, das engere Gebot immer aus dem weiteren zu ergänzen. Während selbst nach seinem Gesichtspunkte die Erklärung unendlich näher liegt, daß die Ausnahme des Ehebruchs sich allein auf die Scheidung bezieht, keineswegs aber als Grund zur Wiederverehelichung angeführt werden darf.

Umrisse zur Unsterblichkeitslehre.

Zuvörderst der Standpunkt der Betrachtung im Lichte der natürlichen Vernunft.

Die Tatsache des Selbstbewußtseins. Nähere Erforschung dieses Prozesses.

Ich besitze einen Körper und stehe hierin allen Geschöpfen gleich, wie verschieden auch sonst deren Organisation sei. — Funktionen dieses Körpers.

Daneben aber werde ich andere Funktionen an mir gewahr, die nicht vom Körper ausgehen. — Der Prozeß des Denkens.

Meine Persönlichkeit wurzelt daher in zwei Sphären, einer materiellen und einer immateriellen.

Beide, Körper und Geist, führen ihr Leben, beide genießen und leiden, gewinnen und verlieren.

Ein Teil der Funktionen des Geistes ist Selbsttätigkeit: Vorstellungen. Ein anderer Teil dieser Tätigkeit wird durch den Körper vermittelt: Sinneneindrücke. Welcher Art in letzterem Falle die Einwirkung des einen Systemes auf das andere sei, gehört zunächst nicht in den Kreis dieser Betrachtung. Ob physischer Einfluß, Gelegenheitsursache, oder prästabilierte Harmonie, genug, es findet eine solche Verknüpfung statt, daß das eine Element im Menschen sich ohne das andere nicht wirksam erweisen kann.

Wenn ich jemand gekannt, so habe ich beides, Leib und Seele in ihren Tätigkeiten an ihm wahrgenommen. Sehe ich ihn nun tot, so liegt offenbar nur sein Körper vor mir, und dieser allein ist es, der seine Funktionen eingestellt hat, er allein ist es, der sich demnächst auflöst.

Wo ist der andere Teil geblieben, löst sich dieser auch auf?

Schon die negative Widerlegung könnte genügen: es ist durchaus kein Grund zu dieser Annahme vorhanden. Ich höre eine Orgel tönen und schließe auf das Vorhandensein eines mir nicht sichtbaren Organisten. Die Orgel schweigt, weil irgend eine Bedingung ihrer Einrichtung den Dienst versagt. Schließe ich dann daraus, daß auch der Organist aufgehört habe zu sein? Nein, ich zweifle nicht, daß er sein Leben und sogar seine Kunst bewahrt habe, aber sich uns nicht mehr durch den unbrauchbar gewordenen Apparat vernehmlich machen könne. Der Einwurf, daß eine Seele ohne Leib nicht denkbar sei, erweist sich als ein durchaus oberflächlicher. Weil ein bewohntes Haus nicht denkbar ist ohne Menschen, sollen deshalb nicht auch Menschen denkbar sein ohne Häuser?

Zu demselben Resultate führen die positiven Widerlegungen. Der theologische Beweis, entnommen aus der Weisheit Gottes.

Der moralische aus dessen Gerechtigkeit.

Der ontologische aus dem Wesen der Seele.

Auflösung setzt Trennung verschiedenartiger Elemente und Materialität voraus; beides widerspricht dem Begriffe der Seele. Auch in der gesamten körperlichen Welt wird nichts vernichtet, sondern nur in seine Bestandteile aufgelöst und in andere Zusammensetzungen umgewandelt. Wenn aber die Seele unterginge, so würde sie nicht umgebildet, sondern vernichtet, denn das Selbstbewußtsein ist ihr Lebenskern; dieser kann nie Teil einer andern Seele werden.

Daher sind wir berechtigt zu schließen, daß die Seele im Tode unzerstört bleibe, und nur die

Möglichkeit einbüße uns wahrnehmbar zu werden. — Also Unsterblichkeit.

Die Seele kann aber auch das diesseits Errungene, Erworbene und Erlittene nicht wieder verlieren. — Daher persönliche, individuelle Fortdauer.

Soweit die bloße Betrachtung der reflektierenden Vernunft; Denker aller Zeiten und Nationen sind zu demselben Resultate gelangt.

Über die Modalität der Fortdauer nach dem Tode lehrt indessen die Vernunft nichts; hier können nur positive Offenbarungen Aufschlüsse geben.

Standpunkt der kirchlichen Lehre zu der Frage:

Das Schicksal der Seelen nach dem leiblichen Tode kann ein dreifaches sein:

Diejenigen, welche in der Gnade Gottes gestorben und ihre Sünden völlig eingebüßt haben, gehen sofort zur ewigen Seligkeit ein.

Diejenigen, welche in Todsünden unversöhnt sterben, gehen sofort zur ewigen Verdammnis ein.

Diejenigen, welche zwar in der Gnade Gottes gestorben, aber nicht alle ihre Sünden gebüßt haben, gehen in einen Mittelzustand über, in welchem sie durch zeitliche Strafen gereinigt werden.

Am Ende der Welt werden sämtliche Leiber auferstehen in unverweslicher und unsterblicher Gestalt, und mit ihren Seelen wiedervereiniget werden.

Dann allgemeines Gericht. Die Lücken, welche hierin noch die christlichen Offenbarungen ge-

lassen haben, können und dürfen nur durch Hypothesen ausgefüllt werden.

Trauer.

Kinder sind von großen Unglücksfällen, besonders dem Tode naher Personen, gewöhnlich momentan höchst ergriffen, nachdem sie aber ihren Schmerz in Tränen ausgelassen, wieder ganz beruhigt und denken später nur mit Fröhlichkeit an die Verstorbenen zurück.

Dieses ist ein Bild, wie Christen das Unglück, besonders den Tod ihrer Lieben auffassen sollen, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihren Schmerz, den die Kinder in den leichten Sinn versenken, in dem Glauben aufgehen lassen.

Die Ehe.

Unter allen Tatsachen, welche die Geschichte des Menschengeschlechtes zeigt, ist die Ehe die universellste; sie ist allen Völkern, allen Zeiten, allen Religionen gemein.

Eben deswegen muß sie als ein unserm Wesen inhärierender Hergang hingenommen werden; die hierüber aufgestellten Begriffe scheinen mir unvollständig oder irrig. Gewöhnlich gehen sie auf eine der vier Richtungen hinaus: Geschlechtstrieb, Kindererzeugung, Herzensverbindung, bürgerliche Gemeinschaft. Alles dieses sind aber nur Stücke der Wahrheit, denn allen ist auch in anderer Weise zu genügen. Die Liebe und die Freundschaft entsprechen denselben Bedingungen.

Die Ehe ist die Vereinigung der Geschlechter zur Aufgebung der eigentlichen Persönlichkeit, zur Gemeinschaft in allen Beziehungen des Daseins, zur Herstellung des ganzen, des vollkommenen Menschen. Die platonische Idee von der Trennung des Menschengeschlechtes und dem Zerfallen der ursprünglichen Einheit in das Männliche und Weibliche, ist sicher weit mehr als phantastische Spekulation. Die Schöpfung des ersten Weibes ist keine neue, sie geschieht unmittelbar durch ein Ablösen von der leiblichen Natur des Mannes, und es wird diese Entstehung (1. Mos. 2, 23. 24) ausdrücklich als die Triebfeder der Liebe und Ehe angegeben.

Sogar die Hypothese, daß der ursprüngliche Adam beide Geschlechter in sich vereinigt habe, ist nicht ohne eine schriftmäßige Stütze. In 1. Mos. 5, 2 heißt es im Urtext nicht wie bei Luther: „und schuf sie ein Männlein und ein Fräulein," sondern: זָכָר וּנְקֵבָה, „männlich und weiblich schuf er ihn" — usw. und nannte ihn Adam usw.

Allerdings hat S. Augustin hiergegen Einwände erhoben (Gen. lit. III. 22), aber der alten christlichen Kirche war die Ansicht, daß der erste Mensch androgyn gewesen sei, keineswegs fremd. Vergleiche Basilius de origin., Greg. Nyss. Hom. opific. u. a. Die späteren Mystiker, J. Böhme, A. Bourignon, Gichtel, gehen alle von dieser Voraussetzung aus. Man kann es auch schon daraus ableiten, daß der erste Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist, demnach über der Geschlechtsscheidung gestanden haben muß.

Mit dieser Scheidung der Geschlechter tritt aber auch die erste Unvollkommenheit in die Menschennatur ein. Jeder Mensch ist schon deswegen etwas Unvollkommenes, weil er entweder nur als Mann, oder als Weib existiert.

Die Liebe ist daher nur die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung, nach der idealen Herstellung des ganzen Menschen, nach der Ergänzung der im eigenen Dasein jederzeit mangelnden Hälfte. In der Ehe wird diese stärkste unter allen den Menschen beiwohnenden Regungen leiblich und geistig erfüllt; ihr eigentlicher Charakter ist die unbeschränkte Hingebung des einen Teiles an den andern, zu dem Zwecke, um sich in der hieraus erwachsenden höheren Einheit wieder zu finden. Schon der heidnische Jurist definiert diese Verbindung tief und richtig: nuptiae sunt conjunctio maris et foeminae, consortium omnis vitae, divini et humani juris communicatio.

Alle andern den neuen Moral- und Rechtssystemen entnommenen Definitionen sind unvollständig. Die Erzeugung von Kindern ist durchaus nicht der Zweck der Ehe, sondern eine Folgerung aus derselben. An dieses Zusammenschmelzen oder Wiedervereinigen der getrennten Hälften des Geschlechtes hat Gott die Fortpflanzung desselben geknüpft, so daß das Leben des Geschlechtes aus abwechselnden Kontraktionen und Expansionen besteht, und jede Generation einen Pulsschlag in der Ökonomie des Ganzen darstellt.

Die leibliche Seite der Ehe tritt bei richtigem Verständnis des Obigen sofort in ihr wahres Licht. Es sind nicht mehr zwei getrennte Körper, sondern beide Eheleute bilden einen gemeinschaftlichen Leib. Darum heißt es: „Ein Mensch wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und werden die zwei ein Fleisch sein.“ „So sind sie nun nicht zwei, sondern ein Fleisch“ (1. Mos. 2, 25 und Matth. 19, 5. 6).

„Das Weib ist ihres Leibes nicht mächtig, sondern der Mann, desgleichen ist der Mann seines Leibes nicht mächtig, sondern das Weib“ (1. Korinth. 7, 4.) Die wirkliche Ehe unterscheidet sich also nicht quantitativ, sondern qualitativ von allen anderen Verbindungen unter den Menschen: Eltern, Kinder, Geschwister, Freunde, Liebende. Und wie immer, so stellt auch hier die Offenbarung die Gegensätze hin, aber hebt sie in einer höheren Einheit wieder auf. Sie gebietet dem Manne sein Weib zu lieben, und dem Weibe ihrem Manne zu gehorchen. Aber dieses Doppelgebot trägt seine Ergänzung in sich selbst; der Mann gehorcht seiner Frau unter der Form der Liebe, die Frau liebt ihren Mann unter der Form des Gehorsams.

Die Scham, welche zwei Personen gegeneinander empfinden, fällt weg, und nur diejenige bleibt übrig, die der Mensch seinem eigenen Leibe gegenüber empfinden und in Worten, Werken, Gedanken jederzeit beobachten soll.

Die Gemeinschaft der Interessen, der Gewohnheiten, der Freuden und Leiden sind notwendige irdische Folgen der leiblichen Vereinigung.

Ihre höchste Bedeutung erhält aber die Ehe als geistiges Gnadenmittel, als sakramentalische Einigung. In diesem Sinne hat sie der Geist der Wahrheit mit der Gemeinschaft Christi und seiner Kirche verglichen, und Jehovah heißt im alten Bunde der Gemahl seines theokratischen Volkes. Dieser geweihte Bund ist es, dem die Erziehung und Bildung der neuen Bürger des Gottesreiches zur Aufgabe gestellt worden ist: die höchste der irdischen Aufgaben.

Diesem Wesen der Ehe gegenüber erscheint auch erst die ganze Sündhaftigkeit der Unzucht, da sie die göttliche Einsetzung gleichsam verhöhnt und aus der Gemeinschaft des ganzen Daseins eine Befriedigung der Begierden, einen Kitzel der Sinne macht.

Es ist dieses daher die Sünde, die den Menschen recht eigentlich in die Linie des Tieres heruntersetzt, das auch nur diesen Zweck in der Vereinigung der Geschlechter sucht, ja indem die wirkliche Hurerei sogar von der Erzeugung der Kinder, dem Fortpflanzungsgeschäft absieht, so steht sie noch weit tiefer als die Geschlechtsverbindung der Tiere.

Übrigens darf nicht verkannt werden, daß die Unzucht nicht durch die Ehe ausgeschlossen wird, vielmehr ist auch eine solche eheliche Verbindung eine unzüchtige, die nicht auf eine Gemeinschaft des ganzen irdischen Daseins, sondern nur auf Sinnenlust gerichtet ist.

Wunder Christi.

Es ist eine merkwürdige Betrachtung, daß die Juden in ihren Büchern, die zum eigentlichen

Angriff auf den christlichen Glauben bestimmt sind, nie die historische Richtigkeit der durch Jesum gewirkten Wunder leugnen oder nur verdächtigen. Sie erkennen dieselben vielmehr ausdrücklich an und erklären sie teils durch teuflische Zauberei, teils dadurch, daß Jesus sich des geheimnisvollen Namen Gottes, des Schem hamphorasch, der im Tempel verwahrt wurde, zu bemächtigen gewußt und durch diesen die Wunder gewirkt habe. (Siehe die ausführliche Erzählung in den Toledoth Jeschu, von welchem Eisenmenger I. einen Auszug gibt.)

Nicht genug beachtet ist auch, daß der Hohepriester wirklich die Gabe der Weissagung hatte (Joh. 11, 51). Das in der zitierten Stelle angeführte Beispiel ist um so frappanter, da Kaiphas hier selbst unbewußt richtig prophezeit.

Es ist ein schöner Gedanke, ich glaube von Lessing, daß das, was den jetzt Lebenden in Vergleich zu den Zeitgenossen Christi an der Anschauung seiner Wunder abgeht, dagegen durch den Blick auf die Erfüllung seiner Prophezeiungen ersetzt wird.

Hexenprozeß.

Das grauenhafte Phänomen des Hexenprozesses ist bisher noch immer nicht in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt und untersucht worden. Man macht es sich damit ganz bequem, indem man einerseits Aberglauben und Blutdurst, andererseits erzwungene Geständnisse oder wahnsinnige Einbildung voraussetzt und demnach mit der Beurteilung rasch fertig wird. Horst lie-

fert zwar eine reichhaltige und ziemlich unbefangene Darlegung von Tatsachen, und Jarcke deutet auf einen höheren Gesichtspunkt der Betrachtung hin, doch fehlt noch viel, um eine richtige Einsicht zu gewinnen.

Zunächst kann bei aufmerksamer Betrachtung der Tatsachen durchaus nicht bezweifelt werden, daß wenn man in den gerichtlich vorliegenden Darstellungen des Hexenwesens auch alles abzieht, was nur irgend auf Täuschung oder Irrtum beruhen kann, wenn man alle Arten sogenannter natürlicher Erklärungen, alle psychologischen Hypothesen unbesehens als wirklich beweisend annimmt, doch auf dem tiefsten Grunde eine Masse von Fakten und Erscheinungen übrigbleiben, die durchaus nicht auf diese Weise erklärt werden können. Man möge für diese nun eine reelle dämonische Einwirkung statuieren oder man setze sie mit den Phänomenen des tierischen Magnetismus und anderer Wahrnehmungen der Pneumatologie in Verbindung, so erhält die Hexerei dadurch doch in gewissen Hergängen ein nur zu reelles Fundament. Wieviel sich für die erstgenannte Meinung sagen läßt, kann selbst aus Horst entnommen werden, obgleich dieser es gar nicht darauf anlegt, die Tatsachen, welche bis auf unsere Zeit herunter das wirkliche Vorkommen dämonischer Besitzungen zeigen, gehörig zu verfolgen. Aber auch in der Schrift findet die Meinung, daß Dämonen sich den Weibern fleischlich nähern, eine starke Stütze durch 1. Mos. 6; die Bne Elohim, deren dort gedacht wird, können nicht füglich anders als Engel gedacht werden, zumal da Hiob 2. und 3. dieses

Wort ganz bestimmt in dieser Bedeutung braucht. Selbst die rätselhafte Stelle in dem Korintherbriefe, welche den Weibern gebietet, „eine Macht auf dem Haupte zu haben wegen der Engel", spricht für eine ähnliche Voraussetzung. Die bekannten beiden andern Erklärungen, wonach die Bne Elohim entweder die Guten (die Söhne Sems) im Gegensatz zu den Bösen (den Söhnen Chams) oder die Fürsten im Gegensatz zu den Niedrigen bedeuten sollen, haben gar keine innere Wahrscheinlichkeit. Warum sollten aus solchen Verbindungen Tyrannen und Riesen entstehen? Auf jene Stelle aber gründet sich hauptsächlich der Glaube des Mittelalters an die succubi und incubi.

Aber selbst ganz von dieser tiefsten Seite des Hexenwesens abgesehen, hat das Verfahren dagegen, von dem geistlichen Gesichtspunkte aus, noch eine höchst reelle Seite. Daß eine große Zahl der bestraften Hexen den bestimmten Willen gehabt habe, sich dem Teufel zu ergeben, ihn anzubeten und durch ihn zu wirken, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Diese Disposition konnte und mußte die christliche Kirche als Götzendienst, als einen Abfall zum Heidentum, und zwar der scheußlichsten Art ansehen. Die hierzu gebrauchten Mittel und Beschwörungen waren Gotteslästerungen im äußersten Sinne.

Gänzlich abgesehen davon, ob diese leiblich geistige Verbindung mit dem Teufel wirklich zustande gekommen, ob und welcher Schaden für andere daraus erwachsen, ob überhaupt das ganze Hexenwesen zu irgend einer Realität gelangt sei, sah daher die Kirche in demselben das schwerste

geistliche Vergehen und mußte diesem mit allen ihren Waffen entgegentreten.

Daß hieraus eine blutdürstige Verfolgung und grausame Strafen erwuchsen, lag leider ganz im Geiste der Kriminalpraxis der Zeit und der bürgerlichen Richter, die sie handhabten. Niemand, der von der Behandlung der peinlichen Fälle in jenen Zeiten irgend nähere Kenntnis hat, wird behaupten wollen, daß die wilde Grausamkeit der Martern und der Strafen bloß den Hexenprozessen eigentümlich gewesen wäre.

Noch törichter aber ist die immer noch wiederholte Insinuation, daß die Hexenverfolgung gewissermaßen ein Ausfluß katholischer Kirchenverfassung gewesen wäre. Sie hat mit dem konfessionellen Gegensatze nicht das geringste gemein und lange, ehe die Protestanten Becker und Thomasius dagegen auftraten, hatten die Katholiken Piscinarius, Tanner und Spee unter weit schwierigeren Umständen diesen Kampf aufgenommen.

Die Heilige Schrift und die Kirchenlehre.

Die Reformatoren erklärten, daß es ihre Aufgabe sei, die entartete Kirche wieder zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Es genüge hierzu die Lehre, welche die Kirche überliefert hatte, an der Heiligen Schrift zu prüfen und alles, was sich aus letzterer nicht ableiten ließe, als Verderbnis und Menschensatzung auszuscheiden.

Sie mußten demnach als obersten Grundsatz anerkennen:

a) Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes enthalte alles, was zum Glauben und Leben des Christen erforderlich sei, und zwar in einer Weise ausgedrückt, die jedermann klar, unzweifelhaft und zugänglich sei.

b) Alle Bestimmungen, welche sich in der Heiligen Schrift nicht nachweisen ließen, seien spätere Verunstaltung der reinen Lehre und daher zu verwerfen.

c) Da alle Offenbarungen Gottes in diesen Schriften niedergelegt seien, so müßten ihre Bestimmungen für alle Zeiten gleich bindend und gültig sein.

Diesen Behauptungen stelle man das System von Lehren, welches sich aus der Reformation entwickelt hat, gegenüber und versuche, ob sich folgende Punkte, nach den obigen Annahmen geordnet, aus diesen Annahmen und aus der Heiligen Schrift überhaupt begründen lassen.

ad a) Christliche Dogmen, über welche die Heilige Schrift keine Entscheidung enthält:

1. Daß die Heilige Schrift selbst als das Werk des Heiligen Geistes und in ihrer vorliegenden Gestalt als inspiriert zu betrachten sei.
2. Daß in der Dreieinigkeit drei unterschiedene Personen und nur eine Natur sei.
3. Daß in Christo nur eine Person sei.
4. Daß der Heilige Geist vom Vater und Sohne ausgehe.

ad b) Anordnungen im christlichen Leben, welche die Heilige Schrift nicht gibt:

1. Daß die Vielweiberei, die im Alten Bunde gestattet war, dem Christen untersagt sei.
2. Daß der Selbstmord sündlich sei, dessen nirgends gedacht ist.
3. Daß die Taufe den Kindern vor empfangenem Unterricht zu geben sei, wovon die Schrift kein Beispiel kennt.
4. Daß der Sonntag statt des jüdischen Sabbats geheiligt werden müsse.

ad c) Gebote der Heiligen Schrift, welche nicht in das christliche Leben übergegangen sind, und zwar entweder unbedingt beseitigte:

1. Der Eidschwur ist untersagt: Matth 5, 33—37 und Jakob. 5, 12, und zwar ganz unbedingt.
2. Der Genuß des Blutes und des Erstickten ist untersagt, und zwar gerade da, wo alle andere Bestimmungen des jüdischen Zeremonialgesetzes aufgehoben werden. Apostelgesch. 15, 20 u. 21—25.
3. Das Fußwaschen wird geboten. Joh. 13, 14.

Andere Gebote sind in ihrer Strenge aufgehoben und höchstens nur ganz allgemein als Annäherung hingestellt:

1. Die Entäußerung alles Eigentumes. Matth. 19, 21.
2. Die Entäußerung ärgerlicher Gliedmaßen. Matth. 5, 29. 30 und 18, 8. 9.

3. Das Gebot der Gegenwehr zur Verteidigung des Lebens und Eigentums. Matth. 5, 39—44.
4. Das Verbot jeder Sorge und Mühe um des Leibes Nahrung. Matth. 6, 24—34 und 1. Kor. 7, 32.

Wie kann hiernach auch nur entfernt behauptet werden, die Glaubens- und Sittenlehre, wie die protestantischen Konfessionen sie darbieten, sei wirklich und ausschließlich nur aus den Worten der Heiligen Schrift geschöpft!

Andererseits wird nichts häufiger und dringlicher in der Schrift wiederholt, als daß es eine Erkenntnisquelle gebe, die neben ihr hergehe. Joh. 16, 12 spricht der Herr: Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Joh. 21, 25 bezeugt, daß nicht alles geschrieben sei, was der Herr getan habe. Der Apostel sagt 1. Kor. 11, 34, daß er das übrige mündlich verordnen wolle, wenn er kommen werde. Und 2. Joh. 12: Also sind noch viele Sachen, die nicht beschrieben und doch zu glauben sind. Eine merkwürdige hierher gehörige Stelle ist Apostelgesch. 30, 35, wo das Wort Christi angeführt wird: Geben ist seliger als nehmen, welches nirgends in den Evangelien erwähnt wird.

Der Gott des Alten Testamentes.

Wenn man sich mit den Lehrmeinungen der Juden näher bekannt macht, so wie sie z. B. Eisenmenger sehr übersichtlich, wenn auch nicht unparteiisch darbietet, so gewinnt man daraus meines Erachtens ein überraschendes Licht über

die Entstehung des Gnostizismus. Der Gott des Alten Testamentes, so wie er nach allen seinen Eigenschaften und Handlungen in den Talmudisten erscheint, ist wirklich durchaus nicht mit dem Gotte, welchen Christus verkündiget, zu vereinigen. Wenn daher, wie es in den ersten Jahrhunderten sicher im Oriente der Fall war, die rabbinischen Lehren notwendig ein großes Ansehen behaupten mußten, so begreift sich vollkommen, daß Christen, welche ihren Glauben an das Evangelium mit jenen Autoritäten in Einklang bringen wollten, dahin gerieten, den Gott des Alten Testamentes von dem Vater Christi gänzlich zu trennen, dem Demiurgen die Schöpfung der Welt und alle anderen in den Büchern des Alten Testamentes dargestellten Hergänge zuzuschreiben und diesem Judengotte nun den höchsten Herrn, der alle Völker mit gleicher Liebe umfaßt, gegenüber zu stellen.

Petrus.

Man kämpft protestantischerseits vergeblich dagegen an, daß in dem Worte Christi: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“ eine wirkliche Verheißung liege. Denn es kann doch auf keine Weise geleugnet werden, daß eine Reihe von Jahrhunderten hindurch die Kirche wirklich auf dem Felsen in Rom geruhet hat und demnach jene Worte als Weissagung wirklich erfüllt worden sind. Weit zweckmäßiger könnte man dieses protestantischerseits zugeben und dagegen anführen, daß die Worte des Herrn, Joh. 21, 18: „Da du jünger warest,

gürtetest du dich und wandeltest wo du hin wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hin willst", auch eine Weissagung auf das in Petro vorgebildete Papsttum enthalten und jetzt diese Zeit des Alters gekommen sei.

Der Vergleich wäre aber doch mehr spielend als wahr, da schon der folgende Vers bestimmt ausspricht, daß jene Weissagung nur auf den Tod Petri zu beziehen sei.

Vergleiche 2. Petri 1, 14.

1835.

Wahrheit.

Was ist Wahrheit? Die Frage ist von Pilatus und auch nach diesem „unerschrockenen Forscher und treuen Bekenner" oft genug aufgeworfen worden. Abgesehen von der eigentlichen spekulativen Betrachtung hierüber, scheint es mir als könne man nie umhin, dem Menschen ein natürliches Vermögen beizulegen, das Wahre und Falsche zu unterscheiden. Dieses natürliche Licht ist ein Rest, ein Abglanz, eine Erinnerung aus dem Zustande, in dem der Mensch vor Gott und in der Wahrheit wandelte. Freilich ist er seitdem mit ihr zerfallen, so daß er jetzt die Wahrheit eben so außer sich hat, wie der Planet die Sonne, und von ihr beschienen werden muß, statt selber zu leuchten. Aber der Mensch ist durch den Fall verwundet, nicht getötet, und so ist ihm auch jene Erinnerung geblieben, die sich geltend macht, wann und wo es

vonnöten. Was ist das Gewissen anderes? Wem diese wesentlich katholische Ansicht, die den Menschen allerdings in einem gewissen Sinne als mitwirkend bei dem Werke seiner Rechtfertigung betrachtet, Semipelagianismus dünkt, der bedenke, daß der Herr selbst spricht: „Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme.“ Es muß daher doch offenbar eine Wahrheit geben, die dem Hören der Stimme vorhergeht.

Das, was nun in der Philosophie wahr genannt wird, das heißt in der Moral gut, in der Politik recht, in der Kunst schön. Alles sind nur verschiedene Seiten desselben Begriffs, oder vielmehr es ist damit wie mit den verschiedenen Wegen, die auf einen Berg führen: wer oben stände, der würde sehen, daß sie alle auf denselben Gipfel zulaufen.

Pantheismus.

Der Pantheismus zeigt im großen und ganzen zwei Hauptrichtungen.

Er bleibt bloß idealistisch, wenn der denkende Geist dem Begriffe Gott keine gegenständliche Realität beilegt. Dann hat das Lebensprinzip der Materie seinen Kreislauf vollendet, sobald es sich in seiner Absolutheit gewonnen und diese zum Selbstbewußtsein gebracht hat. Außer dem Geiste, der Gott denkt, gibt es kein anderes Wesen mit Selbstbewußtsein über ihn. Der Geist denkt schon Gott, wenn er sich selbst denkt und nur im unvollendeten sich Denken scheint ihm Gott ein Wesen außer ihm.

Wenn aber dem Gottesgedanken im Geiste doch objektive Realität beigelegt werden soll, so verhält sich das sichtbare Universum zu Gott, wie der Leib zur Seele; Gott ist Weltseele. In dieser Ansicht hat Gott die Welt nur geschaffen, um Leib zu werden. Die Frage nach dem Warum, wird dann so beantwortet, daß Gott sich nur in einer Welt als Form, als Gedanke gewinnen konnte; Er hat also die Welt geschaffen, um die Idee von sich zu gewinnen, sich selber in der Kreatur zu vollenden. Die Weltwerdung ist dann ein notwendiger Akt, weil Gott in ihm erst vollkommen geworden.

Dies sind und werden stets die beiden Stufen der pantheistischen Anschauung bleiben; ich kann nicht finden, daß auch die neuesten Arbeiten darüber hinausgeführt hätten.

Wirkungen der Kirche auf das weltliche Recht.

Es gibt nichts Bedeutungsvolleres für das richtige Verhältnis geistlicher und weltlicher Gewalt, als die Antwort des Herrn an jenen Menschen, Luk. 12, 13—15, der von ihm verlangte, er solle seinem Bruder gebieten, daß er das Erbe mit ihm teile: „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über euch gesetzt — sehet zu und hütet euch vor dem Geize, denn niemand lebet davon, daß er viele Güter hat.“

Dieses ist genau die Widerlegung derer, welche wie Lamennais und manche andere eine direkte Einwirkung der Kirche in die weltlichen Händel verlangen, und zugleich die bestimmte Hinweisung auf den Weg, welchen die Kirche zu

befolgen hat, um dennoch dem Unrechte entgegenzutreten.

Der Herr bezeichnet den Geiz als Sünde und schärft ein, daß man sich vor ihm hüten solle. Geschieht dieses, so wird auch der Bruder dem Bruder sein Erbteil nicht vorenthalten. Ganz in gleicher Weise soll auch die Kirche jedem, dem Fürsten wie dem Untertanen einschärfen, was er tun oder meiden müsse, um das Reich Gottes zu erwerben; sie soll lehren, ermahnen, drohen, ja auch geistlich züchtigen. Dieses ist die Weise, wie sie dem Despotismus in dem Fürsten, der Empörung in den Untertanen entgegenwirken soll, indem sie die Quellen aufsucht und verschließt, aus welchen jedes Unrecht, privates und öffentliches, fließt. Sie ist allerdings einen unermeßlichen politischen Einfluß auszuüben berufen, aber eben dadurch, daß sie unablässig wiederholt: mein Reich ist nicht von dieser Welt, und jeden darauf hinführt, daß auch er zu einem anderen Reiche erkoren ist, als zu dem der Gegenwart.

Sehr schön und hierzu passend sagt Eckstein: le clergé sera fort le jour ou il ignorera complètement ses adversaires.

Die Haut.

Es heißt 1. Mos. 3, 21: „Und Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen und zog sie ihnen an.“

Ist dieses ganze Verfahren schon auffallend, so wird es dies noch mehr dadurch, daß die wirklichen Felle tote Tiere voraussetzen, und der Tod

erst infolge des Falles und der Verstoßung aus dem Paradiese eingetreten ist.

Wenn nun diese Röcke von Fellen weiter nichts als unsere Haut wären, so daß das Menschenpaar im paradiesischen Zustande ohne diese gröbere Umhüllung gewesen, und erst infolge des Falles hiermit bekleidet worden wäre? Das Herausnehmen der Rippe aus dem schlafenden Adam wäre dann weit leichter begriffen.

Die Haut hat auch noch in dem jetzigen Zustande etwas Absonderliches. Hat sie nicht förmliche Näte, als sei sie übergezogen und an diesen zusammengeheftet worden? Ist es nicht auffallend, daß sie nebst den dazu gehörigen Haaren und Nägeln keine Nerven hat und also an dem Gefühlsleben keinen eigentlichen Teil nimmt?

An die Haut ist der grellste Unterschied der Menschenrassen durch die Farbe geknüpft. Wenn man auch nicht mit Hahnemann alle Krankheiten für Psora halten will, so ist doch sicher, daß die Hautkrankheiten eine Hauptrolle in den körperlichen Leiden spielen.

Ich habe später gesehen, daß die obige Schriftstelle bereits in ähnlicher Weise von den Kabbalisten aufgefaßt wird. Nur mit dem Unterschiede, daß nach ihnen der ursprüngliche Adam mit einem Lichtkörper bekleidet war, und daß der Rock von Fellen den ganzen Fleischkörper bedeutet.

Es soll dieses auch in den Worten angedeutet sein: Or mit dem Ajin geschrieben ist Fell, Haut, während Or mit Aleph geschrieben Licht bedeutet. Nach kabbalistischer Wortdeutung heißt

es also: Gott machte aus einem Lichtgewande ein Hautgewand (עור = Fell, אור = Licht).

Die Zeit.

Das verbindende Glied für alle Betrachtung des Übersinnlichen liegt in der Erwägung, daß wir alle Dinge in Raum und Zeit sehen, Gott aber nicht. Dem menschlichen Geiste ist die Einrichtung gegeben, daß er sich alles Vorhandene entweder nur nebeneinander oder nacheinander denken kann; diese Denkformen schließen für ihn eine unzweifelhafte Wahrheit in sich, nicht aber für solche Wesen, denen eine andere Anschauung verliehen ist. Schon die Engel, ja die Seelen der Abgeschiedenen sehen die Dinge unbezweifelt anders; Gott allein aber sieht sie wie sie wirklich sind.

Hierin liegt, wenn auch nicht die genügende Erklärung, doch eine Ahnung der Erklärung für die schwierigsten Begriffe. Zunächst die Gnadenwahl, da ja in Gott die Seelen gerichtet waren, gleichzeitig als sie erschaffen wurden. Die Auferstehung des Fleisches, da die Seelen nach ihrem Abscheiden außerhalb der Zeit sind und daher ihr Abscheiden mit dem Tage des Gerichts zusammenfällt, demnach gar nicht gefragt werden kann, was in der Zeit zwischen beiden Momenten mit ihnen geschehe und der Seelenschlaf (Psychopannychie) als Absurdität erscheint.

* * *

Zwei wichtige Schriftstellen für diese Gedanken sind: Ps. 90, 4.

„denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist.“ Ebenso Petri 3, 8. Offenbar. Joh. 10, 6.

„Und schwur bei dem Lebendigen von Ewigkeit zu Ewigkeit, daß hinfort keine Zeit mehr sein soll.“

* *
*

Etwas Ähnliches geschieht schon im Traume, wo die Seele einigermaßen frei von Zeit und Raum ist. Man träumt oft ganze Geschichten, die eine geraume Zeit umfassen, wo man vielleicht eine Stunde brauchen würde, um sie vollständig zu erzählen, in wenigen Minuten. Noch merkwürdiger für diese Frage sind solche Träume, die offenbar momentan sind; z. B. man träumt, man duelliere sich, der Schuß des Gegners fällt und in diesem Augenblick erwacht man von dem Knalle eines springenden Holzes oder Pfropfens. Hier ist augenscheinlich der äußere Schall die Ursache des ganzen Traumes, der demnach in dem Momente sich entwickelt und abspinnt, wo die Seele die Sensation des Knalls empfängt. Ganz ähnlich ist die Geschichte von Leibniz, der am Schreibtische sitzend, träumte, es stäche ihn eine Schlange, und plötzlich erwachte, indem er sich in ein Federmesser stach. Diese Träume sind geradezu zeitfrei.

Prophezeien ist auch nur eine unter besonderer göttlicher Zulassung eintretende Lösung von der Zeit, so daß sie die Zukunft in die Gegenwart rückt.

* *
*

Mit dem Abscheiden aus dem irdischen Leben tritt die Menschenseele daher auch aus dem Begriffe der Zeit heraus. Sehr schön bezeichnet dieses schon die deutsche Sprache durch „das Zeitliche segnen". — Es ist ein tiefsinniges Gleichnis für die Ewigkeit, das ein französischer Kanzelredner aussprach, als er sie mit einer Uhr verglich, deren Pendel unaufhörlich hin und her schlägt: toujours — jamais; immer — nimmer!

Allwissenheit.

Der Prediger Schwarz in Gießen stellte die Ansicht auf: Da unbezweifelt manche Heiden dem Evangelium geglaubt haben würden, wenn es ihnen bekannt geworden wäre, Gott dieses aber vermöge seiner Allwissenheit vollkommen ebenso wissen muß, als wenn es sich wirklich zeitlich zugetragen hätte, so wird auch jenen das Verdienst Christi zugerechnet.

Es ist dieses allerdings eine ketzerische Behauptung, aber eine sehr subtile.

Deismus.

Horaz Walpole sagt in seinen Briefen an Mad. du Deffand: „Ich glaube an ein ewiges Leben; Gott hat so viel Gutes und Schönes geschaffen, daß man ihm wegen des übrigen vertrauen sollte. Man darf ihn nicht beleidigen, und da die Tugend ihm gefallen muß, so soll man tugendhaft sein. Aber unsere Natur läßt keine Vollkommenheit zu und Gott kann daher auch

eine solche nicht in der Natur begründete, nicht von uns verlangen wollen. Dieses ist mein Glauben; er ist einfach und kurz. Ich fürchte wenig, denn ich diene keinem Tyrannen."

Dieses ist ohne Zweifel das System des rationalistischen Deismus in seinem einfachsten und mildesten Ausdrucke. Wie gering müssen aber die geistigen Bedürfnisse sein, die sich mit solcher Auskunft zu begnügen vermögen. Wie wenig Antwort erteilt sie auf die nimmer rastende Frage nach dem Sinne und der Bestimmung dieses Lebens!

Es ist damit wie mit der Phrase, die so oft gehört wird: es komme nicht darauf an, was jemand glaube, sondern, daß er recht handele. Gibt es aber einen Maßstab für die Handlungen, der nicht wieder aus einem höheren Gebote abgeleitet werden müßte? Können die Handlungen der Menschen gegeneinander ihrer Güte nach beurteilt werden, ohne daß irgend eine Annahme über ihr Verhältnis zu Gott, wenn auch stillschweigend vorausgesetzt wird?

Würmer.

Das Geschlecht der Würmer ist auf die Fäulnis tierischer oder vegetabilischer Stoffe angewiesen. Nun setzt aber jede Fäulnis immer den Tod eines Organismus voraus; die Würmer sind also Correlata des Todes. Daraus folgt unmittelbar, daß sie nicht in der ersten Schöpfung inbegriffen gewesen sein können, sondern erst nach dem Falle erschaffen sind.

Daher denn auch die ihnen, wie es scheint, allein eigentümliche Erscheinung, daß sie auch jetzt noch durch generatio aequivoca und nicht wie andere Tierklassen bloß durch Zeugung entstehen. Trotz allem dem, was Ehrenberg und andere erforscht haben, bleibt die freiwillige Entstehung der niedrigsten tierischen und vegetabilischen Organisationen noch immer das wahrscheinlichere. Aus den Beobachtungen folgt nur, daß die Infusorien allerdings auch aus Eiern entstehen. Woraus entstehen aber vor unsern Augen die Eier?

Anfang und Ende der Spekulation.

Die kleine Schrift von Rohmer hat mir einen nachhaltigen Eindruck gemacht. Wenn dies auch sicher nicht der Anfang und das Ende der Spekulation ist, denn ersterer liegt im Apfelbiß, und letzteres wird mit dem Anschauen Gottes zusammenfallen, so haben diese Sätze doch als System, d. h. als Versuch zur Selbstverständigung, wirklichen Wert.

Rohmer deduziert, auf den kürzesten Ausdruck gebracht, ungefähr folgendermaßen:

Die Welt ist der Inbegriff des Seins. — Sein ist Verbindung von Unterlage (Subjekt) und Eigenschaft (Prädikat). — Wenn man alle Eigenschaften wegdenkt, so bleibt nur eine unendliche Unterlage: das Nichts, das Nichtsein. — Das Nichts ist also der Grund der Welt. — Es gibt auch nur eine Eigenschaft, und diese ist der Geist. — Es gibt also auch nur ein unendliches, vollkommenes Sein, und

bei diesem ist Gleichheit der Unterlage und Eigenschaft. — Da in unserer umgebenden Welt Vielheit ist, so ist diese nicht das vollkommene Sein; sie ist das Hervorgehen der Eigenschaft aus der Unterlage: das Werden. — Daher gibt es also folgende Relationen:

Nichts	Werden	Sein
Anfang der Welt	— Bestand der Welt	— Ende der Welt.
Zufall	— Notwendigkeit	— Freiheit.
Ursache	— Vermittlung	— Wirkung.
Falsche Ruhe	— Bewegung	— Wahre Ruhe.

Der Dualismus zwischen Geist und Materie wird demnach durch den Dualismus zwischen dem Geist und dem Nichts ersetzt. Die Materie ist selbst nur eine niedere Stufe des Geistes; die höchste ist allgemeines Bewußtsein und dieses fällt immer wieder in das vollkommene Sein, in das Ende der Welt.

Was aber Rohmer nicht will, oder wenigstens nicht berührt, das ist der Zusammenhang seiner Lehre mit der christlichen Offenbarung. Wie und wodurch geschieht der Übergang aus dem Nichts und dem Werden in das Sein? Durch Gott. Er ist es, der die Welt aus Nichts geschaffen, und sie durch das unvollkommene Sein, das Werden hindurchführt zum vollkommenen Sein, d. h. zu sich selbst. Denn in ihm ist eben die Gleichheit der Unterlage und der Eigenschaft. Er hat keine Eigenschaften, sondern ist die Eigenschaft. Und wiederum sind diese Eigenschaften nicht verschieden, sondern immer nur eine unendliche Eigenschaft.

Ich bin überzeugt, daß die christlichen Wahrheiten von dem Falle und der Erlösung sich im

Lichte dieser Spekulation überraschend nachweisen ließen.

Modernes Heidentum.

Die meisten katholischen Schriftsteller legen gewöhnlich das der Kirche feindselige Element zu einseitig bloß in die Reformation, und leiten den Verfall der äußeren Kirche aus den Angriffen her, die von dieser Seite aus gekommen sind. Dies ist jedoch keineswegs in solchem Maße der Fall; die spiritualistische Irrlehre der ursprünglichen Reformatoren, sowie die rationalistische ihrer Nachfolger ist nur *einer* der Krebsschäden, die den Körper der allgemeinen Kirche vergiftet haben. Der andere, sogar der Zeit nach frühere, ist das Wiedererwachen des Heidentums, das der im 15. und 16. Jahrhundert über das katholische Europa hereinbrechende Geist des Altertumes neu gebar. Gerade von Italien ist diese Pest, die man mit dem Namen der Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zu bezeichnen pflegt, ausgegangen, und es ist unglaublich, bis zu welchem Grade und wie schnell sie um sich griff. Hauptsächlich sind es drei Richtungen, in welchen der Einfluß der alten heidnischen Welt hervorgetreten: in der Kunst, die sich, von Raffael an, ganz an die sinnliche formale Schönheitswelt der Griechen angeschlossen, und den ernsten Geist des Christentumes vielleicht wirksamer angegriffen hat, als man im ersten Augenblicke wähnte. In der Politik, die sich von der christlich-germanischen Basis löste, und an die Traditionen des antiken Staates heftete

(Machiavell, Guicciardini, Paolo Sarpi). In der Philosophie, die bei tieferen Denkern zum Pantheismus (Giordano Bruno, Spinoza), bei den flacheren zu grobem Materialismus ausgeartet ist (die Enzyklopädisten, Locke).

Diese Formen des Verderbens sind vorzugsweise der katholischen Welt eigen gewesen, und wohin es auf diesem Wege gekommen war, davon geben selbst so manche der höchsten Würdenträger der Kirche im 15. und 16. Jahrhunderte traurige Beispiele.

1836.

Wiederbringung.

Kein Gedanke fällt dem natürlichen Menschen schwerer als die ewige Dauer der Höllenstrafen. Rein rechtlich betrachtet scheint hier ein schreiendes Mißverhältnis zwischen Schuld und Strafe, zwischen Sünden, die in kurzen Zeiträumen begangen, und eine nimmer endenden Züchtigung zu sein, ja man glaubt nicht mit dem Begriff von Gottes Gerechtigkeit vereinigen zu können, daß die ungeheure Verschiedenheit der begangenen Sünden und der obwaltenden Zurechnung der Individuen mit völlig gleichem Strafmaße belegt werden solle. Strafe müsse ja überdem Besserung bewirken, wenn sie nicht bloß Rache bleiben solle.

Hier empfiehlt sich nun kein Gedanke mehr als der einer endlichen Wiederbringung aller Dinge, vermöge deren die Schuld nicht allein der bösen Menschen, sondern sogar der bösen Engel durch eine mehr oder minder lange Dauer der Höllenstrafen gebüßt, zuletzt ein ewiges Evange-

lium verkündiget, alle Verdammten zur Seligkeit berufen und schließlich alle Dinge wieder in den paradiesischen Zustand zurückgeführt werden sollen.

Bekanntlich fußten die alten Anhänger der Apokatastasis (Origenes, Justinus Martyr usw.) und die neueren (Petersen, Seebach) vornehmlich auf zwei Schriftstellen Offenb. Joh. 14, 6 und Apostelgesch. 3, 21.

Indirekt gehören zu den Beweisstellen für die Wiederbringung auch Schriftstellen wie Matth. 18, 34: „Er überantwortete ihn den Peinigern, bis daß er bezahlete alles, was er ihm schuldig war.“ Vergleiche auch Matth. 5, 26; Luk. 12, 59. Da in diesen Gleichnissen ganz unzweifelhaft von dem Gerichte die Rede ist, so bleibt denjenigen, die keinen Mittelzustand oder Reinigungsort annehmen und jene Schriftstellen auf diesen beziehen, gar nichts übrig als sie im Sinne der Apokatastasis zu verstehen.

Die Zahl der gegen die ewige Dauer der Höllenstrafen sprechenden Schriftstellen läßt sich noch beträchtlich vermehren: Röm. 5, 17. 18 und 11, 32; 1. Kor. 15, 22—28; Phil. 2, 10. 11.

In allen diesen Stellen ist sowohl auf das bestimmteste ausgedrückt, daß Gott zuletzt alle Menschen um sich vereinigen wolle, als auch die ganze Reihefolge des sukzessiven Erlösungsprozesses deutlich angegeben ist.

Selbst die Stelle Matth. 25, 46, die am entschiedensten die ewige Pein ausspricht, ist nicht über alle Einwürfe erhaben. Nach Eph. 2, 7 soll auch noch jenseits eine Reihe von Äonen folgen;

es sei also nicht erwiesen, daß der Ausdruck *αἰώνιος* sich auf die letzte Ewigkeit beziehe.

Im letzten Ende läuft auch die S. Simonistische Lehre hiermit zusammen, nach welcher die Verdammten demnächst ebenso in die neue Kirche eintreten sollen, wie einst die Heiden durch Christi Offenbarung.

Die Basis dieser Irrtümer und zugleich ihre Widerlegung scheint darin zu liegen, daß man den Begriff von Zeit, der ein Produkt unseres Denkens ist, und außer diesem keine Realität hat, auf die Zustände jenseits überträgt. Jenseits dieses Lebens gibt es aber keine Zeit, demnach kein Ende; Strafe und Lohn können daher nur ewig sein.

Männer und Frauen.

Bei dem jetzigen Stande der geistigen Entwickelung in den meisten europäischen Ländern kann nicht geleugnet werden, daß die Frauen im Durchschnitt bei weitem besser als die Männer sind. Wenn man zumal in den höheren Ständen die Zahl der Gläubigen nach dem Geschlechte teilte, so würde eine ganz unverhältnismäßige Mehrheit auf die Frauen fallen. In katholischen Ländern noch mehr als in protestantischen. Aber auch auf dem bloß sittlichen Gebiete stehen die Männer in dem äußersten Nachteil gegen die Frauen. Während bei ersteren der Zustand des vorigen Jahrhunderts noch großenteils fortdauert, nur heimlicher, haben die Frauen den strengsten Maßstab an sich angelegt und entsprechen diesem, mit seltenen Ausnahmen, fast durchweg.

Auf der andern Seite aber behaupte ich, daß die Frauen zwar in der Regel mehr Verstand haben als die Männer, aber weniger Vernunft. Sie verstehen leichter, aber vernehmen weniger.

Ewige Höllenstrafen.

Die Ewigkeit der Höllenstrafen zu fassen, fällt allerdings sehr schwer für den natürlichen Menschen, und immer drängt sich der Zweifel hervor, wie es mit der Güte Gottes bestehen könne, daß eine Pein ohne Ende und daher bloße Züchtigung ohne Segnung stattfinde, wie es mit seiner Gerechtigkeit bestehe, daß für jedenfalls doch endliche Verbrechen eine unendliche Strafe harre.

Diese Glaubensschwäche hat zunächst zu der Irrlehre von der Wiederbringung aller Dinge geführt. Aber auch ohne diese könnte eine andere Hypothese gleichermaßen befriedigen. Wenn nun die Höllenpein mit dem Tage des Gerichts aufhörte und so wie dann den Seligen durch das ewige Leben, so den Verdammten durch ewige Vernichtung vergolten würde?

Schrifttexte lassen sich für diese Hypothese genug finden. Wird nicht immer der Tod dem ewigen Leben gegenüber gestellt, und zwar in einer Weise, wo der Tod unmöglich für synonym mit der Hölle gelten kann?

So z. B.: „Der Tod ist der Sünden Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu unserm Herrn.“ Röm. 6, 23.

„Wer überwindet, dem soll kein Leid geschehen von dem andern Tode.“ Apok. 2. 11.

„Und der Tod und die Hölle wurden geworfen in den feurigen Pfuhl; das ist der andere Tod.“ Apok. 20, 14.

Es geht aber nur leider damit, wie S. Simon boshaft sagte: die Heilige Schrift ist wie ein Arsenal in Unordnung, woraus jeder Waffen für seine Zwecke nimmt.

* * *

Zu Joh. 1, 3: „Alle Dinge sind durch dasselbige (das Wort) gemacht und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist,“ fragt Augustinus: Alles? auch die Sünde? nein gewiß nicht. Also ist die Sünde n i c h t s.

Ist aber der Begriff der Sünde wesentlich eine Negation, so muß auch deren Strafe eine Negation sein, demnach Vernichtung im Gegensatz zum Positiven, zum Leben.

* * *

Noch eine hierher gehörige Schriftstelle habe ich aufgefunden, Luk. 20, 35. 36: „Welche aber würdig sein werden, jene Welt zu erlangen, und die Auferstehung von den Toten, die werden weder freien noch sich freien lassen. Denn sie können hinfort nicht sterben, denn sie sind den Engeln gleich und Gottes Kinder, dieweil sie Kinder sind der Auferstehung.“ Klingt dieses nicht ganz so als wenn der Herr deutlich sage, daß nur diejenigen, die Gottes Kinder sind, würdig sein werden, jene Welt zu erlangen und aufzuerstehen?

* * *

Selbst der wesentliche Einwurf, der aus bloß spekulativem Standpunkte gegen die Vernichtungslehre gemacht wird, läßt sich widerlegen. Wie kann die unkörperliche, einfache Substanz der Seele vergehen? Würde nicht hierdurch das ganze Fundament der Unsterblichkeitslehre erschüttert? Darauf läßt sich antworten: ewig und unvergänglich ist nur Gott. Die menschliche Seele teilt diese Eigenschaften, insofern sie Abbild des göttlichen Wesens ist. Verlischt dieses Abbild, entweicht die ursprüngliche Heiligkeit, so entweicht mit ihm das von der Zeit Unabhängige und die Seele verfällt dem Schicksale aller Kreatur. Dieses ist aber der Fall bei den Bösen. Was hienieden partiell geschah, wird in dem Zustande nach dem Tode (Zwischenreich, Hades) vollständig bewirkt. Der Gute streift die irdischen Gebrechen ab, der Böse die guten Reste. Am Schlusse dieser Zeit geht daher der erstere in die ewige Anschauung Gottes über, der letztere kehrt ins Nichts zurück. So ungefähr könnte diese Lehre spekulativ begründet werden.

Aber hebe dich weg, Versuchung der Irrlehre! Wir haben das feste unzweifelhafte Wort der Kirche und dies genügt.

Formen des Unglaubens.

Der Kampf gegen das Christentum ist durch verschiedene Phasen gegangen.

Zuerst die Periode der Enzyklopädisten, so wie sie sich in ihrer geistigsten Gestalt etwa in den Wolfenbüttelschen Fragmenten darstellt. Hier wird der geschichtliche Inhalt der Heiligen Schrift

teils als absichtlicher Trug, teils geradezu als Lüge angegriffen und alles aus den Machinationen einer herrschsüchtigen Priesterschaft abgeleitet.

Hierauf folgt die Zeit des eigentlichen Rationalismus. Sie charakterisiert sich durch angebliche Verehrung für den sittlichen Inhalt der christlichen Lehre und deren Urheber. Was in den christlichen Offenbarungen gegen die natürliche Fassungsgabe streitet, wird teils als Akkommodation an populäre Begriffe, teils durch allerlei sogenannte natürliche Auslegungen erklärt. So Gesenius, Paulus usw.

Die neueste Form des Unglaubens bezeichnet Strauß. Er widerlegt die Naturalisten und Rationalisten oft mit großem Scharfsinn und Glück. Seine Behauptung hingegen läuft darauf hinaus, daß die Urkunden des Christentums Mythen und daher in dem Sinne wahr seien, wie ein Gedicht oder Kunstwerk Wahrheit ausdrückt. Der Irrtum habe eben darin gelegen, daß man die wahre Poesie in falsche Geschichte übertragen und verwandelt habe. So wenig etwa Hesiod als Quelle für die griechische Geschichte, so wenig seien die heiligen Bücher als historische Offenbarungen zu erkennen. Es ist dieses ungefähr die Weise wie Niebuhr die älteste römische Geschichte aufgefaßt hat.

Glück und Unglück.

Eine Jüdin soll gesagt haben: Wenn Gott jemand etwas zu Gefallen tun will, ohne daß es

ihm etwas kostet, so läßt er jenen etwas verlieren und es dann wiederfinden.

Dieser Witz ist zuweilen nicht ohne Glück von den Ungläubigen gebraucht worden, um die Nichtigkeit der christlichen Betrachtungsweise darzutun. Er ist auch wirklich treffend, sobald er gegen die gewöhnliche rationalistische Auffassung angewendet wird. Fließen das Unglück und das Glück, das Böse und das Gute aus gleicher Quelle, sowie es sowohl die fatalistische als die platt aufgeklärte Meinung behauptet, so sind der Verlust und der Gewinn, beide entweder Fügung des Faktums oder Resultat menschlicher Handlungsweise. Das Schlimme dem Menschen zuzurechnen und das Gute der göttlichen Güte, hat dann keinen Sinn.

Der Witz verliert aber völlig seine Spitze, wenn er dem tieferen christlichen Glauben gegenübertritt. Das Böse entsprießt aus der Sünde, diese ist freie Tat des Menschen und das Böse deren Sold. Was ihm, dem Gefallenen, Gutes hienieder begegnet, ist daher nicht bloß die Fügung Gottes, sondern in jedem besonderen Falle recht eigentlich eine unverdiente Gnade.

1837.

Menzels Reformationsgeschichte.

K. A. Menzels Geschichte der Deutschen seit der Reformation ist sicher eines der bedeutendsten Geschichtsbücher, welche die letzte Zeit erhalten hat, man möge Inhalt oder Form betrachten. Eine Darstellung der „Reformation" des 16. Jahrhunderts, die sich auf solche Weise zwischen

die streitenden Kirchenparteien stellt, hat es bis jetzt nicht gegeben.

Ist aber der Standpunkt, von welchem aus Menzel die Begebenheiten betrachtet, wirklich ein rein objektiver, läßt er lediglich die Tatsachen sprechen, ohne in dem großen Streite eine eigene Meinung zu hegen? Ich glaube nein; Indifferentist ist Menzel durchaus nicht. Was aber dann? Der gewöhnlichen Auffassung der Reformation ist er offenbar nichts weniger als hold; bekennt er sich etwa im Heiligtum seiner Seele zur katholischen Kirche? Ebensowenig.

Die Einleitung des ersten Kapitels im vierten Bande gibt hierüber am meisten Aufschluß. Es gebe einen unsichtbaren Urgrund aller sichtbaren Dinge, und dieser Gott sei die absolute Wahrheit. Dem Menschen aber, dem an die Erde und ihre Bedingungen gefesselten Geschöpfe, in welchem der Fall die ihm ursprünglich innewohnende Erleuchtung getrübt, könne die Wahrheit immer nur in einer Gestalt nahen, die den Stempel des Menschlichen trage und ihm faßlich sei. Diese Wahrheit sei daher eine relative, von Zeit und Ort abhängige, durch die Geschichte vermittelte. So sei eben der Weg beschaffen gewesen, welchen das Christentum genommen, als es sich im Laufe der Jahrhunderte in der katholischen Kirche verkörpert habe. Letztere beschließe und spende daher freilich nur relative Wahrheit, d. h. eine solche, die auf geschichtlichem Wege eine irdische Gestalt gewonnen und ausgebildet habe. Diese Gestaltung sei aber eben deswegen keine willkürliche, aus menschlichen Absichten und Meinungen hervorgegangene, sondern eine notwen-

dige und man könne nicht hoffen, das Christentum von dieser Gestalt zu entkleiden und dann etwa die absolute Wahrheit zu besitzen.

Die Reformatoren selbst hätten nicht behauptet, einen neuen Weg zur Seligkeit entdeckt zu haben als den alten, auf welchem sich die Christenheit seit anderthalb Jahrtausenden zurecht gefunden. Darum eben sei ihr Beginnen ein mißverstandenes gewesen und andererseits auch ein rechtswidriges, da sie die katholische Kirche in ihrem alten Besitz und wohlerworbenen Rechte gestört und verletzt hätten. Wie wenig das, was sie von der katholischen Gestaltung entkleidet und als nackte Wahrheit zu besitzen geglaubt, eines eigenen Lebens fähig gewesen, dieses habe sich eben daran gezeigt, daß sie sofort sich gedrungen gefühlt, ihm einen neuen Leib zu geben. Das neue Kirchentum aber habe an demselben Mangel leiden müssen wie jedes Menschenwerk, und obendrein noch an den Widersprüchen gegen die Art seiner Entstehung.

Näher ist kein mir bekannter protestantischer Kirchenhistoriker der Wahrheit gerückt; es gehörte ein hoher Mut zu solchem Bekenntnisse!

Die Gelübde der Ehe.

Wer hat den Gedanken zuerst gehabt, daß in der Ehe auf gewisse Weise die Gelübde des Klosterlebens wieder erscheinen? Die Keuschheit, weil hier das Geschlechtsverhältnis auf die Gemeinschaft des ganzen Daseins beschränkt und die abstrakte Sinnlichkeit dadurch ausgeschlossen wird. Die Armut, weil jeder ver-

zichtet, etwas eigenes zu haben und sein Hab und Gut dem andern gibt. Der Gehorsam, weil die Selbstbestimmung durch den eigenen Willen aufgegeben und einer höheren Gemeinschaft untergeordnet wird.

Im vollständigen und eminenten Sinne hat dieser Vergleich bei dem Weibe seine Wahrheit; aber er findet doch auch für den Mann in der Ehe Anwendung.

Judentum.

Ich habe lange darauf geharrt, daß in der so vielfach angeregten Frage über das Verhältnis der Juden zur Gegenwart sich aus ihren Reihen selbst eine Stimme auftue, die das alte echte Judentum gegen Freund und Feind vertrete. Dieses ist jetzt wenigstens teilweise in den Klagen eines Juden geschehen: eine merkwürdige Schrift, wenn auch gegen den Verfasser viel beigebracht werden mag.

Ich setze mir seine Ansicht ungefähr folgendermaßen zusammen: In dem Judentum sind zwei Dinge vereinigt: eine Nation und eine Religion; beide sind unzertrennlich aneinander gebunden. Dieses ist es, was die Juden von allen Bewohnern der Erde unterscheidet, keinerlei Trennung weder des Religiösen von dem Nationalen noch umgekehrt zuläßt und daher jeder Vermengung mit anderen Stämmen widersteht.

Dieses providentielle Volk hat eine Verheißung für sich, in ihr liegt ein Fluch und ein Segen. Von beiden kann sie niemand entbinden; ihr könnt sie weder glücklich machen durch

eure Emanzipation, noch vernichten durch eure Verfolgung. Laßt sie gewähren in sich selbst, betrachtet sie als Korporation mit eigenen Rechten und Pflichten, die keineswegs die der andern Untertanen, sondern die eines schutzverwandten Stammes sind.

So das Verhältnis der Juden zum Staate. Wie aber zum Christentume? Die Juden besitzen eine geoffenbarte Wahrheit, die an ihren Stamm, an das auserwählte Volk Gottes gerichtet und gebunden ist. In ihrem strengsten Partikularismus hat diese Offenbarung aber weder die Aufgabe noch die Möglichkeit, den andern Völkern das Licht zu bringen und ihnen den wahren Gott kennen zu lehren. Hierzu ist das Christentum bestimmt, dessen Offenbarung an die ganze Welt gerichtet ist und daher einen durchaus universellen Charakter trägt.

Beide Religionen sind für ihre Bekenner absolut verbindlich und enthalten die einzige Wahrheit, auf welche sie hingewiesen sind. Diese Wahrheit ist aber eben deswegen, weil sie in Beziehung auf ihr Objekt zweifach ist, nur eine relative. Die absolute Wahrheit wird dem Menschengeschlechte aus der Durchdringung des Judentums und Christentums zuwachsen. (Ob durch einen neuen Messias?) Dieses wird aber auch das Ende der Zeiten sein.

Nach dieser Ansicht sind das Judentum und das Christentum beide gleich notwendig; einzelne Juden können nach dem göttlichen Ratschlusse konvertiert werden, das Judentum aber nie. Auf einer Seite nähert sie sich der Lehre der Schabathai Zewi, daß das Judentum

alle aus ihm in die andern Religionen ausgeflossene Wahrheit wieder an sich ziehen müsse. Nur daß Schabathai den Juden hierzu vorschreibt, sich überall der herrschenden Landesreligion anzuschließen, während Jacoby die entschiedenste Abgeschlossenheit des Juden, zugleich aber von ihm verlangt, daß er die universelle Mission des Christentums für alle andern Nationen anerkennen und selbst fördern solle.

Ob Jacoby genau in dieser Weise deduziert, will ich zwar nicht behaupten, kann mir aber wohl denken, daß ein alter rechtgläubiger Jude sich ein solches System zusammensetzen könne. Gegen den politischen Teil würde ich nicht viel einzuwenden finden; der religiöse ist allerdings für den Christen, der die absolute Wahrheit in seinem Glauben besitzt, nur eine etwas tiefsinnigere Form des jüdischen Irrtums.

Dummheit.

Dummheit, behaupte ich, ist kein Mangel an Verstand, überhaupt gar nichts Negatives, sondern etwas Positives. Oder anders ausgedrückt, die Handlungen, Reden usw., die man im gewöhnlichen Leben mit dumm bezeichnet, erwachsen nicht daraus, daß es dem Handelnden, Redenden an Verstand gebreche, sondern daraus, daß der richtige Gebrauch seines Verstandes durch ein bestimmtes Laster gehemmt wird. Eitelkeit, Neid, Zerstreuung, Habsucht, alle jene Lieblingssünden des gefallenen Menschen, diese sind es, welche partielle oder totale Dummheit erzeugen. Die Gradation des Verstandes abwärts gelangt

zu sehr beschränkten Maßen von Verstand, ja, wenn man will, bis zum Blödsinn, aber nie bis zur Dummheit.

Die Bezeichnung d u m m wird man daher nur von Menschen gebrauchen, die man nicht genau kennt; es ist eine Abkürzungsformel, die weiter nichts sagt, als daß man nicht wissen könne oder wolle, warum jemand ebenso erscheine. Ein Bruder wird seinen Bruder, ein Vater seine Kinder nicht dumm nennen, denn sie wissen, daß jenes Benehmen, das zu der Meinung, es fehle ihnen an Verstand, Anlaß gegeben, in ganz andern und positiven Gebrechen seinen Grund hat.

Wie käme es auch sonst, daß dumm eine Beschimpfung geworden? Wäre es bloß eine Stufe in der Reihenfolge der Verstandesfülle, so könnte man dieses ebensowenig beschimpfend finden, als man geringes Gedächtnis, geringe Phantasie, geringen Witz, geringes Talent jeder Art schimpflich findet. Ganz richtig sagt der Epigrammatist: chacun se plaint de sa mémoire et personne de son esprit. Jemand, den man liebt, wird man nie für dumm halten.

Ich gehe allerdings noch einen Schritt weiter und bin sehr geneigt, den Unterschied des Verstandes an und für sich zu leugnen. Das, was für mehr oder mindere Verstandeskraft gehalten wird, ist, abgesehen von den bereits erwähnten Hemmungen durch die Sünde, nur ein größeres oder geringeres Maß von Willen und eine hieraus entsprungene habituell gewordene Fähigkeit, seine Kräfte mit voller Sammlung auf einen bestimmten Punkt zu richten und zu verwenden.

Daher ist dieses Urteil auch immer nur teilweise auf einen einzelnen Menschen anwendbar. Wem in gewissen Beziehungen sehr viel Verstand zugeschrieben wird, der zeigt dessen in anderen wenig, weil er eben nicht recht will.

Das Trennungsprinzip des Protestantismus.

Was scheidet vornehmlich die Protestanten unserer Tage von dem katholischen Glauben? Wenn man alle Gegensätze unter allgemeinere Gesichtspunkte bringt, so stellen sich drei Gruppen dar: die verschiedene Auffassung der Rechtfertigungslehre oder in weiterer Ausdehnung die Lehre vom Urzustande des Menschen, von seiner Beschaffenheit nach dem Falle, von Glauben und Werken, Freiheit und Gnade — ferner mehrere Punkte der Disziplin, und zwar hauptsächlich der Laienkelch und die Priesterehe — und endlich die Lehre von der Kirche, als göttliche Heilsanstalt.

Ich teile ganz die Meinung, daß in den beiden ersterwähnten Gegenständen, so wie die Sachen jetzt stehen, nicht das durchgreifendste Hindernis zur Verständigung der Konfessionen liegt. Die Auffassung jener spekulativen Dogmen ist unter den Protestanten so verschieden, und der Lauf der Zeiten hat die ursprünglichen schroffen Scheidungen hierin so weit ausgeglichen, daß selbst von den Dogmatikern der Gegensatz zu den Bestimmungen des Tridentinums nicht als unübersteigliches Hindernis zur Wiedervereinigung angesehen werden dürfte. Für die große Masse der Menschen haben diese spekulativen Distinktionen geradezu alle Bedeu-

tung verloren; sie sind ganz dem wissenschaftlichen Gebiete verfallen, und würden dort neben manchen anderen fortbestehen. Allerdings war es nicht so zur Zeit der Reformation.

Auch die Disziplinarpunkte bilden keine absolute Scheidewand, um so mehr, da eben hier, wie die Kirche bei den Hussiten und den unierten Griechen gezeigt, transitorische Konzessionen möglich sind.

Aber die Lehre von der Kirche ist es, welche, nach menschlichem Ermessen für immer, jeden Wiederanschluß verhindert. Ob der Herr auf Erden erschienen, nur um für die Sünden des Geschlechts durch seinen Tod genug zu tun, oder ob er eine Anstalt gründen gewollt, welche den Gläubigen für alle Zeiten Gnade und Lehre zu gewähren bestimmt ist, ob er dieser Anstalt seinen Geist, ob er der zum Lehramt in ihr berufenen Priesterschaft die den ersten Aposteln unbestreitbar zugestandene Verwaltung des Gnadenschatzes der Sakramente und der unfehlbaren Verkündigung seines Wortes hinterlassen, dieses ist die eigentlich entscheidende Frage.

Totgeborne Kinder.

Jetzt, als ich zum ersten Male erlebt, daß mir ein totes Kind geboren worden, habe ich die Erfahrung machen müssen, daß dies ein Schmerz von ganz eigentümlicher Art ist.

Dem Umfange nach allerdings geringer als es bei dem Verlust erwachsener Kinder der Fall ist, tritt der Kummer in einer Gestalt auf, die es mir wenigstens schwieriger macht, ihn in Er-

gebung zu bewältigen. Daß mir und meinem ältesten Sohne, den ich vor drei Jahren verlor, diese Fügung eben das allerbeste gewesen, habe ich selbst im größten Schmerze nicht einen Moment bezweifelt, ebensowenig daß sein kleines Dasein eine Saat gewesen für Ewigkeiten. In seinem Fleische, in diesem seinen süßen Körper, werde ich ihn wiederschauen.

Wie ist es aber mit dem totgebornen Kinde; kann ich hoffen, irgend etwas von ihm wiederzufinden? Nach allen physiologischen Annahmen hat dieses im sechsten Monate schon gestorbene Kind nie wirklich gelebt. Wäre die Seele etwas aus dem Leiblichen sich Entwickelndes oder doch an dieses sich Heftendes, so hätte in dem unbelebten Körper, der noch in der bloßen vegetativen Stufe sich befunden, nie eine Seele sich geregt. Aber auch die meisten Anhänger des Kreatianismus lehren, daß die Verbindung der Seelen mit den Körpern erst dann stattfinde, wenn der Fötus gehörig ausgebildet sei. Siehe Augustinus in Exod. qu. LXXV; Theod. in Exod. qu. XLVIII; Cyp. de ador. in Sp. et ver. XV; Ep. I. ad Monach. Aeg.

Die Schriftstelle, welche diese Ansicht begründet, steht 2. Mos. 21, 22 u. 23. Der gotterfüllte Gesetzgeber bestimmt hier, daß, wenn jemand ein schwangeres Weib so verletze, daß ihr die Frucht abgehe, aber ohne daß die Mutter Schaden leide, so soll er nur eine gewöhnliche Geldstrafe erlegen; kommt aber die Mutter in Schaden, so soll er die Strafe des Mörders leiden. Offenbar liegt also die Ansicht zugrunde, daß die abgetriebene Frucht kein Leben habe.

Soll denn aber nun dieser kleine Körper, der der Auferstehung nicht teilhaftig werden kann, gar nichts für mich bedeuten, da er doch sicher mein Fleisch und Bein ist?

Ich habe unter vielen und ernstlichen Betrachtungen keine andere mir einigermaßen einleuchtende Antwort gefunden, als daß dieser seelenlose Leib, der mir angehört, auch in und an mir seine Auferstehung erlangen werde. Ist es nicht etwas Ähnliches mit einem verlorenen Gliede, wird nicht mein verlorener Arm oder Bein auch zu mir zurückkehren am Tage des Gerichts? Jener zerstückelte Märtyrer rief, als ihm zuvörderst sein kleiner Finger abgehauen wurde: Auch du wirst einst im Paradiese Gott loben!

Gemeinschaft im Leiden.

Was keine Polemik, was nicht die wohlgemeintesten irenischen Bestrebungen vermocht, das wird die Gemeinschaft im Leiden erzwingen: den Streit der Konfessionen wenn nicht schlichten, doch zurücktreten lassen. Wenn der Unglaube überall siegreich geworden und zum Regimente gelangt ist, wenn er dann, wie unausbleiblich, die gläubigen Katholiken und die offenbarungsgläubigen Protestanten auf denselben Scheiterhaufen versammelt, oder vielmehr wie es die Zeit mit sich bringt, sie in gemeinsamen legalen Verfolgungen umfaßt, dann wird der Hadergeist und Hochmut, der mehr wie alles die Spaltung bewirkt hat, verstummen. Wenn niemand mehr in der Widersetzlichkeit gegen die Kirche innere

und äußere Befriedigung zu erlangen vermag, so muß die Quelle versiegen; zwei Menschen, die um gemeinsamer Ursache leiden, können, selbst wenn sie wollen, nicht hadern.

Die Kirche hat jederzeit anerkannt, daß die Leiden sühnen und wieder vereinigen. Neben der Taufe des Wassers und der Sehnsucht statuiert sie eine Taufe des Blutes. Ja sie hat einen anerkannten Protestanten unter ihre Heiligen aufgenommen. Als unter mehreren, die im 17. Jahrhundert in Kleinasien um des christlichen Glaubens willen den Tod erlitten, sich auch ein Handwerksgeselle aus Wittenberg befand, hat sie ihn gleichmäßig kanonisiert und seinem Namen S. Henricus Saxo hinzugefügt: errorem martyrio expiavit!

Ebenso wird es vielen unter unseren irrenden Brüdern ergehen, und der Herr diesen schweren Augenblick erwarten, um die Rinde des Irrtums von ihren Herzen zu lösen.

Geist und Seele.

Es gibt eine fruchtbare Deutung der Stelle 1. Mos. 2, 7.: „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase, und also ward der Mensch eine lebendige Seele.“ Der Erdenkloß liefert den Leib, diesem bläst Gott seinen Geist ein, und durch dieses Eintreten des Geistes in den Leib erzeugt sich in und aus letzterem die Seele: נֶפֶשׁ חַיָּה. Diese Seele nimmt dadurch ebenso die Form des Leibes an, wie eine eingegossene Flüssigkeit die des Gefäßes.

Hierin liegt zugleich eine Vermittelung zwischen Traduzianismus und Kreatianismus. Der Leib wird fortgepflanzt, und in ihm die durch den ersten Fall inhärierende Sündhaftigkeit. Gott gibt jedem neugeborenen Körper seinen Geist durch einen permanenten Schöpfungsakt; dieser Geist entzündet aber in dem ihn aufnehmenden Leibe immer eine sündhafte Seele.

Irdische Unsterblichkeit.

Wenn ich meine Kinder betrachte und daran denke, daß ich in ihnen bis auf fernste Zeiten fortlebe, so gibt mir dieses ein Gefühl, das ich nicht anders als physische Unsterblichkeit nennen kann. „Sie kamen und gingen, sie gingen und sie kamen, von ihnen blieb nur Buch, und Sohn und guter Name," singt der Perser!

S. Simonismus.

Von allen Irrlehren, welche die letzten Jahrhunderte hervorgerufen haben, ist keine an umfassender Tendenz dem S. Simonismus zu vergleichen. Daß er so wenig Wurzel geschlagen, liegt gerade darin, daß die religiöse Seite dieser Ketzerei zu tiefsinnig für unsere Zeit ist, und daß sie politische Opfer verlangt, die niemand weniger zu bringen gesonnen ist, als die Wortführer des Moments. Man hat die blauen Gewänder, die feierlichen Umzüge, das Suchen der liebendsten Frau verlacht, man hat die Doktrin von der Vernichtung des Erbrechtes verhöhnt, aber unter denen, die da lachten, hatte der größere Teil alles

Verwerfliche mit den S. Simonisten völlig gemein, und nur das Tiefe und Wahre blieb ihnen teils unverständlich, teils unbequem.

Zuerst ist es schon denkwürdig, eine so reife Kenntnis der Geschichte des Menschengeschlechtes, eine so ernste Spekulation bei Franzosen des 19. Jahrhunderts zu finden. Der Geist der Liebe und Gemeinschaft, welcher in den Schülern S. Simons herrscht, empfiehlt eine Lehre, die zugleich die längste und konsequenteste Gedankenreihe dazubieten und jedes geistige und leibliche Bedürfnis zu erfüllen scheint.

Der Grundgedanke, daß alle menschliche Tätigkeit und Erkenntnis sich auf einen Glauben, ein Religionsprinzip gründen müsse, daß dieses allein das Schöpferische in der Geschichte sei, — die Scheidung der Zeiten in organische und kritische Perioden — die Charakterisierung der gegenwärtigen Zeit — die Polemik gegen den vulgären Liberalismus — alles dieses ist von der tiefsten Wahrheit und von den S. Simonisten ganz vortrefflich ausgeführt. Daß dieses das Ziel der Menschheit in ihrer Gesamterscheinung sei, daß die geistige und leibliche Vereinzelung der Individuen immer mehr in Unterordnung unter eine höhere Gemeinschaft übergehen solle, kann niemand bezweifeln, und es ist dies die Richtung, welche die Kirche jederzeit verfolgt hat.

Selbst die Einwürfe, welche gewöhnlich gegen den S. Simonismus vorgebracht werden, halten nicht Stich. Die Rehabilitation des Fleisches schließt nicht notwendig die Auflösung des Sittengesetzes in sich, sondern kann in ihrer

theologischen Bedeutung füglich neben der strengsten Handhabung desselben bestehen.

In der Annahme der Rehabilitation liegt sogar ein tiefer und wahrer Kern; was aber daran wahr ist, ist eben im Christentum bereits realisiert, wo Gott im Fleisch erschienen, und verkündigt hat, daß die Leiber auferstehen und die Herrlichkeit Gottes schauen werden. Kann die Materie wohl in einem unermeßlicheren Sinne rehabilitiert werden, als daß der Herr sich selbst, sein Fleisch und Blut stets noch unter der Gestalt der Erzeugnisse dieser Erde genießen läßt?

Die S. Simonisten sind keine Christen, aber sie fassen das Wesen des Christentums tiefer auf, und würdigen seine Segnungen immer noch ernster als die meisten unserer Zeitgenossen.

Gütergemeinschaft und Zerstörung des Eigentums ihnen anzumuten, ist eine grobe Verwechselung, und sie haben ganz recht zu sagen, daß die Professionen oder Zivilfunktionen darum nicht vernichtet worden seien, daß ihre erbliche Manifestation in den Kasten oder Feudalämtern aufgehört hat. Auch das ist ein sehr schiefer Einwurf, der aus der geringen Zahl obskurer Subjekte hergenommen ist, die mit ihrer Lehre die Welt umgestalten wollen. Gerade dasselbe sagte man gegen den Heiland und seine Apostel, sie wurdet verschmähet und verspottet, und haben dennoch die Welt umgestaltet.

Der Hauptgrund des Streites geht darauf hinaus, ob man das Dasein des Menschen mit diesem Leben abschließe, oder es bloß als engen Durchgang zu einem endlosen Jenseits betrachte. Ersteres ist implicite der Gedanke der S. Simo-

nisten, denn für ein jenseitiges Leben ist in ihrem System eigentlich nirgends Platz. Wenn also die Seligkeit in dieses Leben verlegt wird, so ist es allerdings notwendig, Geist und Materie in den Begriff mit aufzunehmen, und hierzu letztere von dem ihr nach der christlichen Lehre anklebenden Verderben zu rehabilitieren. Die Unsterblichkeit, die dem Einzelnen genommen ist, wird dann in die Menschheit als Ganzes gelegt, und hieraus entwickelt sich ohne weiteres das System sowohl in seiner religiösen als politischen Richtung von selbst.

Ist aber mit der ganzen Fülle und scheinbaren Konsequenz dieser Lehre das Rätsel des Daseins wirklich gelöst, das tiefe Sehnen der Menschenbrust nach dem Worte des Heiles wirklich erfüllt? Nein; S. Simon gibt auf die Frage nach der Bedeutung dieses Menschenlebens keine Auskunft, er stillt nicht das Bedürfnis, das sich, wenn auch noch so unwillig zurückgewiesen, doch in jedem fühlbar macht, wenn er an seinen Tod denkt. Und hierin liegt der Hauptunterschied; nach S. Simon ist das Leben sich selbst Zweck, nach der Lehre Christi ist es Mittel. Weiset aber die Bestimmung des Menschen auf ein Jenseits hin, ist es seine Aufgabe in diesem Leben sein Heil für eine Ewigkeit zu wirken, dann tritt auch das Diesseits in ein ganz anderes Licht, und es ist hienieden ganz anderes zu tun als nach einer „politischen Assoziierung“ zu streben. Es bedarf dann keiner proportionellen Verteilung der Glücksgüter und der Werkzeuge der Arbeit, sondern jeder, er werde reich oder arm geboren, hat

alles, was er bedarf, um dieser seiner einzigen Bestimmung hienieden nachzukommen.

1838.

Die Gewißheit im Glauben.

Der Gewißheit im Glauben, welche die Katholiken in ihrer Kirche besitzen, stellen Protestanten wohl den Einwurf entgegen, daß es immer wieder darauf hinauslaufe, daß der Katholik an die Aussprüche seiner Kirche glaube, und er daher keinen andern Weg zur Gewißheit zu gelangen besitze als der Protestant.

Eine nähere Betrachtung zeigt, daß bei dieser Argumentation bewußte oder unbewußte Täuschung obwaltet.

Die Erkenntnis des Falles, der Unmöglichkeit aus sich selbst gerecht zu werden, das Bedürfnis der Erlösung, der Akt des Glaubens selbst, ist ein Werk des Heiligen Geistes im Menschen. Wenn auch die katholische Kirche durch ihre in allen Teilen geordnete Verfassung, durch den in ihr niedergelegten Gnadenschatz dem Werke des Heiligen Geistes teils vorarbeitet, teils dahin zu wirken vermag, daß die fides informis zu einer fides formata werde, so geschieht doch der Übergang vom Unglauben zum Glauben für den Katholiken nicht anders als für den nichtkatholischen Christen.

Hier beginnt aber der Unterschied. Beide fragen: Was soll ich tun, daß ich selig werde? Der Katholik glaubt, und unterwirft sich daher der Heilsanstalt, die der Herr auf Erden gestiftet und der er seinen Geist verheißen, dieselbe, in

welcher er seit der Zeit der Apostel ein jeder Zeit bereites Lehramt begründet und demselben die subjektive Unfehlbarkeit hinterlassen hat, mit welcher er selbst den Weg gewiesen zum ewigen Heile. *Was* der Katholik glauben solle, *wie* er leben solle, ist daher für ihn stets vollkommen entschieden. Er hat die Kirche und in ihr die regula fidei sowohl im allgemeinen als die jederzeit untrügliche Entscheidung für jeden ihn als Einzelwesen betreffenden Fall. Die Summe der Gebote ist für ihn in dem einen enthalten: Sei gehorsam.

Woher nimmt der Protestant diese allgemeine Glaubensregel, diesen Urteilsspruch in jedem einzelnen Falle? Aus sich selbst heraus wird er nicht glauben die Wahrheit finden zu können. Die Lehrschriften und Autoritäten seiner Konfession können ihm, seiner eigenen Lehre nach, nicht als göttliche eingegeben und untrüglich erscheinen. Also bleibt die Schrift. Daß der bloße Gebrauch der Schrift als solcher noch nicht hinreiche, um die erforderliche unbedingte Überzeugung zu bewirken, wird jeder Unbefangene zugeben müssen. Demnach ist es wiederum eine Wirkung des Heiligen Geistes in dem Individuum, die es allein zum richtigen Verständnis der Schrift zu führen vermag. Wo liegt hier aber die Bürgschaft, daß nicht das eigene Werk, oder der bloß menschliche Einfluß eines Dritten sich hierbei geltend mache, daß nicht der eigene Wille statt des Heiligen Geistes den Ausspruch tut? Gibt es ein Kriterium, woran erkannt wird, daß der Heilige Geist wirklich Zeugnis abgelegt habe von sich selbst?

Die einfache Erfahrung lehrt das Gegenteil. Woher käme sonst die verschiedenartige, ja entgegengesetzte Auffassung der wichtigsten Glaubenslehren, die sich seit drei Jahrhunderten in den protestantischen Gemeinden kundgeben? Lehrt nicht diese Erfahrung, daß eben in dem Maße als christliche Gläubigkeit in den getrennten Völkern vorgeherrscht, jene Spaltungen hervorgetreten sind, und daß nur auf dem Wege der überhandnehmenden Indifferenz scheinbare Vereinigungen in den protestantischen Konfessionen zu erzielen gewesen sind? Der Hauptirrtum in der Argumentation der Protestanten hierbei liegt darin, daß sie den ungläubigen Katholiken und ungläubigen Protestanten zusammenstellen, die sich allerdings ganz in gleicher Lage befinden. Man stelle aber den gläubigen Katholiken und gläubigen Protestanten zusammen, und frage hier nach der Sicherheit.

Über „(Canitz) Betrachtungen eines Laien über Strauß' Leben Jesu".

Das Buch hat mich vielfach erfreut, belehrt und erbaut; in der Wüste der theologischen Polemik tut es immer wohl, auf einen Trupp Fruchtbäume zu stoßen. Ich verzeihe ihm daher auch einige obligate Ausfälle gegen die alte Kirche, die ohnehin ganz anderes und minder wohlgemeintes zu erdulden täglich gewöhnt wird.

Da ich viel Gutes und Schönes von dem Laien und seinem Werke zu rühmen weiß, so darf ich ihm auch meine Einwürfe nicht vorenthalten.

Der Weg, welchen Strauß betreten, ist von dem Laien mit mehr Erfolg beleuchtet worden, als von den meisten theologischen Gegnern; ersterer wird es schwieriger finden, diese Stimme zu überhören oder sie in dem nächsten Hefte seiner polemischen Schriften zum Schweigen zu bringen, als ihm dies selbst mit Tholuck gelungen ist. Naturalisten, die eine kräftige Faust, scharfe Augen und vor allem ein gesundes Herz haben, sind oft schwerer zu besiegen als die habitués der Fechtböden.

Wenn ich also glaube und empfinde, daß gegen den neuen Verunglimpfer des Wortes Gottes alles beigebracht worden ist, was von dem gewählten Standpunkt aus möglich war, so bleibt doch allerdings noch die Frage übrig, ob Angriffen dieser Art überhaupt mit solchen Waffen genügend begegnet werden kann. Ich habe im Laufe der letzten Jahre vieles von dem gelesen, was von Bohlen, Vatke, Strauß u. a. gegen den historischen Inhalt der heiligen Bücher aufgestellt, und ebenso was von gläubigen protestantischen Gelehrten zu deren Verteidigung gesagt worden ist. Auf das Gebiet der innern Herzenserfahrung reichen diese Anfeindungen freilich nicht hinüber; sobald aber von diesem letzten und höchsten Grunde aller Gewißheit abgesehen, der Kampf mit bloß schulgerechter Kritik geführt werden soll, habe ich mich nie der Empfindung erwehren können, daß Lücke, Tholuck, Müller, Hengstenberg und auch der Laie sich schon auf sehr nachteiligem Terrain schlagen.

Die Ursache dieser Ungleichheit liegt weder in dem guten Willen, noch in der Einsicht der Apo-

logeten, sondern in der ganzen Stellung, welche die Lehre von der Heiligen Schrift bei den Protestanten erhalten hat. Ich nehme mir die Erlaubnis, das, was schon anderwärts gesagt worden, hierauf anzuwenden.

Der Sohn Gottes schrieb nicht, er redete und handelte; was er seinen Jüngern nicht genau entwickelte, das sollte der Geist der Wahrheit sie lehren. Diesen hinterließ er der von ihm gestifteten Kirche. Auch die Apostel redeten und handelten; nur Abwesenden schrieben sie, sowie einige Zeugen aufschrieben, was Christus geredet und getan.

Daß nur das Geschriebene gelten solle, dieser Gedanke kam sicher niemand ein; ehe man schrieb, glaubte und wußte man; man hatte, wie es Lessing nennt, eine regula fidei.

Was der Gemeinde des Herrn verkündet worden, dieses überlieferte sie von Geschlecht zu Geschlecht. Inmitten dieser Überlieferung war auch die Schrift, auch diese wurde überliefert und hierdurch ihr Inhalt verbürgt, nicht als toter Buchstabe, sondern ergänzt und erläutert in dem organischen Leben der von dem Heiligen Geiste erfüllten Kirche.

Der Buchstabe erstand wider den Geist, die Schrift gegen die Überlieferung. Die Reformation machte den Versuch, die Schrift aus dem Strome der Überlieferung auf das Land zu ziehen, um zu sehen, ob sie dort allein bestehen könne. Sie vernichtete aber auch zugleich in ihren Anhängern die Autorität der überliefernden Kirche, und somit die Wurzel aller historischen Glaubwürdigkeit.

Über die Argumente, welche Strauß und seinesgleichen aus den Apokryphen des neuen Testaments ziehen, ist der Laie stillschweigend weggegangen. Es scheint mir, daß es für den Übersetzer der deutschen Bibel schwierig gewesen wäre, die echten und falschen Evangelien usw. zu unterscheiden, wenn das Konzil von Chalcedon nicht ebenso wie die Apostel in Jerusalem sagen durften: visum enim est spiritui sancto et nobis! Auch den Vergleich, den Strauß zwischen den Wundern der Schrift und den von der Kirche in spätern Jahrhunderten erfahrenen und geglaubten zieht, möchte Tholuck nicht eben glücklich beseitigt haben.

Steht es schon mit der Feststellung des Umfanges der Heiligen Schrift nicht günstig für den protestantischen Gläubigen, so hat er es noch schwerer, seinem Gegner die Linie zu bezeichnen, wo sich Form und Wesen in den heiligen Büchern scheiden. Der Laie hat sich, wie ich sehe, nicht zu dem desperaten Extreme bekannt, nach welchem auch der rein sprachliche Buchstabe der Schrift, wie er uns vorliegt, auf wirklicher Inspiration beruhe, daher als ein Werk des Heiligen Geistes zu betrachten sei. Dann aber wird es ohne den Glauben an ein unfehlbares, jederzeit und jedermann zugängliches Lehramt in der Kirche, sehr schwer eine Linie aufzufinden, diesseits welcher die absolute Wahrheit ehrerbietig verehrt, jenseits welcher den kritischen Operationen freie Hand gelassen werden könne. „Das Wort der Heiligen Schrift verhält sich zu dem in ihr waltenden Geiste nicht so indifferent wie etwa die

Emballage zum Zuckerhut, aber doch nur wie der Leib zur Seele."

Alle Glieder gehören zwar zu einem und demselben Leibe, und keines ist ihm absolut indifferent; es ist derselbe Schöpfer, der dem Haupte das Haar und der Brust das Herz gegeben; dennoch sind sie mehr oder minder indifferent dem Leibesleben. Wo nicht, warum lebt der Mensch fort ohne Haar und Nagel, aber nicht ohne Herz und Haupt?

Ebenso ist es mit der formalen Beschaffenheit der Heiligen Schrift, und Strauß hat sehr perfide beides vermengt, um eines mit dem andern zu verdächtigen. Wer besitzt aber aus sich, aus seinem besten Willen, aus aller historischen Einsicht, heraus, die Mittel, um dem Verwegenen zu verkündigen: diese Angabe der heiligen Bücher ist unwesentlich, der Auffassung und etwaigen Irrung der Berichterstatter hingegeben, jene aber ist absolute Wahrheit und jede „Forschung" Unglauben?

Reformation und Revolution.

Man kann darauf zählen in den meisten Schriften, die vom protestantischen Standpunkt aus, die politische Geschichte der letzten Jahrhunderte behandeln, auf die Bemerkung zu stoßen, daß die Revolutionen in katholischen Ländern häufiger als in denen gewesen seien, welche durch die „Kirchenverbesserung" hindurchgegangen. Erklärt wird diese Beobachtung dadurch, daß in letzteren das Wort Gottes Eingang bei dem Volke gefunden, und die Pflicht des Ge-

horsams gegen die Obrigkeit eingeschärft habe, welche Schranke bei den Katholiken notwendig habe fehlen müssen.

Ich gehe nur mit Schmerz auf diese Erörterung ein, wenn nicht die Anregung dazu mir zu oft wiederkehrte. Denn es ist dieses einer jener auf oberflächlicher Betrachtung ruhenden Gemeinplätze, welche man nicht müde wird denen zuzurufen, die, eines eigenen Urteils unfähig, solchen Argumenten zugänglich sind. Was lehrt hierüber nun eine etwas weitergehende Untersuchung der historischen Tatsachen?

Allerdings haben Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Belgien Revolutionen und Aufstände in mannigfaltiger Form erlebt, und ihre Zahl ist größer als ähnliches, was sich, mit Ausnahme von England, in Holland, Dänemark, Schweden und anderen protestantischen Ländern zugetragen hat. Man kann zur Erläuterung dieses Umstandes schon vorläufig anführen, daß die größere Leidenschaftlichkeit des südlichen Charakters allen Gewalttaten ohnehin günstiger sein müsse, und daß die in jenen Ländern nie verloschenen romanischen Elemente den demokratischen Tendenzen mehr Nahrung zuführten als die Patrimonialinstitutionen der reineren germanischen Stämme. Es gibt aber noch weit wesentlichere Einwürfe gegen die aus jener Behauptung gezogenen Folgerungen.

Wenn jene Zusammenstellung der Tatsachen für etwas anderes als eine Zufälligkeit gelten will, so muß sie notwendig die Ansicht unterstellen, daß Glauben und Leben der Katholiken der Entwickelung des revolutionären Geistes

förderlicher sei, als das der Protestanten. Hier tritt aber nun die einfache Betrachtung entgegen, daß diejenigen, welche in den angeführten katholischen Ländern die Revolutionen vorbereiteten und ausführten, nicht die der Kirche im Glauben und Leben zugewandten, sondern gerade ihre entschiedenen Gegner waren. Daß die Enzyklopädistenschule, Mirabeau, Robespierre, Danton, daß ferner Lafitte, Lafayette und Konsorten als Katholiken geboren sind, daß dasselbe von Mina, Riego, Mendizabal, Silva Carvalho, wie von Pepe, Mazzini gilt, beweist offenbar nichts, da wohl niemand irrsinnig genug sein wird zu behaupten, jene Männer hätten die Theorie und Praxis ihrer Revolutionen auf katholische Dogmen gestützt. Sie hatten vielmehr immer erst mit dem Abfall von der Kirche angefangen, ehe sie mit dem Staate zerfielen, und ihr Zerstörungswerk war gegen beide gleichzeitig gerichtet. Allenthalben standen daher in diesen Revolutionen die Feinde der Kirche auch auf der Seite der Empörung, die wahren Katholiken hingegen verfochten in der Vendée, Bretagne, in den Baskenländern und am Ebro mit den Waffen, anderwärts mit dem Worte und persönlicher Aufopferung die Sache der rechtmäßigen Obrigkeit.

Belgien scheint hiervon eine Ausnahme zu machen und ist genugsam gebraucht worden, um die politischen Gefahren des „Ultramontanismus“ darzutun. Welches Bewenden hat es aber hier mit der Teilnahme der Katholiken an dem Aufstande von 1830? Allerdings haben Lammenais Lehren auch in Belgien Eingang gefunden

und leider in den Köpfen mancher Gläubigen eine Verwirrung angerichtet, die sie zu momentanen Werkzeugen der Radikalen machte. Diese Lehren sind aber von niemand stärker und unumwundener verworfen worden, als von der katholischen Kirche selbst, und es kann ihr auf keine Weise zur Last fallen, daß die Gebrechen und Gewalttätigkeiten mehrerer Regierungen jenen Irrlehren nur zu sehr Vorschub geleistet haben. Wenn aber von der verhältnismäßig geringen Zahl derer abgesehen werden muß, welche durch den Lammenaismus zur Revolutionspartei hingeführt worden sind, so ist es klar, daß bei den übrigen gläubigen Katholiken, die an den belgischen Aufständen direkt oder indirekt teilgenommen haben, durchaus nicht politische Motive, sondern lediglich die Reaktion gegen den Religionsdruck der holländischen Regierung obgewaltet hat. Ich billige dieses in keiner Weise, verwerfe vielmehr jede aktive Widersetzlichkeit, jede Empörung auch gegen diejenige Obrigkeit, welche den Glauben ihrer Untertanen belästigt und verfolgt. Aber niemand kann in einem solchen Falle behaupten, daß die Auflehnung gegen das härteste aller Joche, gegen den Fanatismus jener alle göttliche und menschliche Ordnung höhnenden „Aufklärung“ mit den Revolutionen zusammen zu werfen sei, die gerade aus demselben Hasse gegen die überlieferte Wahrheit und das historische Recht entspringen, wie der Administrationsdespotismus.

Die belgischen Katholiken, von denen hier allein die Rede sein kann, waren nicht Feinde des monarchischen Prinzips, sondern des Königs von

Holland, eines ihnen durch Staatsverträge vor wenigen Jahren überkommenen Herrn, der ihre heiligsten Interessen offen und geheim unter das Niveau des antikatholischen Zeitgeistes zu beugen sich bestrebte.

Ich leugne daher durchweg, daß die Herrschaft der katholischen Lehre als solcher, in den ihr angehörigen Ländern die Ursache häufiger Revolutionen sein könne, und frage nunmehr, ob sich auch das gleiche von den Revolutionen sagen lasse, an welchen Protestanten den Hauptteil genommen haben. Die Independenten und Leveller in England, die Covenanter in Schottland, stützten sich überall auf ihre Auffassung der protestantischen Glaubens- und Sittenlehre, die Revolution von 1688 hatte ausdrücklich den Sieg des Protestantismus zum Zwecke. In dem Abfalle der vereinigten Niederlande spielten unbezweifelt die religiösen Elemente eine Hauptrolle. Was führte die Hugenotten in Frankreich zu fünfzigjährigen Empörungen, was waren die Triebfedern der Hussiten, der Münsterschen Wiedertäufer, des Bauernkrieges, der ungarischen Malkontenten, der polnischen Dissidenten? Kann man auch hier behaupten, daß nur die Ungläubigen unter den Protestanten sich der Empörung zugewendet, oder daß die politische Theorie, welche man zu verwirklichen strebte, keinen Zusammenhang mit den antikatholischen Dogmen gehabt, keine Nutzanwendung der Lehren der „Kirchenverbesserung“ in sich geschlossen habe?

Aber auch ganz von allen Exemplifikationen abgesehen, in die ich eigentlich ganz wider Willen

verfalle, hat es wirklich einen durchführbaren Sinn, daß das Beispiel der ersten Reformatoren zum ehrerbietigen Gehorsam und zur Unterwerfung unter die von Gott gesetzte Obrigkeit führen mußten? Allerdings zerstörten sie, soweit es an ihnen war, die Selbständigkeit der sichtbaren Kirche, unterwarfen sie der weltlichen Herrschaft, und schufen hierdurch jene Cäsareopapie, die in ihren weiteren Folgen den Thronen ebenso gefährlich als den Untertanen geworden ist. Mußte nicht aber die Verleugnung und der Ungehorsam gegen die eine der auf Erden herrschenden Autoritäten notwendig den Zweifel an der Berechtigung der andern nach sich ziehen? Schon die Reformatoren ließen es, wenn auch durch die Aufregung des Momentes erklärlich, an Andeutungen dieser Art nicht mangeln. Hatte Luther als Grundsatz aufgestellt, daß die Gemeinschaft der Gläubigen der Mittelpunkt der Autorität und die gesetzgebende Gewalt sei (de potestate ecclesiast. I. 445), so sprach er auch bald ausdrücklich aus, „es ist ein Grundsatz des Naturrechtes, daß das Gesetz durch die Zustimmung derjenigen, welche sich ihm unterwerfen und gehorchen sollen, seine Sanktion erhalten müsse.“ (Schreiben an den Kardinal Kajetan.) Wieviel weiter manche seiner Schüler und Nachfolger hierin gingen, bedarf keiner Erwähnung. Allerdings vindizierten sie den Obrigkeiten große, oft unbeschränkte Rechte, aber nur denen, welche sie zum Gedeihen der neuen Lehre verwendeten. Wie sie gegen die Kaiser, gegen die geistlichen und weltlichen Herren, die der Kirche treu blieben, auftraten, was sie zu lehren und ihren An-

hängern zu tun erlaubten, davon gibt die gesamte Reformationsgeschichte in allen Ländern Europas und die Kämpfe bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts nur zu schmerzliche Belege.

Was auch Bellarmin, Mariano und manche andere katholische Schriftsteller Verkehrtes und Verwerfliches aufgestellt, um es als Stützen für die bedrohte Kirche gegen die weltliche Gewalt zu brauchen, so möchte dieses doch nur ein Geringes gegen die gleichartige Literatur der protestantischen Länder sein. Zwischen Languets vindicia contra tyrannos und Hobbes Leviathan liegen ungefähr alle Abstufungen politischer Irrlehre. Lockes System, die bedeutendste Quelle der literarischen Revolution auf diesem Gebiete, ist sicher nicht aus katholischen Irrtümern, sondern recht eigentlich aus dem Wesen des englischen Protestantismus hervorgegangen, wie er sich zu jener Zeit gestaltet hatte.

Die Behauptung, daß die Revolution in den katholischen Ländern einen günstigeren Boden fände, zerfällt daher, nach Ursache oder Wirkung betrachtet, in nichts. Das Wahre an dieser Andeutung besteht nur darin, daß der revolutionäre Geist, der ein Produkt des Abfalles von Gott, überall seine Stätte hat, in katholischen Ländern einen größeren Anreiz findet, und im Siege sich mit mehr Ingrimm und Heftigkeit äußert. Seiner ihm innewohnenden Natur nach, muß ihm die Kirche in ihrer von dem menschlichen Willen unabhängigen, überall die Majestät Gottes verkündenden Gestalt als seine erste und gefährlichste Feindin erscheinen; sie zu zertrümmern ist ihm Bedürfnis, ihre Institute zu berauben, Ge-

winn. Den Hohn und Haß, den er dem ewigen, unerreichbaren Herren geweihet hat, an Seiner Kirche auszulassen, gewährt ihm einen Antrieb und eine Befriedigung, die er in Ländern entbehrt, welche schon seit drei Jahrhunderten diese sichtbare Kirche abgetan haben. Man gebe den Erscheinungen der französischen, der spanischen und portugiesischen Revolutionen nach, und vergleiche sie mit den Aufständen, welche seit 1830 in dem protestantischen Deutschland wie Pilze aufschossen, um, abgesehen von der Verschiedenheit der Nationalitäten, diesen Gegensatz zu fühlen.

Der Messias.

Das Hauptmoment bei jedem Versuche einen gläubigen Juden zu bekehren, geht bekanntlich immer darauf hinaus, ihm nachzuweisen, daß der von ihm erwartete Messias in der Person Christi bereits erschienen sei. Ebenso bekannt ist aber auch, daß sie stets die Frage entgegenstellen, wie es denn hierbei mit der Erfüllung der Prophezeiungen stehe, in denen doch auch der Sieg und Triumph an das Erscheinen des Erlösers geknüpft sei. Hierauf ist ihnen zu erwidern, daß durch den Gottmenschen wirklich auch nur der Teil der Prophezeiungen in Erfüllung gegangen, der sich auf den leidenden Messias beziehe, und daß der andere Teil, der den allgemeinen Sieg der ewigen Wahrheit verkünde, eben erst noch bevorstehe und das Ende der Zeiten sein werde. Der Weg nach Tabor geht über Golgatha, und dieses ist es eben, was den Juden widerstanden und sie

gehindert hat, den Erlöser in der Knechtsgestalt zu erkennen.

Höchst merkwürdig bleibt es aber, daß selbst die tiefere jüdische Theologie einen zweifachen Messias annimmt und erwartet, einen leidenden und einen triumphierenden. Die Kabbalisten des Sohar und die M'draschim unterscheiden zwischen dem M'schiach Ben Joseph und dem M'schiach Ben David. Wenn auch die kabbalistischen Bücher in ihrer jetzigen Gestalt jünger als Christus sein mögen, so beziehen sie sich doch durchweg auf alte Traditionen, und es ist wahrhaftig nicht zu besorgen, daß spätere Juden einen Messias zum Sohne Josephs gemacht haben würden.

Der Irrtum der Kabbalisten besteht lediglich darin, daß sie zwei Funktionen des Messias zu zwei verschiedenen Persönlichkeiten machen. Wie nach ihrer Ansicht die beiden Erlöser sich zu einander verhalten, ob sie gleichzeitig oder nicht erscheinen sollen, ist allerdings aus ihren messianischen Schriften nicht zu ersehen, da diese ebenso viele Deutungen als die Apokalypse zulassen.

Molitor sieht alles Heil für die Juden in dem Wiederbeleben der Kabbalah unter ihnen. Wichtig mag dieses sein, da die höchsten Lehren der christlichen Offenbarung, Fall, Erbsünde, Genugtuung, und eben die ganze Messiaslehre sich ganz an die kabbalistische Theologumena anschließen, letztere daher jenen den Weg bahnen.

Seligkeit und Verdammnis.

Ich komme noch einmal auf die Lehre zurück, daß nur innerhalb der Kirche Heil zu erlangen

sei. Sie ist es, die dem redlichen Katholiken oft so schwer mit den freudigen Erscheinungen zu vereinigen ist, die er an gläubigen Protestanten wahrnimmt.

Vor allem ist wohl darauf hinzuweisen, daß der Sinn jenes Dogma nur der sei: niemand kann außerhalb der Kirche seines Heils sicher sein. So ist salvus zu verstehen. Hiernach wird statuiert, daß allerdings nach Gottes Ratschlusse ein faktisch außerhalb der Kirche Stehender in den Besitz der ewigen, von der Kirche bekannten Wahrheiten gelangen könne. Aus sich heraus wird er aber nicht die Gewißheit erwerben, daß er wirklich die Wahrheit besitze; auch die Vergleichung mit dem Inhalte der Heiligen Schrift, die immer nur auf individueller Auslegung fußen mußte, kann ihn hierzu nicht führen. Nur die Übereinstimmung mit der Kirchenlehre gibt diese Sicherheit; sie sich zu verschaffen ist daher für den zur Erkenntnis Gelangten Gewissenspflicht, ihr zu widerstreben Sünde.

Ja ich glaube, daß diese Ansicht noch einer ausgedehnten Begründung fähig ist. Bei dem Bekenntnisse, daß die katholische Kirche die alleinseligmachende sei, handelt es sich nicht darum, wer selig wird, sondern was selig macht. Die Frage ist keine individuelle subjektive, sondern eine allgemeine objektive, ihre Beantwortung kein Gericht über einen Menschen, sondern über eine Lehre.

Daß die katholische Kirche über den Ketzer das anathema spricht, sagt nicht, wie noch neuerdings Carové behauptet, daß sie jeden Nichtkatholischen der ewigen Verdammnis überweise.

Es ist dieses schon seiner biblischen Bedeutung nach (1. Kor. 16, 22) nur der Ausspruch, daß der Ketzer von der Gemeinschaft der Rechtgläubigen ausgeschlossen sei.

Wie wenig aber die Kirche jeden außerhalb der Kirche Stehenden unbedingt als Ketzer betrachtet, gibt selbst das kanonische Recht deutlich zu erkennen (Decr. S. p. caus. 24. 9. 3; c. 19): „Diejenigen, so ihre Meinung, wenn sie auch irrig und falsch ist, nicht mit hartnäckigem Starrsinn verteidigen, besonders wenn eine solche Meinung keine Geburt verwegenen Eigensinnes ist, sondern wenn sie solche von verführten und in Irrtum verfallenen Eltern empfangen haben, wenn sie hingegen mit behutsamer Sorgfalt die Wahrheit suchen und falls sie solche fänden, ihrem Irrtume zu entsagen bereit sind, solche sollen keineswegs unter die Ketzer gezählt werden."

Ist dieses aber nicht ganz die Lage, in welcher sich gläubige und liebevolle Protestanten befinden, und kommt ihnen daher nicht die mütterliche Schonung der Kirche vollkommen zugute?

Rom.

In jetziger Zeit wird häufig der Vorwurf gegen den Heiligen Stuhl gehört, daß er in seinen Ansichten und seiner Behandlung solcher Punkte, die zwischen der katholischen Kirche und den weltlichen Regierungen streitig sind, sich nach Zeit und Ort richte, an einer Stelle und zu einer Zeit dulde, was er an einer andern bekämpfe. Man bedient sich dieses Argumentes mit vielem Eifer, um der angefochtenen preußischen Gesetz-

gebung über die gemischten Ehen das gegenüberzustellen, was in Österreich, Bayern usw. geschehen, ohne auf Widerstand von seiten Roms zu stoßen.

Die Tatsache ist vollkommen richtig; ich kann aber nicht finden, weder daß hieraus ein Vorwurf gegen den Heiligen Stuhl abgeleitet, noch daß für den Streitpunkt etwas wesentliches dadurch geändert werde.

Dem Heiligen Stuhl ist das Amt gegeben, die Einheit in der katholischen Kirche aufrecht zu erhalten, ihren Nutzen zu fördern, ihrem Schaden zu wehren. Die Wahl der Mittel hierzu kann ihm nur ganz überlassen bleiben; vorausgesetzt, daß es gerechte sind, finden bei dem Gebrauche derselben ganz die Rücksichten statt, welche bei dem Streben nach einem Ziele überhaupt notwendig sind, wenn sich dieses nicht in unbesonnenes und fruchtloses Gebaren auflösen soll. Die Mittel der Lösung der großen Aufgabe nach Zeit und Umständen zu wählen, ist daher nicht bloß erlaubte Klugheit, sondern gebotene Weisheit.

Nun sind aber diese Mittel, auf welche der Heilige Stuhl angewiesen ist, rein geistiger Art; hat er zu irgend einer Zeit den Königen dieser Welt nachahmend ein anderes Schwert als das des Geistes gebraucht, so waren dieses Verirrungen. Schwerlich möchte heute auch der eifrigste Kurialist auf ähnliches zurückkommen. Selbst die leibliche Selbsthilfe verwirft die Kirche; noch ist der Vorwurf nicht gehört worden, daß die irischen, belgischen und polnischen Aufstände, wie groß auch der Anteil sei, welchen kirchlicher Druck

an deren Entstehen gehabt, als solche die Billigung des Stuhles Petri erhalten hätten.

Rein geistige Mittel versprechen aber nur Wirksamkeit, wo die Zeiten ihnen entgegenkommen, die Personen eine Empfänglichkeit für dasjenige bewahrt haben, was nicht von dieser Welt ist. Wenn der Geist hingegen in ganzen Perioden erloschen scheint, wenn die große Mehrzahl der Lebenden taub geworden für die Ermahnungen der inneren und äußeren Stimme der Wahrheit, wenn die Gewalt in den Händen solcher Machthaber sich befindet, die der Kirche mit fanatischem Hasse gegenüberstehen, so gebietet die Weisheit das Unabwendliche schweigend zu tragen, um schlimmeres zu verhüten. Der Heilige Stuhl duldet dann, was er mit den Waffen des Geistes nicht zu besiegen vermag; er vergibt den Rechten der Wahrheit nichts, er kapituliert nicht mit den Peinigern der Kirche, er fordert ebensowenig zur Widersetzlichkeit auf, sondern er zeigt durch sein Beispiel den Gläubigen ihren Weg, um sich rein zu halten von der Teilnahme an Unrecht, zu leiden und zu hoffen.

Wenn der Zorn des Herrn gewichen, sein Strafgericht erfüllt ist, wenn Zeiten und Menschen, nachdem sie den Taumelbecher bis zum Boden geleert, wieder zu erwachen und der Wahrheit sich zu erschließen beginnen, dann ertönt jene Stimme wieder, die seit fast zwei Jahrtausenden dem wandelnden Geschlechte unveränderliche Wahrheiten vorgehalten; sie mahnt, straft und lehrt. Es mag dann wohl begegnen, daß in seltsamer Täuschung befangen, die Zeitgenossen, welche auf ihren verworrenen Bahnen die nach

ihrem ewigen Ziele unverwandt strebende Kirche bald rechts, bald links, dann über, dann unter sich zu sehen wähnten, dieser vorwerfen, sie selbst sei auf krummen Wegen gegangen.

Als Joseph II. in Österreich einen Vertilgungskampf gegen die katholische Grundlage der Länder begann, welche Gottes unerforschliche Fügung seinem Szepter unterworfen, entstand eine Gesetzgebung, die für alle Zeiten als ein Beispiel dastehen wird, bis zu welchem Extreme der Geist eines ungläubigen Jahrhunderts einen rechtmäßigen Landesherrn führen kann. Es war dieses der tiefste Punkt, bis zu welchem Europa zu sinken vielleicht bestimmt ist. Der Kaiser stand nicht allein, er repräsentierte den Fanatismus jenes stumpfsinnigen Hasses Christi, der mit dem welthistorischen Namen der Aufklärung behaftet worden ist. Innerhalb und außerhalb Österreichs jauchzten ihm die Gesinnungsgenossen zu; er fand Apologeten und Helfershelfer mehr als er bedurfte. Pius VI. versuchte, was Vorstellungen aller Art, was jede Appellation an die Reste christlicher Erziehung, natürlicher Gewissenhaftigkeit, ja nur an die ganz gewöhnliche Redlichkeit vermochten. Umsonst. Der Fieberrausch der Zeit ließ keine Erkenntnis aufkommen. Da duldete der Papst, was er nicht zu hindern vermochte, und harrte, den Blick hinausgewandt, der Zeiten, die da kommen würden. Die Gesetzgebung Josephs schien die Cäsareopapie für immer entschieden zu haben.

In Belgien und Ungarn regten sich, von Rom weder veranlaßt noch unterstützt, die Reste katholischer Gläubigkeit; sie zückten das Schwert zur

Verteidigung des höchsten Gutes, wie einst Petrus getan, aber auch wie dieser von dem Quell der Wahrheit getadelt und zurechtgewiesen. Joseph ging in sich; schwerlich durch bessere Überzeugung, aber durch äußere Gefahr eingeschüchtert, stellte er einen Teil seiner Gewalttätigkeiten ein. Nach seinem Tode kam Leopold, der in Toskana ähnliches begonnen, jetzt aber gewitziget durch seines Bruders Erfahrungen, noch mehr durch die furchtbare Zuchtrute der französischen Revolution. Ihm folgten Franz, der kirchlich erzogen, katholische Gläubigkeit auch auf dem Throne bewahrte. Die Gesetzgebung Josephs bestand fort, ebenso die in dieser Schule gebildeten Beamten. Aber die Fesseln, in welche beide die Kirche geschlagen, wurden durch die Gesinnung des Kaisers, seines Hauses und besonders des Fürsten Metternich gelockert; in vielen war, aller sonstigen Frivolität ungeachtet, die Überzeugung lebendig geworden, daß dem Staate und der Kirche gleichmäßiges Verderben drohe, wenn der politische und religiöse Atheismus sein Werk vollende. Wiederum erhob sich die Stimme von Rom; Großes wurde gewirkt zur Wiederbelebung und Kräftigung der Kirche in Österreich. Wenn auch noch immer der Alp der josephinischen Gesetze und Menschen auf den österreichischen Katholiken lastet, ängstigend und hemmend, so ist doch der feindselige Geist in engere Schranken gewiesen und die Ausübung ist oft besser als die dürre Bestimmung des Gesetzes. Wohlunterrichtete fürchten für eine neue Reaktion des Unglaubens; tritt diese aber nicht ein, so wird die Kirche allmählich wieder den Boden gewinnen, der ihr

entrissen worden, und die Gesetze werden dann dem neuen besseren Geiste folgen.

So hat Rom stets gehandelt, so muß es handeln, eingedenk seines Berufes. Es ist nicht ohne tiefe Bedeutung, daß es selbst die Bischofssitze noch besetzt, die seit Jahrhunderten in den Händen der Ungläubigen sind; jedes durch den Mißbrauch weltlicher Gewalt der Kirche entrissene Recht ist ein Bistum in partibus infidelium.

1839.

Der Glaubensgrund des Protestantismus.

In wem die göttliche Gnade das Bedürfnis des Glaubens erweckt, in dem zeigt sich dieses Bedürfnis als Erkenntnis des eigenen Verderbens und daraus erwachsende Sehnsucht nach Erlösung und Heiligung. Alle Menschen verhalten sich hierbei auf gleiche Weise, die Konfession, in welcher sie geboren worden, kommt bei dieser Erweckung zunächst nicht unmittelbar in Betracht.

Woher nimmt aber nun der aus dem Sündenschlafe erwachte, dem heilbringenden Worte sehnsuchtsvoll harrende Mensch den Inhalt dieses ihn erlösenden und heiligenden Glaubens?

Der Glaubensgrund des Katholiken ist bekanntlich schon in den Worten des heiligen Irenäus ausgesprochen: ubi ecclesia ibi et spiritus dei.

Woraus schöpft aber der die Autorität der Kirche Verwerfende seinen Glauben?

Die Rationalisten antworten: aus dem richtigen Gebrauche der Vernunft. Mit diesen bedarf es keiner weiteren Verhandlung.

Was sagen aber die christgläubigen Protestanten? Aus der Heiligen Schrift. Diese werden nun Rede und Antwort auf folgende Fragen stehen müssen:

1. Woher wißt ihr christlichen Brüder, daß die Heilige Schrift formell und materiell, durchweg Gottes Wort und nicht die Meinungen derjenigen enthalte, welche die verschiedenen Teile derselben abgefaßt haben? Sie selbst legt nirgends ein bestimmtes Zeugnis ab, daß ihr Inhalt Werk göttlicher Inspiration sei. Die Bürgschaft, welche in der Kirchenüberlieferung liegt, kann euch nichts oder höchstens als menschliche Wahrscheinlichkeit gelten.

2. Woher habt ihr die Kenntnis und Überzeugung, daß gerade das vor euch liegende Buch wirklich jene Heilige Schrift sei, daß es weder mehr noch weniger enthalte als der Heilige Geist eingegeben? Wie lange ist die Echtheit des Hebräerbriefes und der Apokalypse bestritten worden, wie viele erleuchtete Geister haben von den sieben katholischen Briefen nur drei für kanonisch erklärt, die andern in die Antilegomena gewiesen! Ist nicht eine der begabtesten Schulen der protestantischen Bibelforschung, die Baursche in Tübingen, auf vollem Wege, selbst das Evangelium Johannis und den größeren Teil der Episteln als unecht zu verwerfen?

Und umgekehrt, wie groß war die Zahl der Schriften, welche in einzelnen Gemeinden und Kirchen für Gottes Wort gehalten wurden! Bekanntlich gab es in den ersten Jahrhunderten ungefähr vierzig Evangelien, eine beträchtliche Zahl von Apostelgeschichten, von Lehrbriefen und

Apokalypsen, von denen mehrere, wie das Evangelium der Nazaräer und das der Ebioniten unbezweifelt in das apostolische Zeitalter gehören und von den ältesten Vätern zitiert worden. Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß mehrere dieser Lehrschriften selbst älter als die vier kanonischen Evangelien sind. Aus allen diesen hat das unfehlbare Lehramt der Kirche auf dem Konzil von Karthago diejenigen Bücher ausgeschieden, welche das Werk des Geistes sind und hierdurch den Kanon der Schrift bestimmt. Ohne Inkonsequenz könnt ihr den Vätern dieses Konzils nicht eine übernatürliche Befähigung zur Feststellung der Wahrheit zugestehen, die sie dann auch noch bis zum gegenwärtigen Momente besitzen müßten.

Woher nehmt ihr daher die Kennzeichen eures Kanons? Nicht, wie eben gezeigt, aus dem Alter der heiligen Bücher. Nicht aus der etwa besonderen Berufung der Verfasser, da von unseren kanonischen Büchern mehrere, wie die Evangelien Lucä und Marci und die Apostelgeschichte ziemlich obskure Verfasser haben, während unter den apokryphen Büchern einige vielleicht wirklich von den Aposteln herrühren, deren Namen sie tragen, andere z. B. von Leucius, einem wirklichen Schüler des Apostels Johannes, geschrieben sind. Ja die uns erhaltenen sämtlichen Schriften der heiligen Barnabas, Hermas, Klemens, Polycarp, Ignatius haben Verfasser, die unmittelbare Schüler der Apostel Christi waren. —

Auch der Inhalt konnte und kann nicht unmittelbar berechtigen alle nicht in den Kanon aufgenommenen Schriften als apokryph zu erkennen, da mehrere unter ihnen durchweg den Geist

des Evangeliums atmen. Umgekehrt scheinen mehrere der kanonischen Bücher jenes Geistes ehe zu ermangeln. In dem Hohenliede sind die Zeichen prophetischer Inspiration wenig sichtbar, der Brief Jacobi wurde von Luther ohne weiteres verworfen, in dem Briefe Judä werden offenbare Apokryphen zitiert.

Wer mit der Geschichte des Kanons in den ersten Jahrhunderten bekannt ist, wird nicht behaupten wollen, daß menschliche Einsicht diese Zwiespalte zu schlichten fähig gewesen wäre. Die von der Kirche getrennten Konfessionen bleiben um so mehr die Antwort auf diese Frage schuldig und verfallen bei ihrer Ansicht von der Heiligen Schrift in Inkonsequenz, als sie selbst eine Reihe von Lehren annehmen, welche aus den Worten der Heiligen Schrift nicht zu erweisen, sondern augenscheinlich aus späterer Tradition hervorgegangen sind.

3. Beides aber auch zugegeben, nämlich daß ihr die Gewißheit zu erlangen vermöchtet, in der Heiligen Schrift wirklich das Wort Gottes, und zwar vollständig, zu besitzen, so frage ich weiter: Wie gelangt ihr zu dem sprachlichen Verständnis dieser Bücher? Abgesehen davon, daß das Evangelium Matthäi, vielleicht sogar der Hebräerbrief, gar nicht mehr im Original existieren, wer sichert euch, daß ihr den griechischen Text des Neuen Testaments rein besitzt? Bekanntlich gibt es keine vorhandene Handschrift, welche über das 3. Jahrhundert hinausreichte, wieviel Korruptionen könnten hier als möglich gedacht werden! Was solche Zweifel über den wahren Text zu sagen haben, betrachte man z. B.

an dem Fundamente unseres Glaubens: der Trinitätslehre. Gerade hier sind die wichtigsten Texte zweifelhaft. Eines der stärksten Zeugnisse für die Gottheit Christi, Röm. 9, 5., ist von den Sozinianern durch bloße Substitution eines Punktes für ein Komma beseitigt worden. In der Hauptstelle 1. Tim. 3, 16 bleibt es zweifelhaft, ob *ΘΣ* (statt *ΘΕΟΣ*) oder *ΟΣ* gelesen werden muß, und hiervon hängt ab, ob es heißt: Gott ward geoffenbart im Fleische, oder bloß: Er ward geoffenbaret im Fleische. Welche minutiöse Untersuchungen haben Wettstein und Berriman mit dem Alexandrinischen Kodex vorgenommen, um zu bestimmen, ob der verhängnisvolle Strich im *O* zu lesen sei oder nicht! Der letztere fand ihn, der erstere leugnete es. Ganz ebenso wird in der Stelle Apostelgesch. 20, 28 die Beweiskraft für die Gottheit Christi vernichtet, wenn man, wie viele wollen. *κυρίου* statt *Θεοῦ* liest. Der berühmte Text 1. Joh. 5, 7, der lange als Basis der Trinität galt, ist jetzt von vielen Seiten als unecht aufgegeben worden. Wo liegt unter solchen Umständen die Zuversicht? —

Wenn ihr aber auch in dem so bunt gemischten Textus receptus den echten Text durchweg besitzt, wer sichert euch, daß ihr überall die sprachliche Bedeutung jedes Wortes jenes sehr eigentümlichen Idiomes wirklich zu verstehen imstande seid? Gleichgültig ist es wahrhaftig nicht, was *πορνεία* bei Matth. 5, 32 und 19, 9, was *φυλακὴ* bei Matth. 5, 25 bedeute, da hiervon abhängt, ob der Ehebruch scheidet und ob ein Reinigungsort jenseits zu glauben sei.

Ist schon diese Schwierigkeit bei dem Urtexte vorhanden, wieviel unsicherer sind noch die Übersetzungen in die Landessprachen! Fast alle Reformatoren beschuldigten sich falscher Übersetzungen der Schrift. Beza verwarf Ökolampadius, Castalio verwarf Bezas Übersetzung, Molinäus beide. Zwingli warf Luthern absichtliche Entstellung vor. Die englische Übersetzung wurde von den Predigern ganzer Diözesen als eine „absurde, sinnlose" bezeichnet, allein in den Psalmen über zweihundert Abweichungen und Änderungen gegen den hebräischen Text nachgewiesen. Und doch sind es nur diese Übersetzungen, auf welche die Mehrzahl der in der Schrift Forschenden angewiesen ist und daher recht eigentlich den speziellen Inhalt seines Glaubens von dem Werke der Menschen abhängig macht.

4. Ich nehme aber weiter an, ihr wäret zu vollkommener Sicherheit über den sprachlichen Inhalt der heiligen Schriften gelangt. Begreiflicherweise ist hiervon aber noch ein weiter Schritt bis zu dem Verständnis des Sinnes. Wer sichert euch diesen, da ihr in der Kirche kein von Gott mit der Gabe subjektiver Unfehlbarkeit ausgerüstetes Lehramt anerkennt? Die sprachliche Hülle ist gewiß nichts Gleichgültiges, dem Inhalt Fremdes; immer aber verhält sie sich doch nur wie der Leib zur Seele. Wer lehrt euch die letztere anschauen, in dem ersteren, das Wesentliche von dem bloß Formellen, Sprachlichen unterscheiden.

Die sogenannte historisch-grammatische Interpretation eurer Theologen ist doch jedenfalls nur Menschenwerk und wahrlich kein vollkommenes,

sondern ein mangel- und lückenhaftes. — Eines der größten Beispiele, welchen Irrtümern eine ganze Nation Jahrtausende hindurch in der Auslegung der heiligen Schriften anheimfallen kann, ist die durchaus falsche Vorstellung von der wahren Natur des Messias, welche die Juden aus dem Alten Testamente herauslesen. Ganz dasselbe ergab für das Neue Testament die Auslegungsmethode der Gnostiker im ersten Jahrhundert. Diese Männer, und unter ihnen sehr gelehrte und fromme, waren zum Teil Zeitgenossen der Apostel, redeten noch dieselbe Sprache, in welcher die heiligen Schriften verfaßt sind, besaßen alle nur denkbare Mittel der Interpretation und kamen dennoch bei ihrem Verwerfen der Autorität der Kirche bis zu gänzlicher Verkehrung aller Lehren des Evangeliums. Was ist nun von Forschern zu erwarten, denen alle jene Hilfsmittel abgehen?

Es ist dieses der Punkt, wo sich der gläubige Protestant auf den unmittelbaren Beistand des Heiligen Geistes, das testimonium internum, zurückziehen wird, der jedem verheißen, welcher ihn ernstlich erfleht. Es kommt zunächst nicht auf eine tiefer greifende Erörterung über das Ganze des Systems, auf eine Nachweisung der Unmöglichkeit an, diese Wirkungen des Heiligen Geistes von der bloß subjektiven Tätigkeit des Individuums zu unterscheiden. Die Erfahrung genügt hierzu vollkommen; ein Blick auf die endlosen Spaltungen und Verschiedenheiten, welche, und nicht in Nebensachen, sondern in Hauptpunkten des Glaubens, in den protestantischen Konfessionen hervorgetreten sind und sich auch heute

noch in dem kleinsten Kreise wiederholen, sollte jeden lehren, daß hier der ewig in sich einige Geist der Wahrheit nicht vorgewaltet, daß auch der reinste Wille, die heißeste Sehnsucht, das ernsteste Bestreben nicht vor den Verirrungen der auf eigene Erleuchtung zurückgewiesenen Seele zu schirmen vermag. Schon vor Ende des 16. Jahrhunderts gab es über die Bedeutung der Worte: dies ist mein Leib, gewiß nicht weniger als hundert Auslegungen, wie viele über die Genugtuung, über die Erbsünde, über den freien oder geknechteten Willen, über die Vorherbestimmung, die guten Werke, und alle diese wurden von einsichtsvollen und gläubigen Männern aus der Schrift abgeleitet und zu ganzen Systemen ausgebildet. Man gedenke der osiandrischen, flazianischen, majoristischen, synergistischen und antinomistischen Streitigkeiten und frage sich, ob selbst nur innerhalb des gläubigen Luthertums die Schriftforschung zur Gemeinschaft in Glauben und Lehre hingereicht habe!

Soll daher das Prinzip der sich selbst genügenden freien Bibelforschung nicht jede Möglichkeit einer christlichen Gemeinschaft aufheben, so hat, wie das die Geschichte des Protestantismus lehrt, stets Zuflucht zu einer authentischen Erläuterung der heiligen Schriften durch Konfessionen, Symbole genommen werden müssen. Wo auch diese noch Lücken ließen, sind die Lehrmeinungen einzelner, ihrer Zeit vorzugsweise zusagender Männer als Ergänzung hinzugezogen worden. So ist also im notwendigen Kreislaufe der Dinge, die als Menschensatzung geschmähte Autorität der Kirche in einer Form wiederge-

kehrt, bei der nur die ganze Verdüsterung dieses unerforschlichen Zerwürfnisses es erklärlich macht, daß wahrhaft gläubige und erleuchtete Christen, wie sie deren jede der getrennten Konfessionen in sich schließt, sich damit begnügen können.

Barmherzige Schwestern.

Die segensreiche Wirksamkeit der verschiedenen Kongregationen zur Krankenpflege, die universelle Verehrung, welche sie in allen katholischen Ländern genießen, mußte die getrennten Konfessionen zu dem Versuche aufstacheln, ähnliches zu versuchen. Wenn ihre kirchlichen Gemeinschaften dergleichen Institutionen der christlichen Liebe nicht hervorzubringen vermochten, so blieb dies immer ein schlimmer Makel.

Brentanos Buch und die jetzt auch in Deutschland zunehmende Verbreitung der Schwestern von S. Charles und S. Vinzenz haben zunächst die Projekte hervorgerufen, welche an manchen Orten laut geworden und die auch Fliedner in Kaiserswerth auszuführen unternommen hat. Ich glaube nicht an d a u e r n d e s Gelingen, wenn ich es auch aufrichtig wünsche. Nicht als wenn es unter den Protestanten nicht auch Seelen voll werktätiger Liebe geben sollte, aber das sakramentale Band wird ihnen stets fehlen. Kann ohne diese Einigung und den hieraus sprießenden Gehorsam, demnach ohne bindende Gelübde, wohl eine g ä n z l i c h e Hingebung des Daseins, ein g ä n z l i c h e s Lösen von allen Banden des Lebens erwartet werden? An Krankenpflege,

selbst an treuer und gewissenhafter, hat es nie gefehlt; solche Pflegerinnen wird auch Fliedner erziehen. Aber das gänzliche Aufgeben des eigenen Willens, das wirkliche Annehmen des Heilandes zum Seelenbräutigam wird er nicht erzielen, und dieses ist es allein, was die katholischen Kongregationen von der Klasse der gewöhnlichen Krankenpfleger unterscheidet.

Man betrachte nur die Ehe! Was unterscheidet diese von jeder andern Herzensverbindung? Ist es nicht das sakramentalische Band, das *ausschließliche* Versenken des ganzen Menschen in diesen Beruf?

Fliedners und ähnliche Institute zur Krankenpflege verhalten sich zu den Kongregationen der Barmherzigen Schwestern etwa wie ein gewöhnlicher Tisch zu einem Altar. Ersterer hat die materielle Gestalt und den äußeren Zweck mit dem Altare gemein und kann vortreffliche Dienste leisten; die Kalviniſten wollten ja sogar keinen anderen Altar. Aber die Weihe fehlt, die geistliche Bedeutung; der Beruf, daß dieser Tisch eben nie zu anderem dienen kann und darf, als um den Herrn zu verherrlichen.

Protestantische Polemik.

Niemand kann dringender wünschen, mit den Gläubigen unter den getrennten Brüdern stets einen christlichen, liebevollen Verkehr zu bewahren als es bei mir der Fall ist. Hierin gibt es aber keine schlimmere Störung als das Lesen mancher protestantischer Streitschriften, und ich mache zehnmal die Erfahrung, welcher Anreiz zu

gänzlichem Abwenden von aller Gemeinschaft darin liegt. Diese selbstgenügsame Unkenntnis katholischer Dinge, dieses wohlgemute Wiederholen tausendmal widerlegter Behauptungen, dieses selbstgefällige Wiegen in der eigenen Vortrefflichkeit reizt den Unmut in einem Grade, über den es oft sehr schwer ist, Herr zu werden. Ich weiß nicht, ob es nicht noch härter fällt, die Überwallungen des sauren Sektenhasses zu erdulden als die Brutalität oder den Hohn des eigentlichen Unglaubens. Von diesem erwartet man nichts anderes; wenn er die katholische Kirche haßt und schmäht, so ehrt er sie eben dadurch als Vormauer jeglicher göttlichen Ordnung auf Erden. Er mißbraucht hierbei nicht den Ausdruck ewiger Wahrheiten, er schwingt nicht in seinen rohen Fäusten die Waffen, die er zum Dienste derselben Wahrheit empfangen. Nein, er hat sein eigenes Arsenal und mit der Kirche will und kann er nichts gemein haben.

Gerade dies aber ist der schmerzliche Eindruck, den die Schriften so vieler protestantischen Polemiker hinterlassen, oft selbst die besseren nicht ausgenommen. Mein Interesse an dem Geist in jeglicher Gestalt führt mich immer wieder zu Tholuck, Marheinecke u. a. hin, aber ich bedarf stets einer ernstlichen Rückkehr in mich selbst, um nicht einer Empfindung der Gehässigkeit Raum zu geben, die Gott von mir immerdar fernhalten wolle!

Was soll das Absprechen, das Ignorieren aller Gegengründe, das Verschließen der Augen vor jeder logischen und historischen Konsequenz bedeuten? Was will man mit dem Hinstellen

von losen Behauptungen erreichen als wenn sich die Zustimmung des Lesers ganz von selbst verstände? Einen gläubigen Katholiken überzeugen, doch wohl gewiß nicht. Der am wenigsten Erleuchtete findet hingegen Schutz in der Erfahrung seines eigenen Herzens. Ein in der Übung des Denkens und Forschens begriffener Katholik verachtet aber dergleichen Angriffe, deren Seichtigkeit und Verblendung schon die oberflächliche Betrachtung an den Tag zieht.

Selbst demjenigen, der ohne alles christliche Bedürfnis sich nur die Fähigkeit eines unbefangenen Nachdenkens bewahrt hat, kann durch eine solche Polemik schwerlich etwas abgewonnen werden. Wenn er bloß dem natürlichen Lichte folgt, so langt er weit eher dadurch bei Lessings Resultate an: entweder Katholizismus oder überall kein Christentum!

Verbindet er hiermit eine parteilose Beschäftigung mit der Kirchengeschichte, so wird er unausbleiblich finden, daß dasjenige, was außerhalb der Kirche christliche Gläubigkeit genannt werden kann und soll, nichts als die unvertilgbare Sehnsucht nach Erlösung und Heiligung im gefallenen Menschen ist, die sich innerhalb der Trümmer des Umsturzes Hütten errichtet, die das hilfsbedürftige Individuum vor dem Zorngerichte des Herrn zu schützen versprechen.

Es beibt also nur der große Haufen übrig, auf welchem solche Bücher berechnet sein könnten und der zu erzielende Effekt ist dann der, welchen Friedrich Wilhelm I. dem Hofmeister seines Sohnes empfiehlt: „ihm vor der katholischen Religion einen Abscheu zu machen."

Ach, wie weh tut diese Betrachtung! Und wie innig wünschte ich, daß die Vorwürfe der Lieblosigkeit, des Mangels an objektiver Aufrichtigkeit oder mindestens an allem Eingehen in die Gefühle und Zustände des Gegners, nicht auch oft genug gegen diejenigen gewendet werden müßten, welche die Waffen im Namen der Kirche Gottes führen!

Zölibat.

Nichts ist begreiflicher, als daß man von denen, welche christlicher Vollkommenheit nachstreben, verlangt oder erwartet hat, daß sie sich der Ehe enthalten sollten. Wie überall hat nur auch hier die Kirche das allein richtige getroffen, indem sie es dem inneren Beruf eines jeden anheimstellte, ob er unter göttlichem Beistande der Befriedigung der Sinne entsagen könne und wolle, während vielfältige häretische Sekten, von manchen Gnostikern an bis zu Gichtel, dieses als objektives Gebot aufstellten. Alle Schmähungen, welche in der Reformationsepoche gegen den Zölibat ausgesprochen wurden, sind ebenso nichtig, wie die brutale Populationswut des 18. Jahrhunderts oder die Sentimentalität der letzteren Zeiten. Der Zölibat ist ganz ebenso in der Ordnung der menschlichen Dinge begründet als die Ehe. Bessergesinnte, die den geistlichen Wert der Enthaltsamkeit sonst anerkennen, pflegen sich auf den Tadel zu beschränken, daß der Zölibat freiwillig sein müsse, um verdienstlich zu werden. Auch dieses ist ganz irrig; wird denn der Wert der ehelichen Keuschheit dadurch gemindert,

daß sie auf einem unauflöslichen Gelübde fußt, oder ist das Halten an der Christenlehre darum geringer, weil schon in der Taufe ein feierliches Versprechen abgelegt und später bei der Konfirmation erneuert worden ist?

Gott hat die Ehe eingesetzt; wer sich verehelicht, sündigt nicht, dieses ist ganz gewiß. Es verhält sich hiermit, wie mit so manchen andern Zulassungen, die der menschlichen Gebrechlichkeit, den Söhnen und Töchtern Adams gemacht worden sind, um zu regeln, zu ordnen, ja zu weihen, was aus dem Falle geflossen ist und fließt. Hiermit ist aber durchaus nicht ausgeschlossen, daß der Mensch „sich verschneide um des Himmelreichs willen", sondern es bleibt nach wie vor gesagt, daß heiraten gut, nichtheiraten aber besser ist. Nur dem Brunstleiden ist die Ehelichung als das ratsamere gegenübergestellt, immer aber die Entsagung gepriesen und als das höhere anerkannt. Es gibt kaum eine Lehre, einen Ratschlag, den der Heiland selbst und seine Apostel, insonderheit Paulus, eindringlicher gepredigt hätten. Nur die Heftigkeit der ersten Reformationszeit und liederliche Empfindsamkeit der spätern Jahrhunderte konnte dieses verkennen.

Man prüfe nur seine eigenen Erfahrungen, um zu fühlen, wie auf jedes ernstere und reinere Gemüt die jungfräuliche Enthaltung einen soviel höheren Eindruck macht als die beste Ehe. Ich meines Teils kann gar nicht leugnen, daß wenn ich ein geistiges, edles weibliches Wesen in die Ehe treten sah, mich jederzeit ein Gefühl von Entweihung, von Herabsinken überkam, das sich zuweilen bis zu physischem Widerwillen steigerte.

War eine solche Ehelichung nun gar, wie so oft, nicht aus dem Bewußtsein einer vollen und ungeteilten Hingebung des ganzen Daseins hervorgegangen, oder sank eine Jungfrau in frivole, nichtige, ja schmutzige Arme, so kann ich mich kaum überwinden, hier die Berechtigung der Ehe anzuerkennen. Was hilft in solchem Fall alles Hin- und Herwenden, ist diese Erscheinung denn etwas materiell verschiedenes von dem bloßen Versinken in die Geschlechtslust? Wo soll ich die Ehrerbietung von dieser Seite der Ehe hernehmen, so sehr ich auch den Hergang begreife und als gesetzlich zulässig anerkenne!

Meister Eckart.

Die neuesten Untersuchungen über den Meister Eckart haben mich ungemein gefesselt und mannigfaltige Betrachtungen rege gemacht. Eine große mysteriöse Gestalt, zwischen einem gefährlichen Ketzer und einem hochgepriesenen Kirchenlehrer mitten innestehend!

Ist es nicht manchem andern, ist es nicht vielleicht jedem so gegangen, der in das Geheimnis des Wesens der Dinge mit allen Kräften seiner Seele einzudringen sich unwiderstehlich getrieben fand? Fast kommt es mir so vor, und Eckart ist

---

Meister Eckart (besser Eckhart) O. Pr. aus Pochheim bei Gotha, der berühmte Begründer des mystischen Systems in der Askese, Provinzialprior von Sachsen, später von Böhmen, gestorben 1327 als „Lehrmeister zu Köln".

Die neuere Eckhartforschung leitete ein C. Schmidt in den Theologischen Studien und Kritiken 1839. S. 673 ff.

nur deswegen so besonders lehrreich, weil selten soviel Demut, Reinheit, Strenge und Ernst auf diesem Wege gefunden worden ist. Und dennoch ist hieraus bei anderen ein System erwachsen, in dem die Demut zum gefährlichsten Hochmut, die Reinheit zur ungebundenen Sinnenlust, die Strenge zu völliger Gesetzlosigkeit, der Ernst zu zuchtloser Ausgelassenheit umschlug. Was den Begharden, den Brüdern des freien Geistes, gewiß nicht ohne Grund vorgeworfen worden, liegt alles schon in den Resultaten der Eckartschen Spekulation. Der Antinomismus ist unausweichliche Folgerung aus jeder Lehre, welche den Unterschied zwischen dem endlichen und dem unendlichen Geist aufhebend, in dem Heilande nur den Regenerator, nicht den Redemptor sieht und es als erreichbares Ziel der Regeneration hinstellt, daß in dem Wiedergeborenen Christus allein lebe.

„Der Pantheismus ist der Anfang und das Ende der Spekulation der gefallenen Menschheit!"

Wenn ich mich mit diesen Studien beschäftige, so komme ich mir vor wie ein solcher, der in das Wasser geht, um das Element kennen zu lernen und zu erfahren, wie die Bewegung des Schwimmens tut. Er will und kann aber seinen eigenen Kräften nicht vertrauen, sondern hält sich an das Seil, das ihn mit der hilfreichen Hand verbindet, die auf festem Boden außerhalb und unzugänglich den Schwankungen des gefahrvollen Elementes steht. So mag er versuchen, wieviel und wieweit er in diesem fremden und geheimnisreichen Zustand sich einzuleben imstande sei;

alles muß er anders unternehmen wie bisher, liegen, statt zu gehen, immer seine Bewegungen so abmessen, daß er weder sinke noch steige. Er kann dieses wagen, da er weiß, daß er sich nicht weiter von dem besten, ewig ruhenden Punkte zu entfernen vermag als eben der Spielraum des sichernden Bandes zuläßt, und da ihm das Bewußtsein bleibt, daß im Augenblicke drohender Gefahr jene feste Hand ihn an sich ziehen werde.

Wenn ich mein Gleichnis fortsetze, so gemahnen mich jene Denker als solche, die im unwiderstehlichen Drange oder titanischen Übermute das Band der Kirchenlehre und Zucht zerreißen und sich Kopf unten in den lockenden Strudel des sogenannten reinen Gedankens stürzen. Was sie als eine willkürliche Hemmung ansahen, war der einzige Faden des Heils, den der Schöpfer seinem Geschöpfe gegeben zum Schutze in dem fremdartigen, verräterischen, durch irdische Kräfte nicht zu bewältigenden Elemente. Statt dem verzweifelnden oder vermessenen Springer seine Geheimnisse zu offenbaren, zieht es ihn rettungslos in die Tiefe.

Der katholische Rationalismus.

Was manche akatholische Machthaber als solche, was die Feindschaft der abgesonderten Konfessionen überhaupt der katholischen Kirche an Schaden zufügen mag, ist geringfügig gegen die in ihrem eigenen Schoße wütenden Feinde.

Es ist dieses derselbe Geist des Unglaubens, dieselbe Vergötterung der irdischen Erscheinung der Dinge, die in ihrer milden Form unter dem

Namen des Rationalismus längst schon im Protestantismus Bürgerrecht gewonnen hat. Nur immer mit dem wichtigen Unterschiede, daß der Zerstörungs- und Negationsprozeß bei den Protestanten gleich von Haus aus sich gegen das Dogma richtet, da er keine Vorwerke zu überwinden hat. Der Streit gegen die symbolischen Bücher gehört eigentlich gar nicht auf das religiöse, sondern nur auf das bürgerliche Gebiet, da man nur verlangt, von einer äußeren Schranke befreit zu sein, deren innere Verbindlichkeit ohnehin von keinem Rationalisten mehr anerkannt wurde.

In der katholischen Kirche steht es insofern noch anders, als hier die Verfassung selbst einen festen Wall um die Dogmen bildet und man sich von letzteren nicht offenkundig lossagen kann, ohne zugleich faktisch aus der Kirche zu scheiden. Daher muß erst die Verfassung aufgelockert, teilweise zerstört werden, ehe man mit Erfolg an die Lehre kommen kann. Der Kampf gegen die Rechte des Primats, gegen den Zölibat, gegen die Einheit und Exterritorialität der Kirche, gegen ihre allgemeine Sprache, gegen die Ehedisziplin muß erst zum Ziele geführt haben, ehe man hoffen darf, das Evangelium des rationalistischen Unglaubens in die Kirche einzuführen.

Dieses ist der eigentliche Sinn jener Erscheinungen in Ungarn, wo Stände, die größtenteils aus Katholiken bestehen, den Rest der Schutzwehren gegen Josephinische Ehegesetzgebung zerstören, — in der oberrheinischen Kirchenprovinz, wo zahlreiche Petitionen von Geistlichen die Aufhebung des Zölibats und die Zusammen-

berufung einer gemischten Synode verlangen, — in der Schweiz, wo die herrschenden Männer in den katholischen Kantonen die Kirche bekriegen. Daher jener Applaus so vieler schlechter Katholiken aus allen Teilen Deutschlands bei den Gewaltschritten der Regierungen. Nicht der Zuwachs an Macht für diese, sondern lediglich der Schaden der Kirche erregt ihre Teilnahme.

Was man Rationalismus oder ähnliches nennt, ist überhaupt bei den betreffenden Personen weit weniger Irrtum in der Lehre als Gemütsstimmung überhaupt. Hierin liegt eben ein wesentlicher Unterschied dieser Form des Abfalls von der Kirche, gegen die Motive und Tendenzen der Reformationszeit.

Nur eine unselige Verblendung und Leidenschaftlichkeit, von welcher beide Teile nicht freizusprechen sind, hat es dahin gebracht, daß der Kölner Handel, der lediglich ein Konflikt der Kirche mit der abstrakten Staatsidee war, so viele gläubige Protestanten in die Reihen der Gegner führt. Daß hierbei aber auch ein mißverstandenes, wenn auch achtbares Preußentum mitgewirkt, zeigt sich deutlich daran, daß außerhalb Preußen die meisten geistreichen und gläubigen Akatholiken keineswegs jener Richtung sich angeschlossen, sondern größtenteils ein freieres Urteil bewahrt haben.

Innere und äußere Gebundenheit.

In den besseren Zeiten, wo das geistige Element in der Menschheit vorwaltete, verlangte man für die inneren Angelegenheiten eine feste

Gestaltung, ein von der Einzelmeinung unabhängiges Gebot, und gestattete dagegen in den äußeren Dingen die größte Entwickelung der Privatfreiheit. Daher die Objektivität des Kirchengebotes neben der größten Mannigfaltigkeit und Freiheit des Staatslebens.

Wir stehen jetzt in einer Zeit, die genau das umgekehrte will. Sie verlangt in den inneren Dingen völlige Ungebundenheit für den einzelnen; aus seiner Subjektivität heraus, frei von allen Fesseln der Autorität soll sich sein Glaube bilden. Nach außen hingegen fordert sie eine unbedingte: „Gesetzesherrschaft", eine abstrakte Bestimmtheit des Lebens, die eigentlich jede wahre Freiheit von Hause unmöglich macht.

Die neuen Manichäer.

Wenn ich die Meinungen der Manichäer, so wie sie sich bei einem ihrer bedeutendsten Lehrer (Augustinus contra Faustum Manichaeum I. II. seq.) darstellen, mit den Theorien der Straußschen Schule zusammenhalte, so scheint mir die Ähnlichkeit ganz unverkennbar.

Die Manichäer verwerfen zwar die Evangelien und Episteln nicht, aber sie glauben sich durch die in den heiligen Schriften vorkommenden Ungleichheiten zu der Annahme berechtigt, daß diese nicht von den Aposteln selbst, sondern lange nach ihrem Tode von unbekannten Judenchristen geschrieben und mit vielfachen Zusätzen und Mythen versehen worden seien. Sie nehmen zwar die Lehre Christi an, aber sie unterscheiden davon die historischen Berichte über das Leben

und die Schicksale Christi und wollen nicht, daß man die erste von dem letzten abhängig mache. (Faustus ap. Aug. l. II. c. 1. und l. V. c. 1.)

Ist dieses nicht ganz ein ähnlicher Ideengang, wie ihn jetzt Strauß hervorgesucht hat?

Die Freiheit in der Kirche.

Gewisse Irrtümer haben so mächtige Verbündete in der natürlichen Begriffsverwirrung der meisten Menschen und in den hierauf basierenden absichtlichen Täuschungen, daß sie sich Jahrhunderte hindurch erhalten können.

Hierunter gehört die allverbreitete Meinung, den Protestantismus und Katholizismus in dem Verhältnis von Freiheit und Knechtschaft zu betrachten. Wie viele edle, aber unklare Gemüter sind bloß dadurch der Kirche feindlich gestimmt worden, weil sie sie nur als Fessel und Sklaverei anzusehen gelernt!

Es bedarf nur geringer historischer und theologischer Einsicht, um sich zu überzeugen, daß ungefähr das Entgegengesetzte das richtige ist, man stelle dabei den rein religiösen oder den politischen Gesichtspunkt voran. Ja, wenn man das Wesen des Protestantismus als der bloßen Äußerung des subjektiven Geistes auf dem Gebiete der Religion faßt, dann freilich fällt ein solcher Zustand ganz mit dem zusammen, was man sich jetzt gewöhnt hat, Freiheit zu nennen. Dieses ist aber der Protestantismus nicht, welchen die Reformatoren wollten, und ebensowenig derjenige, der zurzeit noch die anerkannte Glaubensform in den protestantischen Ländern, der

das Lebensprinzip der besten unter den getrennten Brüdern ist. In diesen hat man durchaus nicht beabsichtigt, dem einzelnen zu überlassen, was er etwa glauben und nicht glauben wolle, sondern man hat jeden, der sich zu einer bestimmten Konfession halten will, entschieden aufgefordert, einen ganz bestimmten Lehrbegriff als den allein wahren anzuerkennen.

Wie ist nun dieser Lehrbegriff, welchem allerdings jeder seine subjektive Auffassung unterwerfen soll, entstanden? Die bekannte Antwort ist, daß er durchweg aus dem Worte Gottes, der einzigen Erkenntnisquelle, geschöpft und nur dadurch eben verbindlich sei, daß er mit den Lehren der Schrift übereinstimme. Sollte wirklich irgend ein nur einigermaßen unbefangen Forschender diese Behauptung für begründet halten? Liegt nicht schon in der bloßen Vergleichung der Bekenntnisschriften der Anglikaner, Lutheraner, Kalvinisten und der zahllosen kleineren Sekten die direkteste Widerlegung?

Alle diese dogmatischen Gesetzbücher sind hervorgegangen aus den alten Symbolen der katholischen Kirche und aus der subjektiven Auffassung des Inhalts der heiligen Schriften durch die Urheber jener Spaltungen. Eingang und Gesetzeskraft haben sie dadurch gefunden, daß die Reformatoren für ihr Sache Fürsten und Regierungen gewannen, und daß diese die neuen Konfessionen ihren Untertanen gegenüber ganz ebenso handhabten, wie jede andere von der obersten Gewalt ausgehende Anordnung.

Dieser Ursprung der verbindlichen Kraft der protestantischen Symbole hat sich auch im ferne-

ren Verlaufe der Zeit stets geltend gemacht. Wenn der Landesherr seiner Überzeugung oder seinem Interesse folgend zu einer andern protestantischen Konfession übertrat, so erhob er deren Dogmen zum Gesetze und gestattete nicht, daß sich seine Untertanen diesen entgegen auf ihre Privatüberzeugung beriefen. Cujus est regio, illius est religio! Oder wie es in einem schwarzburgischen Memoriale von 1647 heißt: es ist unwidersprechlich, daß es einem jeden Stande frei- und bevorstehe, seine von Gott ihm anvertrauten Untertanen ohne einiges Absehen auf eben dem Wege, auf welchem er vor seine selbsteigene Person die Seligkeit zu erlangen getrauet, zu leiten und zu führen; zumal sich nichts mehr ziemet, als daß der Untertan seiner Obrigkeit und seinem Herrn folge und seine Religion amplektiere. (Meier, Westfäl. Friedenshandlungen. V. 346.)

Daß bei dem weitverbreiteten Abfalle von dem Offenbarungsglauben keine Regierung während des 18. Jahrhunderts eine rationalistische Konfession für ihre Untertanen vorgeschrieben hat, liegt lediglich darin, daß der Indifferentismus überhaupt jede symbolische Vereinigung für lächerlich hielt. An halben Maßregeln dieser Art hat es übrigens doch nicht gefehlt und es wäre durchaus nicht zu verwundern gewesen, wenn ein Konsistorium unter der Ägide der landesherrlichen Gewalt seinen Pflegbefohlenen vorgeschrieben hätte, daß sie von dem Erlösungswerke Christi glauben sollten, was etwa Paulus und Röhr hierüber aus der Heiligen Schrift herausgefunden haben.

Wenn dieser Stand der Dinge schon bei der eigentlichen Lehre eintritt, so läßt sich daraus abnehmen, wie es mit der Verfassung der Kirche beschaffen ist. Hier ist dem jus reformandi gar keine Grenze gesteckt und das gesamte äußere Leben der Kirche ganz ebenso zum Gegenstande der Administration geworden, wie die indirekten Steuern und die Polizei. Selbst die wohlmeinendsten, christlich und rechtlich denkenden Landesherren fanden keinen Anstand darin, die tiefgreifendsten Änderungen vorzunehmen. Einer der stärksten Beweise ist die Union in Preußen und die Agendensache. Ich verkenne in keiner Weise die gute Absicht, ja den eigentlichen Willen, hierdurch dem überhand nehmenden Verfall des christlichen Gottesdienstes unter den protestantischen Untertanen entgegenzuwirken. Aber welcher Zustand einer kirchlichen Institution, wo solche Regierungsmaßregeln möglich sind! Wenn ein Verfahren, wie es gegen die schlesischen Lutheraner stattfand, unter einem wahrhaft gottesfürchtigen und dabei gerechten und milden Landesherrn stattfinden konnte, welche Dinge wären möglich, wenn ein fanatisch ungläubiger und dabei eisern despotischer König den Thron bestiege!

Und einen solchen Zustand soll ich als einen freien preisen, die Trennung von der katholischen Kirche als eine Lösung aus Kerker und Banden! Ich soll die Lehre, die ich bisher auf eine Autorität hin annahm, die mir, wenn ich an sie glaube, als göttlich erscheint, gegen solche vertauschen, die sich selbst nur als menschliche Auffassung und Auslegung ausgeben können und deren faktische

Autorität auf dem Willen eines politischen Machthabers beruht! Ich soll es einen Fortschritt nennen, wenn ich mir den Inhalt des Glaubens nach den jedesmaligen fluktuierenden Zeitmeinungen aufdrängen lassen muß, statt ihn wie bisher aus der Überlieferung des von Gott eingesetzten Lehramtes zu empfangen! Ich soll mich von drückenden Fesseln befreit wähnen, wenn ich die kirchlichen Befugnisse, welche der Bischof über mich in Anspruch nahm, in die Hände eines Regierungs- oder Konsistorialpräsidenten übergehen sehen, wenn ich an dem Platz des Heiligen Stuhls den Regenten als Statthalter Christi, als Haupt seiner sichtbaren Kirche anerkennen müßte!

Ein wahrhaftes Zerrbild ist diese Forderung bei der in unsern Tagen vorgekommenen Auflösung der Union in den russisch-polnischen Provinzen geworden. Die unierten Griechen sind durch ihre mit beispielloser Gewalttat und Hinterlist durchgeführte Vereinigung mit der russischen Kirche von dem Joche Roms befreit worden! Sie deren apostasierten Bischöfen schon in der ersten Synodalverordnung eingeschärft wird, daß sie ihre Herden nach den Satzungen der orientalischen Kirche und „den Gesetzen des Staates" zu regieren hätten! Vielleicht dient diese Verkehrtheit dazu, einigen nicht ganz Befangenen die Augen über den Charakter der Cäsareopapie zu öffnen. Aber es wird auch in Deutschland, wo alles und jedes die Möglichkeit einer sogenannten vernunftgemäßen Rechtfertigung findet, nicht an solchen fehlen, die es auch in diesem Falle unternehmen.

Die Hegelsche Schule hat von ihren Vordersätzen aus gar nicht weit bis dahin.

1840.

Der freie Wille.

Man hat mir vorgeworfen, daß meine Ansicht: der freie Wille in seiner jetzigen Beschaffenheit sei erst ein Erzeugnis des Sündenfalles, nicht streng mit der Kirchenlehre übereinstimme. Ich kann dies nicht finden. Es kommt nur darauf an, wie man diesen Begriff definiere, und ich halte mich hier an den teuren Mann Gottes Anselmus (de lib. arb. c. 1—3).

Gewöhnlich direkt denkt man sich die Freiheit des Willens nicht bloß als Unterscheidung zwischen gut und bös, sondern geradezu als Fähigkeit das letztere zu wählen. Diese Definition ist offenbar falsch, da sie nicht auf Gott und die auserwählten Seligen paßt, denen keinerlei Fähigkeit, das Böse zu wählen und zu tun, beigemessen werden kann. Man muß also eine andere suchen.

Wenn nun das posse peccare nicht die richtige Definition ist, das non posse peccare aber dem Zustande des irdischen Menschen nicht entspricht, sondern eben bloß auf die Seligen paßt, so gibt das posse non peccare die einzige präzise Begriffsbestimmung. Also in dem Vermögen, die gegebene Güte um ihrer selbst willen beizubehalten, in der Fähigkeit nicht zur Sünde gezwungen werden zu können, besteht die Willensfreiheit des Menschen. Dieses unterscheidet ihn vom Tiere, welches dem Gesetze der Notwendigkeit unterliegt.

Der Fall hat nur die Wirkung gehabt, daß seine Willensfreiheit mit der potestas peccandi verbunden worden ist, wonach er jetzt die Freiheit von der Sünde aufgeben und mit ihrem Dienste vertauschen kann.

In diesem Sinne nur unterscheide ich beide Zustände und ziehe daraus die Folgerungen, die meinen Ansichten über Magnetismus und Wunder zugrunde liegen.

Mohammed.

Äußerst instruktiv ist die Vergleichung Mohammeds in seiner Erscheinung mit den messianischen Ideen der Juden, auf die, so wie ich glaube, Möhler zuerst hingewiesen hat. Bei den Juden ging das Religiöse und Politische so ineinander über, daß sie einen geistigen Messias und ein geistiges Gottesreich zu fassen völlig unfähig wurden und ihre Hoffnungen nur auf einen alles vor sich niederwerfenden Herrscher setzen konnten, der das jüdische Weltreich auf Erden begründen werde. Sie verwarfen und töteten den Sohn Gottes und harrten ihres Messias, selbst nachdem Jerusalem gefallen war.

Gewissermaßen ist dieses Mohammed geworden, auf den ein großer Teil der jüdischen Kriterien wirklich paßt und dessen Auftreten im Verhältnis zu Christo in vielen Beziehungen gerade als das des jüdischen Messias zu dem wahren Sohne Gottes aufgefaßt werden kann. Ja es ist bei genauerem Eindringen in das Wesen Mohammeds gar nicht unwahrscheinlich, daß er

selbst bei seiner häufigen Berufung auf alttestamentliche Weissagungen im gutem Glauben war.

Seine Anhänger beriefen sich in dieser Hinsicht auf den von Christo verheißenen Paraklet und zogen auch die Parabel von den Arbeitern im Weinberge hierher, die zu drei verschiedenen Tageszeiten berufen, doch gleichen Lohn empfingen. Die erst berufenen seien die Hebräer, die zweiten die Christen, die dritten die Mohammedaner. Die größte Kraft lag ihnen in Deuter. 23: „Vom Sinai kam der Herr, vom Seir offenbarte er sich und vom Pharan erschien er uns.“ Gleichwie die vom Sinai die mosaische, so bedeute die von dem galiläischen Gebirge Seir die christliche Offenbarung. Die Offenbarung der arabischen Bergkette Pharan bezeichnet daher den Islam. Wenn man die hohe religiöse Bedeutung der Berge im Altertum erwägt, so gewinnt dieses Argument an Stärke.

Das Schiff Petri.

Um die Menschheit zu ihrem gemeinsamen Ziele zu führen, hat der Herr das Schiff Petri in die Fluten der Weltgeschichte gesetzt. Durch ihn hat es seine berufenen Schiffsleute empfangen, von dem Piloten an bis zur letzten notwendigen Handleistung; er hat gesorgt, daß diese Steuernden und Schiffenden während der Fahrt nie aussterben. Dann ist dem Schiffe ferner eine Boussole verliehen, die nach dem ewigen Ziele hinweist und die Schiffsmannschaft hat Lehre und Befähigung empfangen, wie das Gesetz und der Gang der Magnetnadel zu verstehen

und daraus die wahre Nordlinie stets zu erkennen sei.

Nun ist es aber hierbei so ergangen wie überall, wo menschlichen Kräften, wenn auch besonders berufenen, die Ausführung göttlicher Ratschlüsse anvertraut ist.

Unter der Schiffsmannschaft haben sich häufig genug Unwürdige gezeigt, solche, die an ihre Aufgabe nicht mit reinem Herzen und reinen Händen gingen, solche, die durch ihren persönlichen Wandel vielfachen Anstoß gaben. In Zeiten, wo dergleichen am häufigsten war, haben sich auch wohl Mängel und Mißbräuche im Dienste des Schiffes eingeschlichen, Wesentliches ist nachlässig betrieben, Ungehöriges vorangestellt worden.

Da hat nun die zahllose Menge von Menschen, die auf dem großen Fahrzeuge eingeschifft waren, Bedenken aller Art überfallen. Manche haben aufrichtig gesorgt, ob man sich einem Schiffsvolke mit vollem Vertrauen übergeben könne, in dem so viel Tadelnswertes zutage kam. — Die Zuversicht, daß Gott diese selbstgewollte Anstalt jederzeit schirmen, daß er aller menschlichen Gebrechen der Berufenen ungeachtet sein Schiff stets auf dem richtigen Wege erhalten werde, hat bei vielen gewankt.

Noch andere haben von jeher mit Mißfallen darauf gesehen, daß die Leitung einer eigens berufenen Schiffsmannschaft anvertraut sei; es hat ihnen gedünkt, daß sie ganz ebenso oder noch mehr befähigt seien, die hilfsbedürftige Menge auf dem Wege zum Ziele zu führen. Denselben ist es erschienen, als ob es ein Hauptirrtum sei, das

Erreichen des Zieles davon abhängig zu machen, daß man sich eben auf dieſem Schiffe befinde, daß dieſes eben das von Gott gewollte Mittel ſei für alle, um die Fluten ſicher zu durchſchneiden. Nur der Beſitz der Bouſſole, welche die richtige Himmelsgegend weiſe, ſei hierzu vonnöten; mit ihr könne jeder Einzelne ſeinen Weg ſicher zurücklegen.

Die Zeiten waren günſtig, um den Verſuch im großen zu unternehmen. Man entzog ſich der Leitung der Schiffsmannſchaft. Viele erklärten das Schiff verlaſſen zu wollen. Zwar wagten es nur wenige, ihre Reiſe ganz auf eigene Hand anzutreten. Aber es wurden kleine Fahrzeuge der mannigfaltigſten Art gebaut, mehr oder minder nach Ähnlichkeit mit dem Schiffe Petri, im weſentlichen aber ſo wie es die Tonangebenden ihrem Ermeſſen nach am dienlichſten hielten. Auf jedem ſchiffte ſich ein kleinerer oder größerer Haufen ein, je nachdem das Vertrauen groß war zu denen, die ſich ſelbſt an das Steuer geſtellt hatten. Jeder von dieſen beſaß ein Exemplar der Bouſſole und jeder erklärte, nur nach dieſer ſeinen Lauf richten zu wollen.

Es iſt ſeitdem noch erſt eine verhältnismäßig kurze Zeit verſtrichen, aber die Erfahrungen ſind ſchon ſehr reich. Die unberufenen und unbefähigten Steuerleute haben ſchwere Schuld auf ſich geladen. Wie manches dieſer zerbrechlichen Fahrzeuge iſt in den Fluten zertrümmert, wie manches auf der Sandbank ſchmählich geſtrandet! Ihre Zahl hat ſich endlos vervielfältigt, nach allen Richtungen hin durchſchneiden ſie das Meer der Geſchichte. In dem

einen ist fast das Bewußtsein irgend eines bestimmten gemeinsamen Zieles verloren gegangen; man ißt und trinkt, rudert und spielt, man fährt um zu fahren, jedem Windzuge hingegeben. In dem anderen ist die Boussole, die so oft mißverstanden, in jeder Hand eine andere Himmelsgegend zu zeigen schien, längst über Bord geworfen; die Privatweisheit des eben Steuernden gibt den Kurs.

Ist es ein Wunder, wenn verzweifelnd an allen Mitteln der Einzelne ganz aus jedem Fahrzeuge springt und lieber den einzelnen Kräften zum Schwimmen vertrauend, schmerzlich zum Abgrunde sinkt?

Dazwischen setzt das Schiff Petri seinen Weg unverwandt fort, vielfach gereinigt und belehrt durch den Hinblick auf die Verwirrung ringsumher und im festen Vertrauen darauf, daß der Herr, der das Meer ausbreitete zwischen der Menschheit und ihrem gemeinsamen Ziel allen auch die Mittel gegeben hat, durch alle Gefahren und Verlockungen hindurch sicher den Weg zu finden, der dorthin führt.

Das erste Kind.

Ich weiß nicht, daß alles Elterngefühl beim ersten Anblick ihrer Kinder je so einschneidend wahr ausgedrückt worden wäre als durch den Ausruf der Eva: „Ich habe einen Menschen durch den Herrn!“ An sich selbst muß man dies erlebt haben! Die lutherische Übersetzung gibt freilich die Worte: Watteled wajomer isch aet Jehovah in einer Weise, die ihren rührenden Sinn gänzlich zerstört.

Calixt über die Erkenntnis Gottes.

In einer Schrift, welche Calixt gelegentlich des Thorner Religionsgesprächs erscheinen ließ, tadelt er, daß man sich stets weniger darum gekümmert habe, wie wir nach dem Willen und der deutlichen Vorschrift Gottes leben sollen, als darum, wie Gott von Ewigkeit her gehandelt habe und noch handle. Man solle dem Evangelium gehorchen und den göttlichen Verheißungen vertrauen, statt die Art der göttlichen Wirksamkeit und ihre Verbindung mit unseren Kräften erforschen zu wollen. In letzterem Beginnen eben nähmen alle Kirchenspaltungen ihren Ursprung.

Es sind dieses große Wahrheiten; nicht aus dem dispositiven Teile der göttlichen Gebote und Lehren sind die Ketzereien und Spaltungen hervorgegangen, sondern immer aus dem Bestreben, die Tätigkeit Gottes selbst zu erfassen und zu formulieren. Wie es bei der Erwählung zugegangen, wie sich die unmittelbare und die durch den Menschen vermittelte göttliche Wirksamkeit bei dem Rechtfertigungswerke verhalte, wie sich die Voraussicht Gottes mit der menschlichen Freiheit vertrage, wie er die an den Genuß seines Leibes geknüpfte Verheißung erfülle: Erörterungen dieser Art sind es, welche nicht nur einzelne zu Ketzereien geführt, sondern auch die ganze Christenheit gespalten haben. Gerade in den Spekulationen über das Dogma wurzeln alle Spaltungen; die praktischen Gegensätze, wie groß, ja

---

Calixt (eigentlich Callisen), Georg, lutherischer Theolog (1586—1636), Professor der Theologie zu Helmstedt.

überwiegend sie auch sonst geworden, sind doch immer erst nachgefolgt.

Aber gerade aus dieser Erfahrung, welche jedes Jahrhundert der Kirchengeschichte zeigt, die sich zu allen Zeiten, bei allen Nationen wiederholt hat, hätte Calixt abnehmen müssen, daß hier ein viel tieferes allgemeines Bedürfnis der Menschheit zugrunde liegt. Aus einer bloßen, durch guten Willen zu beseitigenden Streitsucht ist hier nichts zu erklären; damit eine solche stets Nahrung finde, muß eben ein wirklicher, unabweisbarer Drang nach der Erkenntnis des ganzen Verhältnisses zwischen Gott und der Kreatur vorhanden sein. Dieser, den der Schöpfer selbst in den Menschengeist gelegt, diese Sehnsucht nach dem vollen Besitze der Wahrheit ist es, welche nicht gestattet, daß das christliche Volk sich bloß an die Folgerungen aus den göttlichen Offenbarungen halte.

Darum hat derselbe, welcher diesen Drang in unsere Seele gelegt, nachdem diese durch den Fall die Fähigkeit eingebüßt hat, die Wahrheit aus sich selbst oder aus dem geschriebenen Worte mit Sicherheit zu erkennen, Seinen Geist der von ihm eingesetzten Kirche hinterlassen. Dieser ist es, der in alle Wahrheit, also auch in die richtige Erkenntnis der göttlichen Tätigkeit selbst einführt. Außerhalb dieses Geistes hat der Verstand allerdings kein anderes Amt in der christlichen Glaubenswelt, als die Einwendungen zu widerlegen, welche eben von dem Verstande erhoben werden.

Wahnsinn.

Er ist ein bekannter und konstatierter Fall, daß eine Frau 1781 in der Uckermark 47 Jahre alt starb, nachdem sie 20 Jahre wahnsinnig gewesen und nur 4 Wochen vor ihrem Tode wieder zur Besinnung gekommen war. Alle, die sie vorher gekannt, frappierte die vorgegangene Verwandlung; sie war veredelt, erweitert, erhöhet.

Wenn dieser vereinzelte Fall sich an mehrere ähnliche und sichere Wahrnehmungen anschließt, so wüßte ich nicht, welche Erfahrung von höherer Bedeutung für die gesamte Anthropologie wäre. Es wäre hierdurch unzweifelhaft bewiesen, daß in dem Menschen außer dem gewöhnlichen, durch leibliche Störungen zu trübenden Verstand, eine höhere unverwirrbare Geisteskraft wohne, die ihr selbständiges Leben führt und durch keinen materiellen Einfluß berührt wird. Welche herrliche Zuversicht, daß dieser eigentliche Atem Gottes, der uns zu seinem Ebenbilde macht, durch keinen Wahnsinn, keinen kindischen Blödsinn des höheren Alters in seinem Entwickelungsgange gehemmt, von seinem ewigen Ziele abgeführt wird!

Mir hat von allen Versuchen, die tätigen Momente im Menschen der Erkenntnis näher zu rücken, immer die Erklärungsart am fruchtbarsten geschienen, daß durch das Einhauchen des Geistes Gottes in die Materie des Leibes, eben in diesem nun die Seele erzeugt worden sei, die hiernach ein Produkt des Geistes in dem Leibe, und die Tätigkeit beider im Menschen zu vermitteln bestimmt und ausgerüstet ist. Genau so ist ja der Vorgang in 1. Mos. 2, 7 beschrieben, wo

Gott dem Erdenkloß den Athem einbläst, und es dann heißt: und so ward (erhielt) der Mensch eine lebendige Seele. (חַיָּה נֶפֶשׁ)

* * *

Ich habe die Frage: ob man mehrfach bemerkt habe, daß geheilte Wahnsinnige bedeutend entwickelter als früher erscheinen, auch Kerner vorgelegt, und die Antwort erhalten, daß er selbst dieses in bestimmten Fällen beobachtet habe. Warum forscht man dieser hochwichtigen Sache nicht ernstlicher nach? Der Gedanke, der mir vorschwebt, ist der, daß sich der Geist im Wahnsinnigen zur Außenwelt etwa so verhalte, wie der Virtuose zum Zuhörer bei einem zerrütteten, verstimmten Instrumente. Auch letzterer müßte, wenn er darauf beharrt, sich hörbar zu machen und nur Mißtöne hervorruft, dem Zuhörer, der dieses Verhältnis nicht zu durchschauen vermöchte, als verrückt erscheinen. Gleichwohl wäre er, der Virtuose, doch derselbe wie vorher, seine eigene Entwickelung ist nicht gehemmt, sein Wesen nicht geändert. Aber das Instrument ist zerrüttet, und was er mittelst diesem vornimmt, demnach seine ganze Beziehung zum Zuhörer, ist gestört.

Protestantisches Kirchenrecht.

Stahls neues Kirchenrecht sollte jedem Unbefangenen die völlige Unmöglichkeit dartun, auf den Grundlagen der Reformation ein nur irgend haltbares Kirchenrecht aufzurichten. Wieviel guter Wille, wieviel Scharfsinn ist dabei ver-

schwendet worden, und welche schwankende, folgewidrige Resultate, wo mit der einen Hand genommen wird, was die andere gibt, kein Schluß zu seinen Vordersätzen, keine Behauptung zu ihren Beweisen paßt!

Außerhalb der katholischen Kirche gibt es für das Kirchenregiment nur Cäsareopapie oder Volkssouveränität, auch in Glaubenssachen.

Wissen und Wollen.

In dem menschlichen Geiste ist eine aktive und rezeptive Seite zu unterscheiden, gleichsam die beiden Pole des Geisteslebens.

Auf der rezeptiven Seite steht das Erkenntnisvermögen; dessen Äußerung ist das Wissen. Bei dessen Verfahren waltet Notwendigkeit.

Auf der aktiven Seite steht das Begehrungsvermögen; seine Äußerung ist Wollen (Können). Bei seinem Verfahren waltet Freiheit.

Jedes dieser Vermögen kann sich auf sich selbst beziehen, sich selbst zum Objekte nehmen, auf sich selbst zurückgehen.

Das Erkenntnisvermögen wird hierdurch das sich selbst wissende Wissen; es steigert sich zum Selbstbewußtsein, zur Vernunft.

Das Begehrungsvermögen wird das sich selbst wollende Wollen, es potenziert sich zum freien Willen.

Auch das Tier hat Erkenntnis- und Begehrungsvermögen; es kann aber diese Vermögen nur auf die Außenwelt, nicht auf sich selbst be-

ziehen, hat daher weder Vernunft noch freien Willen.

Die hieraus erwachsenden Steigerungen führen auf der einen Seite zu der denkenden wissenden Seite des Ich, auf der andern zu der wollenden, könnenden Seite des Ich.

Aber auch nach den entgegengesetzten Richtungen hin, ist die Verbindung vorhanden. Das Ich weiß nicht bloß sein Wissen, sondern auch sein Wollen, das Ich will nicht bloß sein Wollen, sondern auch sein Wissen.

Indem das Wollen sich auf das wissende Ich bezieht, wird es das sich selbst wissende Wollen, das gewußte Wollen: das Gewissen.

Andrerseits kann das Wissen auf das wollende Ich zurückgehen, und dieses sich selbst wollende Wissen, dieses gewollte Wissen, das ist der Glaube.

* * *

Hiervon ist Beckedorff in seinen „Worten des Friedens" ausgegangen.

Das Wissen ist ein Anerkennen auf eigenes Zeugnis; was wir durch unzweifelhafte Erfahrungen oder durch richtige Verstandesoperationen erkannt, das ist für uns wahr, und zwar mit Notwendigkeit.

Der Glaube ist ein Annehmen auf fremdes Zeugnis. Die Überzeugung von der Wahrheit einer von anderen berichteten Tatsache erlangen wir nicht durch unser Erkenntnisvermögen, sondern durch unseren Willen. Die Aufnahme jener Wahrheit erfolgt nicht mit Notwendigkeit, sondern mit Freiheit. Der Glaube ist also ein

gewolltes Wissen, eine von der Freiheit gewirkte Überzeugung der Wahrheit, eine Tat.

Diese Distinktion gibt Licht über manche schwierige Fragen. Wer den Glauben nicht für einen Akt der Freiheit erklärt, der muß ihn entweder als eine von der Vernunft ausgehende Überzeugung, oder für einen Zustand halten, der ohne Zutun des Glaubenden durch eine von außerhalb kommende nötigende Gewalt bewirkt werde. Das erste ist das System des Rationalismus, das andere das der kalvinischen Gnadenwahl. Zwischen beiden Irrwegen liegt allein die katholische Lehre, welche den Glauben aus der Freiheit hervorgehen läßt. Jeder andere Versuch muß stets, schon seiner Inkonsequenz wegen, unzulänglich erscheinen.

Auch der Gegensatz von Glauben und Werken, der aus einseitigem und subjektivem Gebrauche von Schriftstellen erwachsen, den eigentlichen Haupthebel der Kirchenspaltung abgegeben hat, tritt erst hierdurch in sein wahres Licht.

Was sind die Werke? Sind sie etwas anderes als Akte des Willens, Äußerungen der Freiheit, Handlungen, Taten? Und ist folglich der Glaube nicht auch ein Werk?

1841.

Rothe über Kirche und Staat.

Rothes geistvolle und fleißige Untersuchungen über die Anfänge der christlichen Kirche sind die

---

Rothe, Richard, protestantischer Theolog, (1799—1867), zuerst Pietist, dann immer mehr Rationalist, Vater des Protestantenvereins, war einer der

zweite bedeutende Frucht der Hegelschen Lehre. Nicht ohne Grund hat man seine Wirkung mit der Straußschen Exegese verglichen, so verschieden auch beide Männer in ihrem Verhältnisse zum Christentume sind.

Er lehrt, der Staat habe es mit der sittlichen, die Kirche mit der religiösen Seite des Menschen zu tun. Nun beziehe sich letztere nur auf einen Teil, erstere auf den ganzen Menschen. Mit dem Fortschreiten des Weltgeistes in der Geschichte zu immer höheren Gestaltungen müsse daher das Bedürfnis und die Tätigkeit der Kirche in stetem Abnehmen, die des Staates in stetem Zunehmen bleiben, das erstere in letzterem ganz aufgehen, und das Leben der vollendeten Menschheit ein Staatsleben, die Form des Gottesreiches die des Staates sein. So versteht er die *βασιλεία τοῦ θεοῦ* im Gegensatz der *ἐκκλησία*. Die Lehre werde dann Wissenschaft, die Disziplin Erziehung, der Kultus Kunst geworden sein.

Wenn es auch ein Mißverständnis von Rothes Absichten wäre, die gegenwärtige Bedeutung und Wichtigkeit der Kirche zu verkennen, so bleiben doch die nachteiligen, tief einschneidenden Folgerungen einer solchen Lehre nicht aus. Das Bestehen der Kirche ist hiernach immer eine Usurpation über den Staat, und wenn man einmal glaubt, daß jeder Fortschritt des Staates notwendig eine Schwächung der Kirche bezeichnen werde, so wird man auch stets geneigt sein vor-

---

fleißigsten Mitarbeiter an der 1837 begründeten Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie. Im gleichen Jahre erschien Rothes Werk über die Anfänge der christlichen Kirche und ihre Verfassung.

auszusetzen, daß jede Schwächung der Kirche als Fortschritt des Staates zu betrachten sei. Hiermit fällt dann diese Doktrin, trotz der Höhe ihrer Spekulation, ganz mit dem gemeinsten Offiziantentum, mit dem ganzen Bodensatz des Josephinismus zusammen.

Gegen Rothes Lehre ist zunächst zu sagen, daß der Moment, wo sein Weltgeist den Lauf, den er ihm vorgezeichnet, beendigt haben würde, gerade der des Weltgerichtes sein werde. An diesem Tage wird aber weder die Kirche in den Staat noch umgekehrt aufgehen, sondern jegliche Herrschaft und Ordnung wird in die unmittelbare Leitung des Herrn übergehen. Aber auch schon der Weg zu diesem Endziele wird keineswegs durch das Hervorgehen des Staatslebens und das Sinken der sichtbaren Kirche bezeichnet werden. Wo dieses Phänomen sich zeigt, kann vielmehr mit Bestimmtheit geschlossen werden, daß der „Weltgeist" nicht im Vorschreiten zum Ziele der Vollendung, sondern in entschiedenem Rückschritte begriffen sei.

Der Grundirrtum liegt in der Auffassung der Staatsidee, so wie sie in Hegels Systeme überall hervortritt, und seine Schüler entweder zu einem modernen Sultanismus oder zu mehr demokratischem Absolutismus hingeführt hat. Statt des leeren oder höchst verfänglichen Zwecks der Realisierung der sittlichen Idee, in welchen man allerdings alles beliebig hineinbringen kann, würde Rothe vor seinen Irrtümern bewahrt worden sein, wenn er die Aufgabe des Staates darin erkannt hätte, den inneren Frieden und den äußeren Frieden unter den Menschen zu be-

wahren. Zum Schutz dieses Friedens, zur Handhabung des göttlichen Gebotes, dem der abgefallene Mensch nicht mehr aus eigenem Antriebe sich unterwirft, dazu ist der Staat nach göttlicher Einsetzung berufen. Sein Gebiet ist das des Rechts, dieses unter den eigenen Angehörigen zu erhalten, dieselben gegen fremde Verletzungen zu schirmen, dies ist nach innen und außen sein Beruf. Geht er von dieser seiner einzigen Idee ab, substituiert er ihr irgend welche andere Zwecke, seien es die des vulgären Liberalismus, oder die Erzeugnisse einer hochmütigen Spekulation, so entsteht jedenfalls der Absolutismus in den Formen der despotischen Alleingewalt, oder des Beamtenregiments, oder der Volkssouveränität.

Gerade deswegen aber, weil es der Staat nur mit der Erhaltung des Rechts zu tun hat, wird er in dem Maße geringeres Bedürfnis, als die Menschheit sich den göttlichen Geboten fügt und ihr Zustand sich dem verheißenen Gottesreiche nähert. Mein und Dein, ihre Konflikte und deren Schlichtung im Rechtsgebote, sind nur Produkte der Sünde, und werden mit dieser verschwinden. Damit wird aber auch der Staat in die Kirche aufgegangen sein.

Wichtig bleibt Rothe aber noch von einer andern Seite. Niemand hat so gründlich die Blöße der protestantischen Kirchenhistoriker entdeckt, nach welchen die hierarchische Verfassung der christlichen Kirche eben erst aus dem Verfalle des christlichen Geistes hervorgegangen sein soll. Wie viel bornierte Gelehrsamkeit und wirkliche Unredlichkeit ist an diese Behauptung gesetzt wor-

den, die für die meisten noch jetzt unumstößliche Gewißheit, ja recht eigentlich der Angelpunkt ihrer Überzeugungen ist.

Statt dessen zeigt Rothe für jeden nur irgend Unbefangenen, daß „die christliche Kirche im eigentlichen Sinne in der nächsten Zeit nach dem Jahre 70 von den damals noch lebenden Aposteln begründet worden, und zwar mittelst der Institution des Episkopats".

Daher Rothes ehrliche Abneigung gegen das lutherische Dogma von der ecclesia invisibilis, die er als contradictio in adjecto bezeichnet. Der Begriff der unsichtbaren Kirche sei der Begriffssphäre K i r c h e völlig fremd, da letztere notwendig die äußere Realität involviere. In Rothes richtigem Begriffe der Kirche liegen die Momente der äußeren Erscheinung und Einheit als notwendige.

Er kann daher das Resultat der Reformation auch nicht anders fassen, als daß durch sie die Einheit der Kirche zerstört und dafür der Anfangspunkt einer ganz neuen Entwickelung gegeben sei. Der Schlüssel zu seiner neuen Kirchengeschichte ist daher in dem Satze gegeben: der Staat muß wachsen, die Kirche aber abnehmen. Die Reformation ist für ihn der Wendepunkt dieser richtigen Erkenntnis, darum auch der fortdauernde Hang der lutherischen Kirche, in dem Staate aufzugehen.

Für die katholische Polemik liegen in diesem Buche bedeutende Waffen.

Das Pflichtgebot.

Von allen Sittengeboten des Evangeliums ist fast nur die Vorschrift Matth. 7, 12 und Luk. 6, 31 in die kurrenten Moralsysteme übergegangen. Sonderbarer und sehr bezeichnender Weise wird sie aber dabei gewöhnlich negativ ausgedrückt: Was du nicht willst, daß dir die Leute tun sollen, das tue du ihnen auch nicht. Es ist allerdings ein fruchtbarer Satz. Wie dürftig aber bleibt er gegen die wirkliche evangelische Vorschrift: Alles, was du willst, daß dir die Leute tun sollen, das tue du ihnen!

Nulla salus extra ecclesiam.

Man glaubt Katholiken eine große Schwierigkeit mit der Frage zu bereiten, wie sie es mit den Dogmen ihrer Kirche vereinigen wollen, daß gläubige Akatholiken, die offenbar in der Gemeinschaft Christi leben, und an ihren Früchten als treue Diener des einen Herrn sich bewähren, gerettet werden können. Es verhält sich aber mit dieser Schwierigkeit wie mit allen andern, die aus der notwendigen und essentiellen Beschränktheit der menschlichen Erkenntnis erwachsen. Ich weiß, daß der Begriff der Zeit nur ein rein menschlicher, ein durch die eigene Tätigkeit des Menschengeistes produktiver, und daß in Gott keine Zeit ist. Ja ich ahne sogar, daß eben hierin die Lösung mancher Rätsel liege, über die weder die uns gewordene Vernunft noch die uns gewordene Offenbarung Aufschluß gibt. Der Prädestinationsstreit ist hierzu ein frappanter

Beleg. Gleichwohl bin ich durch den Schöpfer, aus dessen Hand das Geschlecht hervorgegangen, angewiesen, alle Dinge in der Zeit zu betrachten, so wie der Herr selbst in der Zeit erschienen ist. Für mich, den Menschen, sind die Zeit und die daraus erwachsenden Folgerungen eine Wahrheit, ja die einzige erkennbare Wahrheit.

Ganz so steht es mit der obigen Frage. Es ist verkündet worden, daß nur in der Kirche Heil zu finden sei, und dieses ist für das Menschengeschlecht die einzige Wahrheit, welche sie fassen kann, und daher zur unwandelbaren Grundlage ihres Glaubens machen soll. Wird mir nun wirklich und augenfällig dargetan, daß der Herr sich auch zu den außerhalb Stehenden gnädig herniedergelassen, so kann ich dieses als Faktum gern und vollkommen zugeben, ohne daß die Wahrheit, an die ich gewiesen bin, dadurch im mindesten berührt wird.

Polemik.

In dem Wittenberger Gutachten bei den Berliner kalvinistischen Streitigkeiten unter dem großen Kurfürsten wird ausdrücklich und wörtlich gesagt: „Die Reformierten seien verpflichtet, die Lutheraner ohne Verdammung zu dulden, weil sie ihnen keine Grundirrtümer beimessen könnten; aber den Lutheranern dürfe ein gleiches nicht zugemutet werden."

Diese fast komische Naivität schließt gleichwohl den Kern des Verfahrens aller konfessionellen Polemik in sich. Jede der streitenden Parteien geht davon als von einer ganz ausge-

machten Sache aus, daß sie recht habe, und es ist diese Überzeugung allerdings völlig in der Ordnung. Aber hieraus wird nun auch der Schluß gezogen, daß alles was von der eigenen Seite ausgeht, ja weiter nichts als Darlegung sonnenklarer Wahrheit, Behauptung eines guten Rechtes sei, während der Gegner doppelt verdammlich dadurch werde, daß er seine Irrtümer vertreten und verteidigen wolle. — Hieraus geht denn nun weiter hervor, daß Härte, Schmähsucht, Verdächtigung, ja wirkliche Verfolgung gar nicht wahrgenommen werden oder in dem Lichte eines durchaus gerechtfertigten Verfahrens erscheinen, während der Gebrauch derselben Waffen bei dem Gegner äußerste Indignation erregt. Die Verblendung, selbst bei sonst vernünftigen und gutgearteten Menschen, geht hierbei bis in das Unglaubliche und macht das Lesen der meisten Streitschriften zu einer wahrhaft ekelhaften Beschäftigung.

Auf dem Gebiete der Politik kommt ähnliches vor, doch ist hier gewöhnlich noch auf etwas mehr Billigkeit zu zählen.

1842.

Die letzte Phase der Hegelschen Lehre.

„Geschichte und Natur seien ihrem Wesen nach nichts anderes, als der äußerlich gewordene Denkprozeß," so lehrte Hegel. Hieraus folgt unmittelbar, daß der absolute Geist, Gott, nur im menschlichen Geiste zum Bewußtsein komme, daß ferner der Unterschied Gottes von der Welt keine Verschiedenheit, sondern nur ein sich

Unterscheiden Gottes in sich selbst sei. An die Stelle des persönlichen, außerweltlichen Gottes tritt die absolute Idee, die Erlösung in und durch Christus wird zu einer Selbsterlösung des Geschlechtes durch einen stetigen Fortschritt aus sich heraus.

Man konnte sich über die gefährlichen Folgerungen dieser Lehre täuschen, solange sie auf dem rein spekulativen Gebiete blieb, und täuschte sich wirklich. Da trat sie nach dem Tode ihres Urhebers in das zweite Stadium, indem sie durch Strauß auf das Gebiet der Theologie übergetragen wurde. Indem er es unternahm, das „Mythische, Vergängliche" im Christentum von dem ewig Gegenwärtigen zu scheiden, mußte er notwendig die Vergangenheit und die Zukunft gänzlich daran geben. Daher leugnet er mit den Tatsachen, welche die Heilige Schrift als vergangen aufzählt, die gesamte historische Grundlage des Christentums und kann ebensowenig die als zukünftig geweissagten eschatologischen Zustände: Auferstehung und Gericht, als richtig anerkennen. Das Evangelium enthalte Wahrheit, nicht Wirklichkeit, so lautete die neue Lehre. Seine Erzählungen seien wahr in demselben Sinne wie die Gedichte Dantes und Shakespeares, die Bilder Rafaels und die Oratorien von Händel wahr sind. Hiernach gab das Christentum nur dieselbe Wahrheit für die Vorstellung, welche die Kunst für die Anschauung, und die Philosophie als reinen Gedanken liefert.

Noch ein drittes Stadium soll diese gefährliche Lehre durchlaufen. Ruge, Feuerbach, Echtermeyer, Riedel haben, indem sie alle Folgerungen

aus jenen Vordersätzen ziehen, die Umwandlung in den nackten Pantheismus vollbracht und nach den Gesetzen jenes ewigen Kreislaufes des menschlichen Gedankens heißt es jetzt wiederum wie bei dem Sophisten des Plato: „Der Mensch ist das Maß der Dinge.“ Charakteristisch für die Schule der Hegelinge sind jedoch weniger die neuen Phasen, durch welche sie ihre Spekulation führen, als die Personen selbst. Während bei den Männern, die seit zwanzig Jahren auf diesem Felde tätig sind, eine wissenschaftliche Würde, ein ernster Wille zum Erfassen der Wahrheit vorwaltete, haben sich jetzt die unreinsten Elemente in diese Richtung gezogen. Daher ist die Lehre von der Anatomie des Menschengeistes, wenn man deren gegenwärtige Gestaltung von der umhüllenden Schulterminologie entkleidet, auf dem Gebiete der Religion in ganz gemeinen Unglauben, auf dem der Politik in ebenso rohen absolutistischen Radikalismus umgeschlagen. Für die Wissenschaft ist die Gefahr hierdurch offenbar verringert, für die Praxis des Lebens dagegen dadurch gesteigert, daß die Irrlehre dem großen Haufen verständlicher, zugänglicher geworden ist.

Daß unter deren Anhängern sich kühne Naturen befinden, die danach ringen, ihr Bekenntnis vor der Welt darzulegen, und von den Fesseln, welche die christliche Gemeinschaft auferlegt, sich offen loszusagen, will ich nicht in Abrede stellen. Die Konstituierung einer Sekte in dieser Richtung würde aber schon an dem einfachen Hindernisse scheitern, daß jede Sekte immer auf einem gemeinsamen Glauben

ruhen muß, einem wahren oder falschen. Das Bezeichnende der fraglichen Schule ist aber eben der absolute Subjektivismus, daher die reine Negation jedes Dogmas; ein Versuch die Individuen zu einem Bekenntnisse, gleichviel welchem, zu vereinigen, schließt offenbar eine contradictio in adjecto in sich. Die Gefahr liegt daher hierbei lediglich in der Tatsache, daß eine Anzahl Menschen, wenn auch noch ohne Namen und äußere Bedeutsamkeit, in einer Gesinnung dieser Art verharren, nicht in dem Versuch sie als Korporation hervortreten zu lassen, der jedenfalls einen schmählichen Ausgang nehmen müßte.

Ungleichheit.

Wenn bei dem Streite der Konfessionen der Ball wie gewöhnlich hin und her geschoben wird, so gibt es doch einige Betrachtungen katholischerseits, die nicht von dem Gegner retorquiert werden können. Hierzu zähle ich folgende:

1. Wo ein Zusammenstoß erfolgt, stellen sich stets die ungläubigen Katholiken auf die protestantische Seite, während schwerlich jemand wahrgenommen hat, daß dagegen die ungläubigen Protestanten auf die katholische Seite träten. Hieraus erwächst auch bei Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat das gewöhnliche Mißverhältnis der Kräfte, da von den vier möglichen Kombinationen allemal drei auf Seiten der Gegner der katholischen Kirche stehen. Erst dann würde diese Stellung sich ändern, wenn einmal die Frage über die Unabhängigkeit der Religionsgesellschaften abstrakt durchgekämpft werden müßte.

2. Ein ebenso unbestreitbarer, wenn auch sehr zarter Vergleich, bietet sich bei den Konversionen dar. Wenn Katholiken protestantisch werden, so ist unter zehn Fällen neunmal einleuchtend nachzuweisen, daß sie hierzu durch wirklichen Unglauben, auch im protestantischen Sinne, geführt worden sind. Etwa der Zehnte ist ein irrender Gläubiger, von dem es heißen darf und heißen soll: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!

Wenn Protestanten hingegen katholisch werden, so ist es unter zehn Fällen neunmal ein unbefriedigtes Bedürfnis im Glauben, das sie führt. Höchstens der Zehnte wird durch irdische Motive irgend welcher Art geleitet, nie aber durch den Unglauben.

Diese Betrachtung ist, rein objektiv angesehen, von unzweifelhafter Richtigkeit; sie ist keineswegs entscheidend an sich, das gebe ich vollkommen zu, aber ernstester Erwägung wert.

Der gnostische Kommunismus.

In seinem Buche von der Gerechtigkeit führt der antinomistische Gnostiker Epiphanes den Satz aus: Daß die Natur selbst die Gemeinschaft aller Dinge, des Bodens, der Güter und der Weiber wolle. Die menschlichen Gesetze hätten die rechtmäßige Ordnung verkehrt und durch ihren Gegensatz gegen die mächtigeren von Gott eingepflanzten Triebe erst die Sünde hervorgebracht.

Liegt hierin nicht bereits die ganze Lehre des neueren Kommunismus, getragen von den Argumentationen der antichristlichen Spekulation des 19. Jahrhunderts?

1843.

Der Skeptizismus.

Man stellt gewöhnlich dem Glauben nur unmittelbar den Unglauben gegenüber, und konstruiert von diesen beiden Ausgangspunkten aus alle weiteren Folgerungen.

Allerdings korrespondiert dem christlichen Glaubensfundamente eine Reihe von Schlußfolgen auf dem religiösen, sittlichen und politischen Gebiete, die zu vollständigen Gebäuden der Religion, Moral und Politik erwachsen. Und ebenso fließen aus den verschiedenen Systemen, die den christlichen Vordersatz verwerfen, ebenso viele verschiedene Gliederungen auf jenen drei Gebieten.

Aber indem man gewissermaßen jeden nötigen möchte, sich für die eine oder andere Seite unbedingt zu entscheiden, oder vielmehr, indem man jeden ohne weiteres in die eine oder die andere Rubrik unterbringt, übersieht man doch eine Hauptsache. Es gibt einen Skeptizismus, der sich der christlichen Weltansicht weder hingibt, noch sie verwirft. Mir scheint hierin eine sehr wichtige Betrachtung für denjenigen zu liegen, der die Menschen und Parteien der Gegenwart wirklich begreifen will.

Allerdings ist die bei weitem häufigste Gattung von Skeptizismus von der Art, daß sie in der Wirkung ganz mit dem feindseligsten Unglauben zusammenfällt.

Aber es gibt doch noch innerhalb dieses Kreises einen andern Standpunkt. Wer an der Erkennbarkeit der absoluten Wahrheit für den Menschengeist zweifelt, kann sich freilich nicht der

in Christo offenbarten anschließen. Aber beim tieferen Einblicke muß er eben von diesem seinem Standpunkte aus zugeben, daß demunerachtet die nicht erkennbare Wahrheit absolut vorhanden sei, daß ein Verhältnis der einzelnen Menschen zur Menschheit, zur Natur bestehe, daß überhaupt eine Bestimmung des Menschenlebens vorausgesetzt werden müsse.

Der ernstere Skeptiker weiß, daß die Behauptung: nichts sei wahr, eine unbedingt widersinnige ist und daß die Nichterkennbarkeit der Wahrheit eben ihr Vorhandensein ausspricht. Er wird sich außerstand erklären die christliche Lehre zu bekennen, aber nicht deswegen, weil er sie für falsch hält, sondern weil ihre Richtigkeit ihm von vornherin als unerweislich erscheint. Eben deswegen aber hält ihn nichts ab, sie unter dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit vollkommen zu würdigen, und hiernach die Gebiete des Rechts und der Sittlichkeit zu ordnen. Ja er kann sich sogar ganz in „den Vorbehalt des Sicherern" versenken und die christlichen Gebote zur Richtschnur seines gesamten Lebens machen.

Mag auch diese Klasse der Skeptiker eine wenig zahlreiche sein, so ist dagegen jene eine äußerst verbreitete, die bei dem reinen Deismus stehen bleibt. Daß der persönliche Gott sei, wird hier zwar nicht als Glaubensgewißheit erkannt und bekannt, aber da auch das Entgegengesetzte schlechterdings nicht erweislich ist, so richtet man sich im Leben nach dieser Voraussetzung, nebst deren Folgerungen von Tugend, Unsterblichkeit und Freiheit. Ungefähr zu gleichem Ende kam

auch Kant mit seinem Gott als Resultat der praktischen Vernunft. In der Ausübung kann sich der Christ mit solchen Personen oft ganz auf gleicher Linie begegnen.

Eine von dem rein skeptischen Standpunkte verschiedene Stellung nimmt der fatalistische Determinismus ein. Diese Weltanschauung geht weniger aus einem rationellen System, als aus einer Seelenstimmung hervor.

„Die Dinge gehen, wie sie sollen; was sie aber treibt, weiß niemand.“ An und für sich und konsequent genommen, würde diese Auffassung alle Freiheit und daher auch alle Sittlichkeit aufheben. In der Wirklichkeit jedoch mäßigt sich der absolute Fatalismus zu einer resignierten Fassung, die dann allerdings selbst große Leiden und Erlebnisse tragen hilft.

Ich glaube, daß die überwiegend große Mehrzahl des lebenden Geschlechtes unter die beiden letztgedachten Kategorien fällt.

Tun und Unterlassen.

Wenn ich höre, wie meine pietistischen Freunde einen so entscheidenden Wert auf das Vermeiden mancher, mir auch nicht sehr wohlgefälliger Dinge legen, wie Komödie, Bälle, Putz usw., so scheint mir dieses doch nur eine Art von negativer Werkheiligkeit zu bilden. So wie dort an das Tun gewisser Handlungen das Heil geknüpft wird, so hier an das Unterlassen.

Die Dissenters.

Eine herrschende Kirche bedarf immer der neben ihr stehenden Dissenters, um nicht zu er-

starren. Dissenters mit heilsamer Wirksamkeit können aber nur da sich organisieren, wo Religionsfreiheit ist. Daher bedarf gerade ein Land, in dem eine mächtige herrschende Kirche ist, am meisten der freiesten Grundsätze über Sezession. Das Umgekehrte findet statt, wo sie unter dem Staat geknechtet ist; hier ist die Lizenz der Sektenbildung für alle Teile verderblich. Dies ist ein reichhaltiges Thema, und noch wenig begriffen.

1844.

Sabellius.

Steht nicht die alte Häresie der Sabellianer ungefähr auf ähnlichem Boden wie manche neueste Trinitätslehre?

Wenn man einmal den alten Widerwillen gegen das ὁμοουσιός nicht überwinden und sich in das Geheimnis der Dreipersönlichkeit nach dem kirchlichen Lehrbegriffe pure ergeben will, so gibt Sabellius wohl eine noch einleuchtendere Doktrine als die heutigen „Potenzen". Ursprünglich sei Gott die verborgene unoffenbarte Monas, die sich sukzessive zur Trias entfaltet. Gott als Schöpfer und Erhalter ist Vater. Als Erlöser ist er zweite Ausstrahlung aus der Gottheit; der Logos verbindet sich mit dem Menschen Christus im Leibe der Jungfrau und heißt daher Sohn. Eine dritte aus der Gottheit emanierte Kraft bleibt in der Gesamtheit der Gläubigen wirksam, erleuchtend, wiedergebärend; sie heißt Heiliger

---

Sabellius, gestorben um 260, libyscher Presbyter, von der Kirche verurteilter Irrlehrer.

Geist. Es sind nicht bloß drei Namen desselben Gottes, aber ebensowenig drei Personen, sondern drei Kräfte, Ausstrahlungen der Gottheit in der Zeit, die nach Vollbringung ihres Berufes wieder in die Gottheit zurückkehren. Die Trinität des Sabellius ist nicht die immanente katholische, sondern eine emanente, in dem Verhältnisse zur Welt und Kirche stattfindende.

Dieser spekulative Versuch, die Kirchenlehre dem gewöhnlichen Verständnisse mit mindester Aufopferung am überlieferten Dogma näher zu rücken, ist wenigstens einfacher als die Häresie der „Johanneischen Kirche".

Die abendländische und die morgenländische Kirche.

Wer die dogmatischen Abweichungen der griechischen Lehre von dem Glauben der katholischen Kirche prüft, der wird es stets schwierig zu erklären finden, wie hieraus eine so tiefgreifende Spaltung hervorgehen, und noch mehr, wie sie bis heute fortdauern konnte. Hätten Photius und zweihundert Jahre später Michael Caerularius wirklich keinen andern Boden für ihr verhängnisvolles Werk gefunden als den dogmatischen, so würde das Schisma den aufrichtigen Bemühungen des Konziles von Florenz nicht widerstanden haben.

Aber die Verfassungsfrage ist es, die Frage über den Bau und die Ordnung der sichtbaren Kirche auf Erden, welche den Riß zum Abgrunde erweitert hat, der sich durch keine frühere oder spätere Anstrengung wieder zu schließen ver-

mochte. Mit dem lebendigen Organismus der katholischen Kirche, dem tiefsinnigsten und leichtfaßlichsten, dem freiesten und festgegliedersten, welchen die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat, mit diesem konnte damals weder die Cäsareopapie der byzantinischen Kaiser zusammengehen, noch heute die des großen Zaren.

Aber es reihet sich hieran noch eine andere Betrachtung, und eine sehr lehrreiche. Das geistige Leben einer Kirche tritt vornehmlich an den Tag in ihren Lehrern, Predigern und Schriftstellern. Bis zum 7. Jahrhundert steht hierin nun die orientalische Kirche nicht bloß der abendländischen völlig ebenbürtig zur Seite, sondern es wird nicht bestritten werden können, daß die tiefsinnige Spekulation und die umfassende Gelehrsamkeit in den alexandrinischen und antiochenischen Schulen ungefähr den Gipfel bezeichnen, auf welchen die christliche Theologie jener Zeiten sich erhoben hat.

Von dem Momente an als das Schisma vollbracht ist, erstirbt auch die geistige Regsamkeit in der griechischen Kirche, und zwar nach allen und jeden Richtungen hin. Weder die Griechen noch die Russen haben in einer langen Reihe von Jahrhunderten bis zum heutigen Tage irgend einen Mann aus dem Schoße ihrer Kirche sich erheben sehen, dessen Taten und Werke ihn an seine großen Vorgänger oder an seine Zeitgenossen im Abendlande anreiheten. Wo sind dort die Namen, die im Mittelalter mit solchen Männern der heiligen Wirksamkeit und des heiligen Lebens zusammengestellt werden könnten, wie Bonifatius, Bernhardus, Franz von

Assisi, Philipp Neri, Peter v. Alcantara, Franz Xaver, Franz v. Sales, Vinzenz v. Paula? Oder mit den Männern der christl. Wissenschaft und des erbaulichen Wortes, wie Anselm von Canterbury, Thomas Aquinas, die Viktoriner, Bonaventura, Thomas a Kempis, Tauler und Suso? Oder auch unter den Neueren mit Angelus Silesius, Spee, Bossuet, Fenélon, Bourdaloue, Massillon, Alphons Liguori, Stolberg und Sailer?

An den Früchten aber sollt ihr den Baum erkennen!

Der Gnostizismus.

Wenn man bei den gnostischen Systemen die nebelhafte poetische Umhüllung beseitigt, so zeigt sich, daß der Kern der Lehren nüchtern verständig ist, ja daß er gerade die Hauptschwierigkeiten, welche die christlichen Lehren für das gewöhnliche Verständnis haben, zu lösen scheint.

Als erste muß die Schöpfung der Welt nach der mosaischen Offenbarung betrachtet werden, welcher man vorwirft, daß sie als willkürlicher Akt auftrete, und daß sie dem obersten Satze widerspreche: Aus nichts wird nichts. Der gnostische Emanatismus scheint beide Einwürfe zu lösen, da er die Weltschöpfung als notwendige Entwickelung des göttlichen Wesens aus seinem absoluten Urgrunde ansieht.

Die zweite Schwierigkeit, wie der Ursprung des Bösen, und überhaupt wie die Unvollkommenheiten und Gebrechen der Geschöpfe mit dem Begriffe Gottes zu vereinigen seien, löset

die Gnosis durch ihren Gegensatz des untergeordneten Weltschöpfers zu der höchsten Gottheit.

Wie plausibel hierdurch das ganze Verhältnis des Alten und des Neuen Testamentes sich herausstellt, leuchtet ein. Selbst die Geschichte des Erlösers schien in dem System, wie es Marcion einfacher mit Ausscheidung der Aonenlehre gestaltete, dem Verständnis näher zu rücken. Die Verbindung Gottes mit dem dazu auserwählten Werkzeuge Jesus, als dieser im 15. Jahre des Tiberius in der Synagoge zu Kapharnaum lehrte, schließt sich dem allgemeinen rationalistischen Gedanken an, daß alle göttlichen Ratschlüsse auf Erden durch Menschen ermittelt werden müssen.

Gott sprach und lehrte durch Jesum, während dessen übriges Leben, Leiden und Sterben das jedes andern tugendhaften Menschen blieb.

Das ganze Lehrsystem Marcions, wie es sich in seinen Antitheses darstellt, nimmt der katholischen Lehre gegenüber eine ganz ähnliche Stelle ein, wie die jetzige rationalistische Spekulation, nur steht sie freilich weit höher.

1845.

Der Katholik zwischen seiner Kirche und dem Staate.

Der katholische Untertan ist unter einen zweifachen Gehorsam gestellt: unter den der Kirche und den des Staates. Von beiden Seiten empfängt er Gebote, beiden soll er nachkommen.

Wie verhalten sich diese Gebote zueinander, und wie zu seinem Gehorsam?

Der Staat hat es mit den weltlichen Dingen zu tun, die Kirche mit den geistlichen. Ein Kon-

flikt sollte nie stattfinden, und der katholische Untertan nie im Zweifel sein können. Erfahrungsgemäß treten aber dennoch Konflikte häufig genug ein; wie dann?

Sie entstehen: a) entweder daraus, daß eine der beiden Mächte geradezu in das Gebiet der anderen übergreift, d. h. daß die Kirche über weltliche Dinge disponiert, oder der Staat über geistliche. — Im Mittelalter ist das erstere leider nicht selten geschehen, oft freilich im Drange historischer Notwendigkeiten, bei dem Zusammenstoße zweier streitenden weltlichen Mächte, oder bei gänzlicher Abwesenheit jeder solcher Autorität. Zuweilen aber auch durch wirkliche, aus irrigen Theorien abgeleitete Übergriffe. Heutigestags wie in der byzantinischen Zeit ist das Umgekehrte das häufigere: der Staat maßt sich die Befugnisse an, die nur der Kirche gebühren. — In diesen Fällen ist die prinzipielle Lösung indessen fast immer leicht, wenn auch nicht immer die Ausführung. Man gehorcht der Macht, welche Gott für dieses Gebiet eingesetzt hat, und trauert über die Verirrung der anderen.

b) Oder die Konflikte entstehen daraus, daß das Gebiet, auf dem sie walten, ein streitiges ist. Hier treten ganz besondere Schwierigkeiten entgegen, zu deren Aufklärung folgendes beitragen kann: Berührt die Materie des Streites einen Glaubensartikel, fließt sie aus einem Punkte der Lehre, so hat der Katholik keine Wahl, er soll Gott mehr gehorchen als den Menschen. — Erwächst der Streit aus einem jener Disziplinarpunkte, die wie der Zölibat, der Laienkelch, der kirchliche Gebrauch der lateinischen Sprache u. a.,

der gesamten Kirchendisziplin, und zwar ihr allein angehören, so kann sein Entschluß wiederum nicht zweifelhaft sein. Die weltlichen Bestimmungen sind dann eine Anmaßung und dürfen nicht befolgt werden. — Aber das Hauptbedenken tritt da ein, wo das Gebiet des Streites wirklich ein gemischtes ist, indem die kirchliche Bestimmung eine neue ist, und entweder die rein politische Seite, oder die Rechte der andern Konfessionen mit berührt. In solchen Fällen kann der einzelne nie hoffen, den unter Gottes Zulassung erwachsenen traurigen Konflikt selbst zu lösen. Seine Aufgabe ist dann, aber nur insoweit er zum eigenen Entschlusse herangezogen wird, sich auf einen passiven Widerstand zurückzuziehen. Er wird nicht gegen die kirchliche Bestimmung handeln, aber dem Gebote des Staates eine nur streng auf seine eigene Person beschränkte ehrerbietige Ablehnung entgegenstellen. In den meisten Fällen reicht dieses Verfahren, wenn es mit aufrichtigem Herzen und mit wahrer Gottesfurcht beobachtet wird, vollkommen hin. Hierzu gehört insbesondere der ganze Zwist über die gemischten Ehen, der jetzt in erste Linie getreten ist.

Aus Vorstehendem geht auch eine deutliche Antwort auf die so wichtige Frage über das Verhältnis der päpstlichen und bischöflichen Verordnungen zu der landesherrlichen Genehmigung hervor.

Breven und Verordnungen, welche ein gemischtes Gebiet betreffen, sei es indem sie rein bürgerliche Dinge mit umfassen, oder die Rechte der anderen Konfessionen berühren, können

allerdings vom Staate zu seiner Genehmigung reklamiert werden. Wie weit sie demungeachtet für den Katholiken eine Gewissensverbindlichkeit begründen, ist oben erwähnt, aber Gesetzeskraft können sie in einem solchen Falle einseitig offenbar nicht verlangen.

Eben deswegen wäre es so unendlich wünschenswert, daß die Regierungen, statt sich ganz willkürlichen Befürchtungen bei ihren Verhandlungen mit der katholischen Kirche hinzugeben, und zu versuchen ein von dem Katholiken nie anzuerkennendes unbedingtes Plazet zu realisieren, sich lieber beschränkt hätten, jenen Fall scharf zu sondern und über Verständigungen mit dem Heiligen Stuhle überein zu kommen.

Die neuen Arbeiten über die semitischen Religionen.

Vatke, Ghillany, Daumer gehen im wesentlichen auf folgende Gedanken hinaus: Die alten Israeliten hatten die Götter der übrigen semitischen Stämme. Moses lehrte ihnen nur Jehovah als Nationalgott, als Gott ihres Stammvaters Abraham kennen. Diesem dienten sie aber ganz in gleicher Weise, wie die andern Semiten, mit Menschenopfern und Bilderdienst. Dabei noch immer wiederholter Abfall zu den Göttern der stammverwandten umgebenden Völker, zum Moloch und Baal. — Erst nach dem Exil unter persischem Einfluß wird von den Restauratoren des jüdischen Staates die abstrakte Theorie des universalen Jehovah, des einen übersinnlichen Gottes aufgestellt und demgemäß

auch die früheren Geschichtsbücher teils umgearbeitet, teils untergeschoben. Man verdunkelt die früheren Hergänge, doch brechen durch die miteingeschobenen echten Traditionen und Fragmente immer noch der alte Bilderdienst und die Menschenopfer hindurch. So Isaaks Opfer, Jephta, Samuel und Agag, Elias Opfer des Baalspriester, die Opfertötung ganzer Völker, die Cherem, 3. Mos. 27. 28; Ezech. 20, 15, die „Heiligung" der Kinder, deren an so vielen Stellen gedacht wird, die „Heiligung" jedes solchen, der den Altar berührt. Auch in dem späteren Gottesdienste leuchtet diese Ansicht als Blutsühne hindurch. Die Beschneidung, die ganze Opfertheorie, das Pascha beruhen darauf.

Hieran wird der Blick auf die eigentliche Bedeutung des Abendmahles geknüpft, so wie an den Opfertod Christi.

Die Sehnsucht nach dem Blute zieht sich in das spätere Judentum als Sektentreiben hinein, tritt besonders in der Paschazeit hervor. Daher die vielen Erzählungen des Mittelalters, die Tat von Damaskus. Blut ist nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, unrein, sondern heilig.

So jene neuesten Theorien!

Ich glaube auch, daß fortgesetzte und tiefere Forschungen in der Urgeschichte der semitischen Stämme, der Träger des Gottesgeistes, noch zu großen Aufschlüssen führen können. Diese werden aber sicher nur zur Bestätigung und Entwickelung der Offenbarungen führen und nicht zu greuelhaften Ketzereien wie die obenangeführten.

Kann man nicht schon aus obigen Materialien auch folgenden Gedankengang ableiten:

Erste Offenbarung: Offenbarung an den Einzelnen. Gott tritt dem Menschen zuerst als Schöpfer, als Person, entgegen. Als diese unmittelbare Anschauung endet und deren Erinnerung verblaßt, zersplittert sich die Gotteskenntnis. Die Griechen knüpfen das Göttliche vornehmlich an urhistorische oder mythische Personen; ihre Mythologie ist eine möglichst persönliche, ihre Götter haben eine Geschichte. Die Orientalen dagegen fassen das Göttliche mehr als Naturkraft, Licht, Wasser: Sabäismus, Zendreligion. Die Hindu mischen im Brahmanismus beides, mit vorwaltendem persönlichem Elemente. Bei den roheren Völkern geht es in die Gestalt des Fetischdienstes über.

Die semitischen Nationen hingegen bleiben am nächsten bei der Quelle der überlieferten Wahrheit: Gott als Geist, als Herrscher des Alls. Aber die sittliche Kraft erschlafft früh, der Begriff zerfällt in seine Elemente. Die Allmacht des Herrschers wird in eine naturfreundliche, schaffende, und in eine naturfeindliche, zerstörende Seite gespalten. Auf jeder Seite wird wieder das aktive, männliche Element von dem rezeptiven, weiblichen unterschieden. Hieraus erwächst auf der einen Seite Baal und Aschera, auf der andern Moloch und Astarte.

Dieser Dualismus bildet das innerste Wesen des Götzendienstes aller semitischen Stämme. Immer aber keine Personifikationen, keine geschichtliche Mythologie, sondern Abstrakta.

Der jüdische Stamm ist von Gott auserwählt die eine Wahrheit fortzupflanzen. Jehovah offenbart sich Abraham. Bei seinen Nachkommen erlahmt die Kraft des gläubigen Gedankens, welche zu der Syntheſe der beiden Seiten der gesamten Erscheinungen in Leben und Natur erforderlich ist. — Strafe der ägyptischen Gefangenschaft.

Zweite Offenbarung: Offenbarung an ein Volk. Moses wird Restaurator der Religion des wahren Gottes, indem er durch eine neue Offenbarung das Gesetz empfängt.

Auch nachher noch wiederholter Abfall in den Dualismus, Götzendienst. — Daher neue Strafe: das Exil.

Nach dem Exil abermalige Restauration, aber ohne die Basis einer neuen Offenbarung. Daher nur zu unlebendiger Abstraktion gedeihend; strenger Monismus.

Hierbei nimmt aber das Gesetz die Stelle des feindlichen Prinzips ein; es straft und verdammt, da niemand es erfüllen kann.

Dritte Offenbarung: Offenbarung an das Menschengeschlecht. Neue und letzte Offenbarung; Gott erfüllt selbst das Gesetz und rechnet dieses jedem zu, der an ihn glaubt.

Von da an kann der Dualismus nur in einzelnen Zuckungen hervortreten: gewisse gnostische Sekten, Manichäismus.

Erkenntnis.

Der Mensch gehört durch seinen Leib der körperlichen Welt an; er ist ein Teil der Natur.

Seine eigene Materie empfängt Zeugnis und Kunde von der Materie außerhalb, durch die Sinne. — Sinnliche Wahrnehmungen.

Neben dieser materiellen Tätigkeit hat der Mensch noch eine andere: das Denken. Ob dieses Denken Äußerung eines besonderen Wesens des Geistes im Menschen, oder ob es nur eine gewisse Funktion der Materie an ihm sei, dieses ist die erste Frage und der oberste Gegensatz überhaupt.

Für wen das erstere das gewisse oder auch nur das wahrscheinlichere ist, der wird hieraus unmittelbar auf weitere Folgerungen geführt:

1. Unzerstörbarkeit des Geistes, Unsterblichkeit, Persönlichkeit.
2. Daher auch ein anderes Reich als das sinnlich erkennbare: das Unsichtbare.
3. Das irdische Leben ist dann sich nicht selbst Zweck, sondern Übergang zu einem ferneren; Lohn und Strafe.
4. Der Begriff Gottes als Quell der Persönlichkeit, als Urgeist, tritt als Möglichkeit, als Ahnung entgegen.

Formen der Erkenntnis:

A. Von außen dargebotene:
   a) durch die Natur:
      sinnliche Wahrnehmung, übertragen auf den eigenen Geist;
   b) durch den Geist:
      α. durch den Menschengeist: Lehre, Wissenschaft;
      β. durch den ewigen Geist: positive Offenbarung;

B. Von innen erzeugt:
a) die subjektive Tätigkeit: die philosophische:
α. rein formal: die logische;
β. positiv: die metaphysische;
b) die objektive Tätigkeit, die mathematische.

Demnach drei Quellen der Erkenntnis:
1. Die Natur.
2. Das Denken.
3. Die Offenbarung.

Zu 1. Die Natur zeigt Stoff und Kräfte, sie fördert einen Schöpfer und Erhalter.

Zu 2. Der Gedanke fragt:
a) nach Herkunft und Bestimmung des Menschen;
b) er erkennt, daß neben der aktiven Tätigkeit des Menschengeistes, in ihm eine rezeptive, ein Bedürfnis des Empfangens ist.

Zu a) Das eigene Denken löst jene Fragen nicht, sondern endet an einer ersten, außerhalb aller Zeit liegenden Ursache der Dinge.

Zu b) Das Bedürfnis des Empfangens, in welchem jeder wahre Trost wurzelt, kann nicht durch eigene Tätigkeit erfüllt werden.

Zu 3. Die Offenbarung muß hinzutreten um zu gewähren, was die Erkenntnis weder aus der Natur noch aus dem eigenen Geiste zu schöpfen vermag. Das erste würde mit dem Sinnengenuß abschließen, die andere mit ver-

gänglichen, selbstgemachten Systemen oder mit trostloser Skepsis.

Gott — seine Offenbarungen zu allen Zeiten und Völkern. —

Die Offenbarung im Geiste; Verhältnis zu den früheren; sie ist die Erfüllung.

Spätere Mystik.

Man kann wohl behaupten, daß die aus dem Schoße des Protestantismus geborenen mystischen Sekten in einem schärferen Gegensatze zu der Grundauffassung Luthers stehen als die korrespondierenden katholischen Dogmen. Was geht durch die Kamisarden, was durch J. Böhme, durch die Bourignon oder Gichtel mehr hindurch als das Bestreben, den Christus *für* uns, in einen Christus *in* uns zu verwandeln? Der Redemptor wird dabei um des Regenerators willen in den Hintergrund gestellt. Sonderbar genug kommt diese spekulative Bewegung auf weitem Umwege doch wieder auf einem Punkte an, wo sie dem gemäßigten, dem noch christlichen Rationalismus nahe genug rückt.

1846.

Ehe und Ehelosigkeit.

Den Reformatoren erschien das Gelübde der Ehelosigkeit als eine Vermessenheit. Ist aber das Gelübde der Ehe eine geringere Vermessenheit? Wer irgend das menschliche Leben kennt, wird dies gewiß nicht behaupten.

Männer und Frauen im Klosterleben.

Das Klosterleben für Männer und Frauen ist durchaus verschiedener Natur. Die Jungfrau, welche Nonne wird, vermählt sich mit Christus; Er ist ihr Bräutigam, dessen Verlobungsring sie trägt. Dies ist durchaus nicht etwa bloß Figürliches, sondern höchst Reelles, und eben hierfür gibt es in dem Leben des Mönchs kein Analogon.

Natur — Vernunft — Glauben.

Ich denke mir den Gedankengang derer, die wie manche unserer Zeitgenossen nach einer Vereinigung zwischen Natur, Vernunft und Glauben suchen, ungefähr wie folgt:

Alles läuft zuletzt auf die Frage hinaus über die Bestimmung des Menschenlebens.

Man fragt zuerst die Natur und erhält ganz ungenügende Antworten. Schon in der bloßen Erscheinungswelt sind die Resultate der gesamten Naturwissenschaften lückenhaft; über die letzten Gründe gewähren sie gar keine Aufschlüsse. Alles reduziert sich auf das Wort: vielleicht! Daneben noch der Zweifel, ob man überhaupt die Dinge sieht, wie sie wirklich sind und nicht bloß nach selbstgeschaffenen Kategorien, nach bloß subjektiven Vorstellungen, die der Wirklichkeit gar nicht adäquat sind.

Wenn die Naturbeobachtung es nicht vermag, über das Wesen der Dinge Aufschluß zu geben, so soll es die Philosophie. Tut sie dies? Welches von den zahllosen, sich selbst widersprechenden Systemen? Ist das wirkliche Selbstverständigung, was durch die Spekulation erreicht wird?

Schon als bloße Theorie ist alles Philosophieren unfähig, um Überzeugung zu bewirken; es bleibt dabei, wie Jacobi sagte: daß der Grund aller Philosophie ein großes Loch sei, an dessen Rand wir stehen und hinunter sehen.

Aber auch selbst für diejenigen, die sich in irgend ein philosophisches System bis zu aufrichtiger Überzeugung hineingedacht haben, kann ein solches eine wahrhaft praktische Stütze bei den schweren Vorkommnissen des Menschenlebens abgeben? Hat es Trost für die großen Leidensgestalten, von denen kein Sterblicher verschont bleibt: Kummer, Krankheit, Alter, Tod? Dieselben, die schon Josaphat vom ruhigen Lebensgenuß hinwegscheuchten! Weg mit allen Gespinsten der grübelnden Vernunft, die weder eine Träne zu trocknen, noch einen Sterbenden zu trösten, noch dessen Überlebende aufzurichten vermögen! Dergleichen mag als sinnreicher Zeitvertreib, höchstens als wissenschaftliches Experiment sein Interesse haben, einen reellen Wert für die großen Momente des Lebens besitzt es nicht. Aufrichtige Denker haben dies gewiß auch stets erkannt; ich glaube nicht, daß Kant je vorausgesetzt hat, er werde die Wirklichkeit mit seinen logischen Kategorien greifen; solche Vermessenheit ist erst der neuesten Spekulation vorbehalten geblieben.

Wenn also weder die Natur noch die Vernunft das Rätsel des Daseins zu lösen vermögen, so muß von zwei Resultaten eins zum Vorschein kommen. Der eine nämlich sucht sich gänzlich aller solcher Gedanken zu entschlagen: laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot! Der

andere verharrt in absoluter Skepsis und spricht mit Pilatus: was ist Wahrheit? Das erstere führt zur Alleinherrschaft der Sinne, das andere bei stoischen Naturen zum nackten Fatalismus, bei erregbaren Geistern zur Verzweiflung. Beides geht auch wohl Hand in Hand und gibt dann die Formel Hassan Sabahs, des Alten vom Berge: Nichts ist wahr und alles ist erlaubt!

So aber kann es sicher nicht sein sollen. Daß es eine Wahrheit gebe, dies ist sowohl unzweifelhaft zu erweisen, als unweigerlich zu fordern.

Da nun aber die beiden Erkenntnisquellen: Natur und Menschengeist über die wahre Bestimmung des Menschen keinen Aufschluß geben, so muß dieser wo anders geschöpft werden. Hierin liegt das Bedürfnis einer unmittelbaren Offenbarung und des Glaubens daran. Natur und Vernunft, soweit sie reichen, gewähren ein Wissen, das durch das Wissen erreicht wird, daher ein objektives, aber nur mittelbares Wissen. Der Glauben ist ein Wissen, das durch den Willen erreicht wird, ein Akt der Freiheit: ich will für wahr halten, was sich mir darbietet; das erlangte Wissen ist subjektiv, aber unmittelbar. So ist die Wahrheit beschaffen, die Fleisch und Blut nicht lehren können; man erfährt die Wahrheit dieses Wissens, indem man sie an sich erlebt.

Welcher Offenbarung soll man aber nun vertrauen? Auf zweierlei Art kann eine Lehre, die sich als geoffenbarte ankündigt, geprüft werden: nach ihrer äußeren (historischen) Glaubwürdigkeit und nach ihrem inneren (praktischen) Werte. Die letzte ist die einfachste, jedermann

zugängliche Weise. Er prüfe bei jeder Offenbarung, welche Antworten sie auf die großen Fragen zu erteilen und welchen Trost sie daraus zu ziehen vermag. Von allen religiösen Lehren trifft beides am vollkommensten oder vielmehr allein, im Christentume zusammen. Daher sagte schon La Bruyère ganz richtig: Si ma religion est fausse, voilà le piège le mieux tendu qu'il soit capable d'imaginer!

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, kann niemand etwas ihm dienlicheres tun, wie den Glauben an die christliche Offenbarung in sich zu erweitern und zu befestigen, auch wenn er für deren absolute Wahrheit gar keine andere Zuversicht hätte.

Allerdings ist hiermit noch nicht die Frage entschieden, auf welcher Stufe in der weiten Reihe der Gestaltung des christlichen Gedankens irgend jemand die befriedigende Ruhe finde, von dem deistischen Rationalismus an, der sich mit dem Schema: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit begnügt, bis zu der vollen Konsequenz der katholischen Kirchenlehre hinauf.

Worin die starke und die schwache Seite dieses Gedankenganges, der jetzt als „christliche Philosophie" auftritt, liegen, leuchtet ein.

Die Reformation im 16. und im 19. Jahrhundert.

Als Hauptgründe der großen Vorbereitung der durch Luther und die Seinigen bewirkten Kirchentrennung sind anzunehmen:

a) Die Existenz und Macht eines Oppositionselementes in jeder weltlichen und geistlichen Herrschaft überhaupt.

b) Die Existenz einer großen Zahl von Menschen, die sich von den Geboten und Pflichten der Kirche bedrängt und belastet fanden und durch die neue Lehre hiervon Befreiung erwarteten.

c) Das Interesse der Fürsten, Herren und städtischen Obrigkeiten, und zwar
   1. Zur Besitznahme des geistlichen Gutes,
   2. zur Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt.

d) Der tiefe Verfall des katholischen Klerus in Sitte und Wissen.

e) Der Glaubenseifer und die ausgezeichneten Eigenschaften der Häupter der Reformation.

Von diesen Punkten findet man im Vergleiche mit dem Rongeschen Treiben:

a) und b) dieselbe Anwendung;

c) hingegen nicht; diese allenfallsigen Interessen der Regierungen werden durch entgegengesetzte mehr als aufgewogen;

d) durchaus nicht; die katholische Geistlichkeit ist jetzt so beschaffen, daß was damals Regel war, jetzt bloß Ausnahme ist;

e) völlig umgekehrt; unter den jetzigen Reformatoren befindet sich nichts ausgezeichnetes irgend einer Art; die Mehrzahl ist ganz ebenso kläglich beschaffen an Geist und Charakter wie an Glauben.

Dagegen kommt der Rongeschen Reformation heute zustatten:

f) Die Unterstützung der Protestanten. Selbst unter den gläubigen Protestanten haben viele mindestens im ersten Anfange Beifall gegeben, solange das Unternehmen ihnen nur in dem Lichte eines Angriffs auf die katholische Kirche erschien. Die ungläubige protestantische Masse begrüßte von Haus aus das Rongesche Treiben mit Jubel und ist noch jetzt seine Hauptstütze überall.

g) Die Macht der mittleren Schichten des Geistes in der Gesellschaft, die im ersten Reformationszeitalter fast ohne Einfluß waren, jetzt die gewaltigsten Kräfte der Gegenwart sind. Ihnen aber bietet hierbei sowohl die Lehre als die Lehrer eben das, was ihnen verständlich ist und zusagt.

Hieran wäre nun der Nachweis zu knüpfen, weshalb die erste Reformation den Charakter des spiritualistischen Abfalls, die zweite den des rationalistischen tragen mußte. Aber auch die wahrscheinliche Aussicht, daß dieser neue Versuch, die katholische Kirche zu spalten, ohne Erfolg bleiben wird.

Ob der Protestantismus untergehe.

Viele Katholiken behaupten, die Zeit sei da, um die Unhaltbarkeit des Protestantismus als Kirche vor jedermann aufzudecken. Ich meinesteils glaube hingegen nicht, daß der Katholik wünschen könnte, daß das Gebäude des orthodoxen symbolgläubigen Protestantismus jetzt untergehe. Dann würde zwar ein Teil der jetzigen Protestanten sich zur katholischen Kirche wen-

den, aber ein anderer ganz vom Christentum abfallen.

Wie aber die heutige europäische Menschheit beschaffen ist, so würde der letztere Teil entschieden der weit überwiegende sein, und ein neues Heidentum, auch äußerlich geordnet, auf Erden wieder auftreten. Einen solchen Zustand dem jetzigen vorzuziehen oder gar ihn herbei zu wünschen, dies gestattet mein christliches Gewissen nicht. Wir sollen harren, bis die Binde von aller Augen fällt; bis dahin aber hoffen und lieben.

Das moderne Judentum.

Was das Christentum nicht vermocht hat, möchte die moderne Aufklärung erreichen: die Vernichtung des eigentlichen Judentums. Nach dem bisherigen Verlaufe zu schließen, würde es allerdings in einem Menschenalter nur noch wenige, wahrhaft gläubige Juden geben und die Vermischung und Verschmelzung der Masse mit den einzelnen christlichen Nationen wäre dann fast unausbleiblich. Aber die Zeiten sind noch nicht erfüllt und dieses wunderbare Volk wird ebenso die Verführung überdauern, wie früher die Verfolgung.

Zur Reformationsgeschichte.

Nachdem die Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts zur vollendeten Tatsache geworden war, ist dieser inhaltschwere Hergang vielfach nach seinen Ursachen und Wirkungen dargestellt worden. Da diese Betrachtungen aber immer von

dem Standpunkte eines Zurückblickenden ausgingen, so mußte sich auch der Gegensatz der Auffassung in der ganzen Schärfe zeigen, die der nun ein- für allemal fixierten konfessionellen Stellung des Autors entsprach.

Unendlich belehrend würde es sein, wenn sich jetzt, wo das Material so sehr viel reichhaltiger geworden ist, ein Historiker fände, der die Geschichte jenes Verlaufes von dem Standpunkte derjenigen Zeitgenossen aus darstellte, die alle wirkliche Ursachen zu einer Kirchenverbesserung (reformatio im Sinne des Tridentinums) damals lebhaft mitempfanden. Alles käme darauf an, ganz deutlich aufzudecken, was in dem Zustande der sichtbaren Kirche bei Anfang des 16. Jahrhunderts wirklich der Reinigung, Wiederherstellung, Aufrichtung bedurfte und wie es gekommen ist, daß statt dieses wahrhaft wohlgefälligen Verfahrens die verhängnisvolle „Reformation" eingetreten ist.

Das Material hierzu ist in den Schriften und in dem persönlichen Verhalten der Männer zu finden, die von dem Bewußtsein der ecclesiae foeda facies (wie es Wicel nannte) durchdrungen, dem ersten Auftreten der Reformatoren teils vorbereitet teils beigepflichtet haben, die aber später zur Erkenntnis der zerstörenden Wendung der Sache gekommen, sich wieder fest an die Kirche lehnten. Schon aus Döllingers hochverdienstlicher Vorarbeit ist zu erkennen, wieviel hierzu aus Erasmus, Reuchlin, Wimpheling, Wicel, Peutinger, Mutianus, Botzheim, Adelmann, Glareanus, Joh. Faber, Crispinian, Brassicanus, G. Agricola, Pirkheimer, Beatus

Rhenanus, Cochlaeus zu entnehmen wäre. Erst soll man offen und unumwunden erkennen und eingestehen, daß der Zustand der sichtbaren Kirche im Anfange des 16. Jahrhunderts einer tiefgreifenden Reform im Sinne des Tridentinums bedurfte, ehe man berechtigt ist zu beklagen, daß statt einer solchen die „Reformation" eintrat und die Kirche zerriß.

1847.

Der Kampf der Geister.

Nachdem es die ewige Vorsehung zugelassen hat, daß die christliche Kirche gespalten worden, daß nicht bloß einzelne sich geschieden, sondern ganze Nationen von ihrem Körper getrennt, andere in sich zerrissen worden, ist der Kampf unvermeidlich und muß dauern bis zu jener verhüllten Stunde, wo das größte Rätsel der Menschengeschichte sich entschleiern wird.

Aber es sei und bleibe ein Kampf des Geistes, ein Kampf mit offenen ehrlichen Waffen, ein Kampf, der gegen die Lehren, nicht gegen die Personen gerichtet werde. Er verdunkle nicht die Gerechtigkeit, und verletze nicht die Wahrhaftigkeit, ja er verlösche nicht die Liebe. Diese Tugenden des natürlichen Menschen dürfen am wenigsten von denen mißachtet werden, die sich als Streiter für das Heiligtum hinstellen; sie dürfen den Ernst, den Nachdruck, die Ausdauer im Kampfe nicht mindern, aber sie sollen diesen Kampf von jedem andern unterscheiden, der um die Güter dieser Erde, sei es den irdischen Besitz oder die irdische Meinung geführt worden.

Wenn ich auf die Polemik der Konfessionen hinsehe, wie sie sich in der Literatur abspiegelt, so kann ich auch bei meinen Glaubensgenossen, bei denen, welchen die Fülle der Wahrheit zuteil geworden, so manchen Kummer nicht unterdrücken. Dies ist es aber nicht, was ich eben im Sinne trage, sondern es scheint mir, als wenn auch die wirklichen Zwecke dieser polemischen Literatur nur unvollkommen erreicht würden. Ich suche den Grund darin, daß die Schreiber, auch die an Geist und Erkenntnis begabtesten, nicht immer die Ziele klar vor Augen halten, auf welche sie hinarbeiten wollen.

Ich möchte hierüber folgende Betrachtungen aufstellen:

Vier Aufgaben hat die Literatur zu lösen, welche die Zwecke der Kirche zu fördern unternimmt:

1. Die gläubigen Katholiken in der Erkenntnis stärken.
2. Die feindseligen Katholiken und Akatholiken bekämpfen.
3. Die Indifferenten wecken.
4. Die Suchenden belehren.

Für das erstere besitzen wir eine reiche Literatur zur Erbauung und Stärkung.

Für das zweite hat eben das letzte Dezennium eine Reihe von dogmatischen, spekulativen und historischen Werken erzeugt wie nie eine frühere Zeit. Was Möhler, Dieringer, Klee, Hirscher für katholische Dogmatik, Baader, Günther, Staudenmaier für katholische Philosophie, Döllinger, Jarcke, Hurter, Höfler, ja selbst die protestantischen Historiker Vogt, Gfrörer, Menzel,

Leo, Böhmer, Barthold für die katholische Historiographie geleistet haben, ist in hohem Grade genügend.

Auch für die dritte Aufgabe ist manches geschehen, wenn es auch noch immer an solchen Schriften mangelt, die den Gemütszustand derer richtig beurteilen, die zunächst aus dem Schlafe der Gleichgültigkeit gegen das Religiöse überhaupt zu wecken sind, ehe an das unbestimmt Christliche, und dann erst an das bestimmt Katholische gegangen werden kann. Wir haben noch keine Schrift, die hierin eine so große Wirkung erzeugt hätte wie unter den Protestanten z. B. Schleiermachers Monologen und dessen Reden an die Gebildeten, oder unter den französischen Katholiken Chateaubriands Génie du Christianisme.

Aber was fast ganz fehlt, ist die vierte Rubrik. Die Zahl derer, die von einem bestimmten christlichen Willen durchdrungen und der Wahrheit überhaupt, also auch der katholischen, zugänglich sind, ist unter den Protestanten jetzt größer als je. Aber es kommt darauf an, diesen bestimmten Seelenzustand, den man wohl Christianismus vagus genannt hat, scharf ins Auge zu fassen, um demgemäß zu wirken. Zunächst rein tatsächlich, Beseitigung der faktischen Irrtümer über Geschichte und Dogma, ganz ohne eigentliche Polemik. Dann Nachweis der inneren Unhaltbarkeit der akatholischen Glaubenssysteme, immer in der einfachsten Form ohne letzte Folgerung. Diese Folgerungen kann bei solchen Männern niemand ziehen, als sie selbst; zieht sie

der Autor, so ist in der Regel seine Arbeit vergebens.

Unter den Aufgaben, welche die gegenwärtige Zeit diesem Zweige der katholisch-polemischen Literatur stellt, nenne ich folgende:

a) Eine einfache Zusammenstellung der Grundsätze, welche die Reformatoren und ihre Nachfolger für die Behandlung ihrer konfessionellen Gegner aufgestellt haben, und zwar einerseits der katholischen Kirche, andrerseits den kleineren Sekten gegenüber. Hieran geknüpft ferner eine historische, nirgends übertriebene Darstellung der faktischen Hergänge, die seit 1517 auf diesem Gebiete vorgekommen sind, ganz ohne Deklamation, bloß streng tatsächlich. In der Meinung es sei das speziell Charakteristische der katholischen Kirche, daß sie Andersgläubige verdammt, verfolgt und bestraft habe, liegt noch ein Hauptmittel der Aufreizung des großen Haufens. Calvin de supplicio Serveti; Beza de haereticis a civili magistratu puniendis; Melanchthon in locis comm. Cap. XXXII., die englische Reformatio legum eccles. Tit. de haeresibus und de judiciis contra haereses reichen allein hin, um zu zeigen, ob die Eingriffe des weltlichen Armes eine katholische Eigentümlichkeit, oder nicht vielmehr ein gemeinsamer furchtbarer Mißbrauch jener Zeiten überhaupt gewesen.

b) Als eine zweite nützliche Arbeit betrachte ich eine tüchtige Schrift über die apokalyptischen Prophezeiungen. Weit mehr als man glaubt wirkt noch bis zum heutigen Tage bei vielen protestantischen Mystikern, besonders der unteren

Stände, die Vorstellung, daß jene angedroheten Strafgerichte sich auf die katholische Kirche beziehen. Es muß sich hierbei herausstellen, ob dort Rom wirklich gemeint sei, und daß man dann nachweisen könne, wie sich die Vorhersagungen nur auf den Untergang des heidnischen Roms beziehen. Wer hingegen das erstere zu widerlegen unternimmt, muß nachweisen, daß die Prophezeiungen auf eine noch unentfaltete Zukunft hinweisen.

c) Als weitere Arbeit sehe ich eine wahrhaft populäre Geschichte der Mönchsorden, ihrer Stifter und ihrer Leistungen. Wieviel Unwahrheit ist hier zu beseitigen, wieviel Wahrheit anzupflanzen! Wie überraschend wäre es, dasjenige, was der neuere Kommunismus und Sozialismus will, mit den Klosterregeln zusammenzustellen und nachzuweisen, daß alles, was in jenen Gedanken wahres Bedürfnis für bestimmte Menschen genannt werden kann, dort längst realisiert ist.

d) Nur zu belehrend wäre eine treue und vergleichende Charakteristik der Fürsten, welche die Reformation bei sich einführten: Johann Friedrich von Sachsen, Philipp von Hessen, Christian II. von Dänemark, Gustav Wasa, Heinrich VIII. von England, Joachim II. von Brandenburg, Ulrich von Württemberg usw. Welche mannigfache Gestalten und wieviel zutage liegende Motive bei den meisten!

e) Als weitere Arbeit nenne ich eine Geschichte der katholischen Reformation. Hierunter verstehe ich eine klare und aufrichtige Darlegung der Gebrechen, an welchen der Körper der Kirche

seit dem Mittelalter gelitten hat; ihr Gipfel liegt am Ende des 15. Jahrhunderts. Verfall der Sitten des Klerus, der katholischen Wissenschaft, Krankheiten im Kirchenregimente, das wiederbelebte Heidentum, der falsche Humanismus, die weltlichen Interessen der Päpste als Fürsten des Kirchenstaats. Das Material zu allem diesem liegt reichlich in den Schriftstellern des 15. und 16. Jahrhunderts, wovon viele daher, wenn auch irrtümlich, als Vorläufer der Spaltung betrachtet werden. —

Dann die Restauration im 16. Jahrhundert, die großen und strengen Päpste, das Konzil von Trident, die hl. Ordensstifter S. Peter von Alcantara, S. Ignaz, S. Philipp Neri, S. Karl, S. Theresia; die katholische Wissenschaft, der neu erwachende Geist. Alles dieses konstituiert die katholische Reformation im Gegensatze zu der protestantischen.

f) Darlegung der Tatsache, daß die religiöse Literatur der griechischen Kirche, die in der Zeit der Vereinigung die ganz überwiegende gegen die lateinische gewesen, plötzlich verstummte, seit die Trennung eingetreten. Für die übrigen Griechen minder fühlbar, weil sie die ältere noch benutzen können, aber die russische religiöse Literatur ist seit 600 Jahren ungefähr null. Nicht bloß keine dogmatischen, spekulativen, exegetischen oder kirchenhistorischen Werke, sondern selbst keine Erbauungsschriften. Die allezeit fertige deutsche Übersetzerzunft, welche jeden russischen Roman zugänglich macht, hat nicht ein einziges russisches religiöses Buch aufgefunden.

Selbst die kleinste protestantische Sekte ist hierin als geistig befruchteter anzuerkennen.

Die Seligkeit.

Was soll ich tun, daß ich selig werde? Dies ist die allgemeinste Frage sowohl für die Philosophie, als für die Theologie.

Es kommt hierbei auf zweierlei an:

a) Wie ist der Begriff der Seligkeit zu fassen?
b) Woher ist die Kenntnis des einzuschlagenden Weges zu diesem Ziele zu nehmen?

In dem ersteren, der Feststellung des Begriffes in seiner allgemeinsten Fassung ist noch keine Scheidung zwischen beiden Disziplinen. Die Seligkeit kann in nichts anderem, als in der Erfüllung der wahren Bestimmung des Menschen liegen.

Worin jedoch diese Bestimmung zu suchen sei, das ist der Scheidepunkt. Die Philosophie fragt:

a) die Natur;
b) den Menschengeist.

Die Lösungen und Antworten fallen sehr verschieden aus. Bei näherer und unbefangener Betrachtung können sie aber nie eine größere Zuversicht einflößen als: vielleicht, vielleicht auch nicht!

Die Theologie hingegen geht davon aus, daß die Antwort auf beide Fragen nicht aus obigen Quellen geschöpft werden könne. Sie verlegt den Quell aller Wahrheit in ein überweltliches Wesen. dessen Werke sowohl die Natur als der Menschengeist ist. Nur aus dessen unmittelbaren Eröffnungen: den Offenbarungen, kann die ersehnte Antwort gewonnen werden.

Theologie ist daher die Kenntnis der göttlichen Offenbarungen und ihrer Anwendung auf die Frage: Was soll ich tun, daß ich selig werde?

Die Stadien der Erkenntnis.

Neben den Gebieten der empirischen und induktiven Tätigkeiten stehen diejenigen Gebiete, auf welchen die Beobachtung der Natur und die Erfahrung keinen Aufschluß gibt. Dies sind vorzugsweise das religiöse und das politische.

Man kann es als Regel annehmen, daß die Wahrheit entweder im Anfange oder am Ende der Wirksamkeit der Geistestätigkeit gefunden wird. Aber nie in deren Mitte. Was man im tadelnden Sinne sagt: les extrêmes se touchent, ist ganz richtig.

Sollten hier nicht die Kategorien des unvermittelten und vermittelten Begriffes ihre Anwendung finden? In der Tat findet hier ein solcher dialektischer Prozeß statt.

A. Die Stufe der Unmittelbarkeit.

a) Auf dem religiösen Gebiet:

Der Mensch steht vor dem Rätsel des Daseins; er fühlt, daß etwas in ihm ist, was nicht vom Leibe ausgeht und nicht durch diesen befriedigt wird. Er fühlt ferner, daß er sich dieses Fehlende nicht selbst geben kann: daher Bedürfnis der Lehre, der Autorität. Da diese in den übersinnlichen Dingen keine sinnliche sein kann, so tritt ihm die Notwendigkeit der Offenbarung als inneres Bedürfnis entgegen: Religiosität, Christentum.

b) Auf dem politischen Gebiete:
Der einfache Mensch fühlt, daß auch hier das Autoritätsbedürfnis vorwaltet. Er sieht es von Haus aus in der Familie und macht davon die Anwendung auf die bürgerliche Gesellschaft. So kommt er ganz natürlich zum Patrimonialstaate: Pietät und Liebe einerseits, Autorität und Gehorsam andrerseits. Erläutert und befestigt wird ihm dieses durch die Beziehung auf das göttliche Gesetz.

B. Die Stufe der Entzweiung.

Der Mensch genügt sich nicht mehr an dem unmittelbar Empfundenen; er will die Aufgabe mit den Kräften seines eigenen Verstandes lösen. Diese erscheinen ihm als oberste und hinreichende Erkenntnisquelle. Er wirft das unmittelbar im Gefühl Gegebene von sich und will sein eigenes Gesetz werden.

1. Bei starken, denkkräftigen und unerschrockenen Geistern folgt hieraus:
   a) Auf dem religiösen Gebiete:
      Der Pantheismus und der Atheismus.
   b) Auf dem politischen Gebiete:
      Die absolute Demokratie.
   c) Auf dem sozialen Gebiete:
      Der Kommunismus.
2. Bei schwächeren, sinnlichen, bequemen, inkonsequenten Menschen:
   a) Auf dem religiösen Gebiete:
      Der Rationalismus.
   b) Auf dem politischen Gebiete:
      Der vulgäre Liberalismus.

c) Auf dem sozialen Gebiete:
Die moderne Nationalökonomie.

Wenn bei solchen Menschen, besonders denen der ersten Kategorien aber die Einsicht durchbricht, daß man mit diesen Dingen das Rätsel des Daseins nicht löse, daß man zu keinem Ruhepunkt gelange, so entsteht:

Entweder in der religiösen Sphäre der vollständige Skeptizismus, und in der weltlichen Sphäre die bloße Herrschaft der Sinne.

Oder der Durchbruch zur Wahrheit; letzteres leider aber nur in seltenen Fällen, während das erstere der geheime Seelenzustand einer sehr großen Zahl von Menschen ist. „Nichts ist wahr und alles ist erlaubt!“

C. Die Stufe der vermittelten Erkenntnis:

Als Ende des Denkprozesses werden wiederum dieselben religiösen und politischen Resultate gefunden, welche schon das unmittelbare Gefühl gab, oder vielmehr verhieß. Im Individuum nehmen sie aber dann eine andere Stelle ein, sie sind vermittelt, bereichert.

In früheren Zeiten standen die Menschen nach ihrer großen Mehrzahl auf der ersten Stufe; man glaubte an die Wahrheit in Kirche und Staat, weil man sie unmittelbar empfand. Nur ein kleiner Teil der Menschheit ging in die dritte Stufe über. Die zweite Stufe existierte selten, dann aber in ihrer ersten Schattierung als Pantheismus und Demokratismus oder in dem vollständigen Aufgeben alles Suchens nach Wahr-

heit: im Skeptizismus. Die andere, inkonsequente Schattierung kam gar nicht vor.

Der Charakter unserer Epoche hingegen ist der der Halbbildung. Diese hat die große Mehrzahl des lebenden Geschlechtes aus der einfachen Unmittelbarkeit des Glaubens herausgerissen, ohne ihnen die Mittel zu geben die Wahrheit am Ende eines strengen Denkprozesses wiederzufinden.

Daher das Phänomen, daß die unendliche Mehrzahl sich auf der zweiten Stufe befindet, und zwar wieder ungleich verteilt.

Der größere Teil verharrt im Stadium des inkonsequenten Rationalismus und Liberalismus; ein kleinerer ergreift den konsequenten Atheismus und Demokratismus.

Neben und innerhalb beider steht die Zahl derer, welche die Sorge um Wahrheit ganz von sich weisen, oder bloß in der „Wahrheit der fünf Sinne" bleiben wollen. Wenige gestehen diesen Zustand ein, aber sehr viele gehören ihm an.

1848.

Wunder.

Die pantheistische Weltanschauung muß allerdings schlechthin den Begriff und die Tatsache des Wunders leugnen. Hierüber ist nicht zu streiten. Aber alle anderen Auffassungen, wie weit sie auch sonst von der christlichen Lehre abbleiben mögen, können sich der Zulässigkeit des Wunders an und für sich nicht erwehren.

Auch der nüchternste Deist, der seinen Glauben auf die Anerkennung eines persönlichen Gottes und einer persönlichen Menschenseele beschränkt,

muß zugeben, daß einmal bei der Weltschöpfung und täglich bei dem Entstehen der einzelnen Seelen ein unmittelbares Eingreifen Gottes eintritt, das über den normalen Zusammenhang der Naturerscheinungen hinausliegt.

Für eine höhere Stufe des Gedankens fällt jede Schwierigkeit weg, da hier das außerordentliche Wirken Gottes ebenso wie das ordentliche immer nur ein Wirken in der Natur und durch die Natur ist. Das Übernatürliche wird dann bloß zum Ungewöhnlichen. „Die Tätigkeit Gottes, die sich in der Regel hinter dem verbirgt, was wir Naturgesetz nennen, entschleiert sich im Wunder."

Noch weiter steigert sich die Betrachtung, wenn sie bei der Erkenntnis anlangt, daß es vor Gott überhaupt keine Naturgesetze in dem Sinne geben kann, den der Mensch mit diesem Begriffe verbindet. Der Wille Gottes ist der Träger wie die Ursache der von uns gewöhnlich, sowie der von uns ungewöhnlich genannten Naturerscheinungen.

Abendland und Morgenland.

Man kann die Entwickelung des deutschen theologisch-philosophischen Geistes mit dem griechischen der ersten Jahrhunderte vergleichen, der wiederum aus der alexandrinischen Schule hervorgegangen war. Dagegen schließt sich der Geist der heutigen romanischen Völker mehr an die Theologie des lateinischen Okzidentes an.

Bei ersteren das Ringen nach scharfen Begriffsbestimmungen, die spekulative Behandlung

der Dogmen. Bei letzteren hingegen mehr die praktische Seite des Christentums. Daher mußte auch die „Reformation", die zunächst aus der dogmatischen Dialektik hervorgegangen, bei der germanischen Nation ausbrechen.

Glauben und Wissen.

Wie verhält sich Glauben und Wissen zueinander? Beides gleich mächtige Tätigkeiten, gleich unabweisliche Bedürfnisse des Menschengeistes. Bewegen sie sich auf zwei parallelen Linien, die in stets gleichem Abstande ins Unendliche fortlaufen? Oder konvergieren diese Linien, wenn auch noch so unmerklich, so daß, wenn auch nicht ermessen, doch geahnet werden könne, daß sie in einem Punkte zusammenlaufen?

Es gibt keine tiefere, keine wichtigere Frage für den Menschen und sie ist auch zu allen Zeiten fruchtlos aufgeworfen worden. In der Wirklichkeit aber hat sich die Tätigkeit immer vorzugsweise der einen oder der anderen Richtung zugewendet und durch sie das Ziel zu erreichen gestrebt. Selbst in den Epochen, wo das Christentum das ganze Leben durchdrang und beherrschte, ist jener tiefe Gegensatz nicht minder fühlbar gewesen. Schon die alexandrinische Schule, an welche sich die kappadozische anschloß, zeigt das Vorwalten des religiösen Gefühles, während in der antiochenischen die Verstandestätigkeit vorherrscht. So Origenes, Gregor der Thaumaturg, Basilius, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz auf der einen Seite, Theodoret von Chrysostomus auf der andern.

Die Versuche zur Vereinigung oder Vermittelung der beiden großen Gegensätze ziehen sich durch die ganze Geschichte der christlichen Gottesgelehrsamkeit hindurch. Für die Zeit vor der Offenbarung in Christo konnte unbedenklich mit Klemens dem Alexandriner behauptet werden, daß die Philosophie bei den Heiden ebenso eine Erzieherin auf Christum gewesen sei, wie das Gesetz bei den Juden. Wie aber nachher? Bedurfte es noch einer anderen Tätigkeit für den Menschengeist, als der einzigen, die auf volle, ungeteilte Aneignung der geoffenbarten Wahrheiten gerichtet bleiben mußte?

Wie aber sollte die fides implicita zu einer fides explicita sich gestalten, anders als durch die Arbeit des Gedankens? Augustinus bekannte frei, daß er nicht umhin könne das, was er in der Weise des Glaubens besitze, auch in der Form des Wissens haben zu wollen (cont. Acad. III. 20. n. 43). Anselmus, derselbe, der das unvergängliche Wort ausgesprochen: neque enim quaero intelligere ut credam, sed credo ut intelligam, sagt doch ebenso unumwunden: „Es scheint mir Nachlässigkeit, wenn wir, nachdem wir im Glauben befestigt sind, nun nicht streben dasjenige zu begreifen, was wir glauben." (Cur Deus homo, Cap. II.)

So ist es auch, der rechte Glaube weiß, daß er nicht zu glauben aufhören muß, um zu wissen.

1849.

Prophezeiung und Gespenster.

Zwei der größten unter den neueren Denkern, unter sich überaus verschieden, geben sich doch un-

gefähr dieselbe Stellung zu dem Gebiete des Übernatürlichen. Leibniz sagt: „Man kann nicht schwören, daß es keine Prophezeiungen mehr gebe, aber man kann wetten, daß diejenige, um welche es sich eben handelt, keine sei.“ Und Kant: „Ich unterstehe mich nicht alle Wahrheit an den Geistererzählungen abzuleugnen, obgleich mit dem Vorbehalte, eine jede einzelne in Zweifel zu ziehen, allen zusammen aber einigen Glauben beizumessen.“

In dieser Begrenzung, und auf dieser allgemeinen Grundlage ist die Skepsis allerdings in hohem Grade berechtigt, ja ratsam.

Die Grundansichten über die Wahrheit.

Was ist Wahrheit? Um diese vor und nach Pilatus aufgeworfene Frage dreht sich doch zuletzt alles.

Im großen und ganzen kann man nun entweder behaupten, daß die absolute Wahrheit dem Menschengeiste erkennbar sei oder nicht.

Wer das erste annimmt, der kann entweder die Erkenntnis bloß in die Sinne legen, oder in den Menschengeist selbst, oder in eine Offenbarung.

Das erste System ist der Materialismus in seinen mannigfachen Gestalten. Was meine Sinne mir zur Erkenntnis bringen, das ist wahr; außerhalb der sinnlichen Welt ist nichts.

Der zweite Weg ist der der Philosophie aller Zeiten, sei es nun, daß diese den Stoff für die Arbeit des Gedankens aus der sinnlichen Wahrnehmung schöpft und bloß geistig verarbeitet,

oder daß sie sich einem reinen Denkprozesse hingibt und aus diesem die Wirklichkeit konstruiert.

Der dritte Weg ist der, auf welchem die Religionen die Wahrheit empfangen. Statt der Autonomie des Menschengeistes wird hier von der totalen Unfähigkeit oder der partiellen Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft zur Sicherung der Wahrheit ausgegangen; aus einem außerhalb der Natur und außerhalb des Menschengeistes liegenden Quell empfängt der Gläubige die Wahrheit. Was hierin die alten Religionen unvollkommen und getrübt andeuteten, daß ist in der mosaischen Offenbarung zur Gewißheit erhoben, und in der christlichen vollendet worden. Der Mensch hat dieser Offenbarung nur zu glauben, so *besitzt* er die Wahrheit.

Diesen Auffassungen sämtlich gegenüber steht nun das Verhalten der Skepsis.

Hier wird überhaupt geleugnet, daß der Mensch, nach der Gesamtsumme seiner leiblichen und geistigen Ausrüstung die Wahrheit zu erkennen vermöge. Weder die sinnliche Natur, noch der denkende Geist, noch eine außerordentliche Erkenntnisquelle gewähren wirkliche und absolute Wahrheit, im besten Falle kaum Wahrscheinlichkeit. Ja es wird in Abrede gestellt, daß es je weder durch Naturbetrachtung, noch durch Vernunfttätigkeit, noch durch Offenbarung geschehen könne, daß die Wahrheit ergriffen, oder vielmehr, daß das Ergriffene als Wahrheit erkannt werde.

Diese Denkweise ist mit mehr oder minderer Deutlichkeit und Konsequenz wahrscheinlich eine

der verbreitetsten in der jetzt lebenden Generation. In der Praxis aber zeigt sich hier ein außerordentlich einflußreicher Unterschied unter ihren Anhängern.

Bei dem einen waltet die Folgerung vor: Nichts ist wahr und alles ist erlaubt. Es führt dies zu der rohesten Herrschaft der sinnlichen Gelüste, zu gänzlichem Bruche mit der sittlichen Welt, wo nicht angeborene bessere Gemütsart oder Scheu vor der Meinung anderer die Schranken zieht. Da wo diese Schranken fehlen, wie es jetzt leider bei der Mehrzahl des verwahrlosten Proletariats der Fall ist, müssen die Folgen so zerstörend und scheußlich sein, wie die neueste Zeit sie gezeigt hat.

Tief verschieden ist der Seelenzustand derer, die nicht die Wahrheit an sich, sondern nur deren Erkenntnis im Menschengeiste bestreiten. Konsequent müssen diese ebensowohl zugeben, daß die Wahrheit aus einer der geöffneten Quellen, sei es der Naturgesetze, der Vernunft oder der religiösen Offenbarungen wirklich fließe, nur daß man hiervon nicht die Zuversicht erlangen könne. Daher müssen sie sich gedrungen fühlen den hierin wurzelnden Geboten für das irdische Leben schon aus Vorsicht zu folgen; das argumentum a tutiori heischt, daß sie nichts tun oder unterlassen, was je möglicherweise der Wahrheit widerspräche. Neben die natürliche Scheu, die sich als Gewissen regt, stellt sich dann auch die skeptische Konsequenz selbst und gebietet nach dem Sittengesetz zu leben. Ja es kann diese Betrachtungsweise selbst sehr nahe an den christlichen Glau-

bensweg führen; ich begreife, daß viele ihn wandeln und würde einen solchen nie aufgeben.

Die heutigen und die zukünftigen Katholiken.

Fr. Schlegel riet, in jedem ernsten Protestanten den zukünftigen Katholiken zu erblicken. Ich möchte hierin weitergehen und sagen, daß ich schon jetzt in manchem gläubigen Protestanten einen katholischen Christen sehe und liebe. Darunter begreife ich diejenigen, denen nicht aus sich selbst, nicht aus eigener Forschung in der Heiligen Schrift, nicht aus den Lehrschriften und Systemen der Theologen ihr Glauben zufließt, sondern aus dem lebendigen Strome der Überlieferung, auf welchen sie durch das unstillbare Bedürfnis und die eigene Herzenserfahrung hingeführt worden sind. Aber ohne sich des Quelles bewußt zu werden, ohne die Zwischenglieder zu erkennen, ohne daher mit dem sichtbaren Leibe der Kirche zusammenzuhängen.

1850.

Die Heilige Schrift und die Wissenschaft.

Es ist eine anziehende Betrachtung, manche dunkle Stellen der heiligen Bücher des Alten Testaments mit den Resultaten der neuen Wissenschaft zu vergleichen. Wahrheiten, die in jenen Jahrhunderten der Menschengeschichte noch durchaus nicht in den Bereich der Erkenntnis getreten waren, sind mit deutlichen Worten dort bereits ausgesprochen. Die Vergleichung eines einzigen Buches reicht dazu hin:

Hiob. 26, 7: „Und die Erde hängt Er auf an einem Nichts.“ Ist dies nicht die wahre Bezeichnung ihrer Lage im Weltenraum?

Hiob. 28, 25. „Er hat dem Winde sein Gewicht gegeben.“ Wird hier nicht die Schwere der Luft ausgesprochen?

Hiob. 28, 5. „Die Erde ist durch das Feuer verwüstet worden.“ Ist dieses nicht die deutlichste Angabe der vulkanischen Umgestaltungen? Das ganze Kapitel ist voll geologischer Andeutungen.

Ja es kehren sich selbst die Angriffe, welche noch vor wenigen Jahren von einem vorgeblich wissenschaftlichen Standpunkte aus gegen die Darstellungen der Hl. Schrift gemacht wurden, jetzt gegen die Angreifer selbst. Wie oft hat man hervorgehoben, daß nach der mosaischen Schöpfungsgeschichte gleich anfänglich das Licht und erst am vierten Tage die Sonne erschaffen worden? Hat nun nicht die neueste Wissenschaft eben nachgewiesen, daß das Licht keineswegs ein alleiniger Ausfluß der Sonne, sondern eine weit allgemeinere Eigenschaft der Materie, daher recht eigentlich an den Beginn der Schöpfung zu setzen sei?

Das Weltsystem.

Bis auf den heutigen Tag ist es noch eine der Lieblingswaffen der Gegner Roms, auf die Verdammung hinzuweisen, welche das kopernikanische Weltsystem in Galileis Person dort erlitten habe. Ich bin Mathematiker genug, um mitzufühlen, was Galilei empfand, und gewiß nicht geneigt seinen Widersachern die Palme zu

reichen. Er hatte in diesem Streite, wie jedes Kind weiß, das Recht allerdings auf seiner Seite.

Ist hiermit aber an und für sich ausgemacht und abgemacht, daß die deutlichen Aussagen der Hl. Schrift die Unwahrheit berichten und von der neueren Wissenschaft widerlegt worden sind? Und zwar nicht bloß in dem nächsten Streitpunkte: der Bewegung der Erde um die Sonne, sondern auch in der Gesamtanschauung der Heiligen Schrift, daß unsere Erde samt der auf sie angewiesenen Menschheit der Hauptgegenstand der Schöpfung sei? Kann man sich verhehlen, daß die ganze Grundauffassung unsers Daseins, so wie die christliche Offenbarung sie uns gibt, wenn nicht in ihrer äußeren Offenbarung, so doch in ihrem innersten Wesen erschüttert wird, sobald wir uns vergegenwärtigen, daß alles dieses sich nur auf ein Einzelgeschöpf auf einem Einzelpunkte im endlosen Raume beziehe?

Wie wenig auch die neuere Philosophie dahin gelangt sei, die letzten Rätsel zu lösen, dazu genügt sie doch bereits, um jenen scheinbaren Gegensatz in ein richtigeres Licht zu stellen. Schon Kant hat vollständig nachgewiesen, daß Zeit und Raum nicht an den Dingen selbst, sondern nur logische Vorstellungsformen sind, die bloß in unserer Seele und deren Beschränktheit entstehen. Die Zeit ist die Form aller Entwickelung, der Raum die Form alles Bestehens. Da nun alle Bewegung nur in Raum und Zeit geschieht, ohne beide nicht denkbar ist, so ist auch die Bewegung nur eine jener selbständig in unserer Seele liegenden Anschauungsweisen, denen keine absolute Wirkung zukommt.

Gott allein sieht die Dinge, die er geschaffen, wie sie wirklich sind; er allein stellt sich die Welt so vor, wie sie in der Wahrheit ist. Er lebt und denkt nicht in Raum und Zeit, bei ihm ist kein Nebeneinander wie kein Nacheinander, daher kann auch ihm gegenüber von keinen menschlich unabänderlichen Gesetzen, von keiner Verkettung freier Handlungen die Rede sein.

Die menschliche Natur ist durch göttliche Einrichtung geschaffen wie sie ist; Gott will daher, daß wir uns die Welt so vorstellen, wie es geschieht, daß wir das, was unsere Sinne erkennen, als wahr und wirklich annehmen. Innerhalb dieser Sinnenwelt können und sollen wir nach den Gesetzen des Raumes und der Zeit urteilen und schließen; für unsere durch göttlichen Willen so und nicht anders bestimmte irdische Existenz ist dieses Wahrheit.

Aber in demselben Augenblick erwachsen gänzliche Fehlschlüsse, gefährliche Irrtümer, sobald wir dieselben Gesetze über den Kreis des sinnlich Wahrnehmbaren hinaus in Anwendung bringen wollen. Die Offenbarungen sprechen unsere Sprache, sie richten sich nach der menschlichen Auffassungsfähigkeit und nehmen stete Rücksicht, wie sie für die Belehrung der Menschheit am fruchtbarsten sind. Wo aber zwischen dem Gotteswort und den sinnlichen Wahrnehmungen oder den Verstandesschlüssen ein Widerspruch hervortritt, darf dieser nie mit dem Maßstabe gemessen und entschieden werden, der allein für die Dinge dieser Welt zulässig und genügend ist. Die relative Wahrheit hat sich der absoluten Wahrheit zu beugen und in Demut zu unter-

ordnen; sie wird fortfahren dürfen und müssen innerhalb des ihr zugewiesenen Bereiches Geltung zu heischen, aber nicht über diesen hinaus, nicht über die letzten Gründe der Dinge sich des Urteils vermessen. Au lieu qu'à présent je n'ai que la certitude d'avoir raison, j'aurai alors la foi d'avoir tort, sagt einst Maistre in einem solchen Konflikte.

1851.

Der Fall Jerusalems.

Tacitus (Histor. V. 13.) erzählt von den Zeichen, die sich bei der Belagerung von Jerusalem ergaben, daß die Türen des Heiligtums aufsprangen und eine übermenschliche Stimme gehört wurde: „Die Götter ziehen aus," und fährt fort: Wenige deuteten dies zum Schlimmen; den meisten wohnte die Überzeugung bei, in den alten Schriften der Priester stehe, zu derselben Zeit werde geschehen, daß das Morgenland aufblühe und von Judäa die Weltherrschaft ausgehe, welche Andeutung auf Vespasian und Titus ging. Aber das Volk, nach Art der menschlichen Begehrlichkeit, deutete dies erhabene Schicksal auf sich und ließ sich nicht einmal durch Widerwärtigkeiten zur Wahrheit bekehren."

Es gibt kaum etwas Bewunderungswerteres als diesen Hergang. Die Welt sollte von Judäa aus überwunden werden; in höchst begreiflicher Weise bezieht dies der Römer auf seinen von dem dortigen Heere aus begründeten Imperatorenstamm; der Jude aber auf sein Volk. Und was ist geschehen? Die Welt ist wirklich von Jerusa-

lem aus erobert worden, aber weder durch Vespasian und Titus, noch durch den jüdischen Stamm, sondern durch den, welchen man dort schon lange Jahre vorher an das Kreuz geschlagen, an den bei jener Gottesstimme weder der Römer noch der Jude dachte! Welches Wunder der Herrlichkeit!

Staat und Kirche.

Das Verhältnis des Staates zur Kirche erscheint in drei Hauptformen:

Als absolute Macht des Staates in der römischen Herrschaft.

Als absolute Macht der Kirche in dem Mittelalter.

Als absolute Einheit beider, einerseits in der arabisch-türkischen Herrschaft, andrerseits im russischen Zarentum.

Wo wird die vierte Form wahrhaft realisiert werden: die volle Unabhängigkeit und gleichzeitig die volle Verbündung der beiden großen Potenzen im Leben der Menschheit? Was davon in Nordamerika ersichtlich, erfüllt nur die erste dieser beiden Bedingungen; der Staat ignoriert die Kirche.

Die Menschen in den Parteien.

Der Mensch ist weder ein aufgerichtetes Tier noch ein gefallener Engel. Was im allgemeinen gilt, ist ganz besonders zu beachten für den Menschen, der sich in die Parteien hineingibt. Ich habe es nie vermocht weder die einen für

Engel noch die andern für Teufel anzusehen, sondern alle immer und jederzeit für Menschen. Daher kommt es, daß ich unter der Teufelslarve noch die Ansätze der Flügel suche, — aber auch bei dem Engelsgewande oft genug die Ansätze der Hörner wahrgenommen habe.

1852.

Fleisch und Geist.

S. Martin sagt: l'homme naît et vit dans les pensées. Ist es nicht so und führt nicht alles und jedes von der Geburt bis zum Grabe darauf hin, den Sinn und das Wesen des Erlebten und Erfahrenen ergründen zu wollen? Steht nicht hinter jedem, was das Sinnliche darbietet, von dem Steine bis zu dem Menschenleibe, und was das Über- oder Außersinnliche zeigt, von den sogenannten Naturkräften bis zum Menschengeiste, immer die Frage: woher, wo, wohin? Gehen der „süße Schmerz der Existenz" und die „saure Arbeit des Gedankens" nicht immer Hand in Hand?

Desto mehr hat es mich stets in Bewunderung gesetzt, daß man Mensch sein und doch dieses Bedürfnis leugnen oder von sich abweisen könne. Ja, es hat zu allen Zeiten sogar ausgezeichnete Menschen gegeben, groß und produktiv in den Spezialitäten der Wissenschaft, der Kunst oder andern Tätigkeiten, die sich von dem Denken über das, was hinter der Erscheinung liegt, gänzlich frei zu machen wissen. Sie sind Mineralogen, Anatomen, Altertumsforscher, Baumeister, Staatsmänner, Feldherren oder sonstiges, und

leisten hierin Großes und Dauerndes, indem sie die Gesamtsumme ihrer hohen Gaben und ihrer bewunderungswürdigen Tatkraft in den Kreis bannen, den sie als die Realität bezeichnen. Was darüber hinausliegt über das unmittelbare Verständnis und die Bewältigung der Tatsache, also das ganze Reich des Gedankens, weisen sie von sich, nicht bloß als nutzlos und chimärisch, sondern als störend und verderblich. Bedingung ihrer Tätigkeit ist, daß um sie, um den Schauplatz ihrer irdischen Wirksamkeit herum, ein leerer Raum bleibe, in den von keiner Seite her das Übersinnliche einströme, das Wehen des Geistes empfunden werde. Geschieht dies dennoch in unbewachten Augenblicken, so werden sie sofort bemüht sein den störenden Gast und Fremdling auszutreiben, die Luft zu reinigen. Sie sind dabei ihrer Sache so sicher, daß, wenn man ihnen wie Descartes einst dem Petrus Gassendi zuriefe: O Fleisch!, so würden sie den Vorwurf zurückgeben: O Geist!

Zur Unsterblichkeitslehre.

Neuerdings habe ich eine Reihe von Schriften durchgelesen, die sich den Erweis der Fortdauer nach dem Tode zum Ziel setzen, von den rein spekulativen an, bis zu den sogenannten populären. Alles zusammengenommen ist doch diese Rüstkammer zur Bekämpfung des gefährlichsten aller Feinde überaus ärmlich ausgestattet.

Die teleologischen kehren immer wieder zu der Behauptung zurück, daß ohne Unsterblichkeit

der Menschenseele, deren Dasein keinen erfüllbaren Zweck habe. Sehr schwache Beweisführung!

Die theologischen gehen von Gott und dessen Eigenschaften aus und leiten daraus ab, daß sowohl die Allgüte als die Allgerechtigkeit die ewige Fortdauer verbürge. Zwei Voraussetzungen statt einer! Wer erst zu wahrer Aneignung des Glaubens an das Dasein eines allmächtigen und allgütigen Herrn der Welt gelangt ist, der braucht keinen weiteren Beweis für seine eigene geistige Beschaffenheit und deren Unverlöschbarkeit. Hierzu reicht selbst der bloße Deismus hin, auch ohne christliche Erleuchtung. Aber um diejenigen handelt es sich, die außerhalb des Gottesglaubens stehen und eben erst der Überzeugung eines geistigen und unvergänglichen Elementes innerhalb ihrer eigenen Existenz bedürfen, um von dieser Zuversicht aus sich zur Erkenntnis des ewigen Geistes zu erheben.

Das Dasein eines immateriellen Bestandteiles im Menschen, eines von dem Leibe, seiner Entstehung und seinen Verrichtungen unabhängigen Agens, das ist es, worauf allein ein haltbarer voraussetzungsloser Erweis für die ewige Fortdauer der menschlichen Persönlichkeit entnommen werden kann. Dies ist die Aufgabe und auch nur dieses! Alles andere folgt dann von selbst.

Eine wahre unbefangene Forschung im Lichte der heutigen Physiologie und Psychologie wäre ein Werk von unvergleichlicher Bedeutung. Was ich davon weiß, hat mir keine günstige Meinung

des bis jetzt hierin geleisteten gegeben. Nicht bloß die eigentlichen Materialisten, sondern auch andere Schulen erschüttern mehr an dem traditionellen Gebäude, als daß sie es erhalten und befestigen. Was tut Erdmann in seinem neuesten Buche anderes, wenn er die Seele lediglich mit der Flamme vergleicht, die aus der Kerze strömt und den Raum erhellt? Die Flamme ist allerdings nicht die Kerze selbst, sondern ein von ihr verschiedenes; ist sie aber nicht demunerachtet ein aus deren Zersetzung hervorgehendes, substantiell-analoges, entschieden körperliches Wesen, vergänglich wie die Kerze selbst, ja recht eigentlich dadurch vergehend, daß sie ihre Leibesnahrung, die Kerze, verzehrt?

Nein, alle diese noch so wohlklingenden Vergleiche fördern das große Problem nicht im mindesten. Es wird ebenso nur durch den Willen gelöst werden können, wie alle anderen letzten Fragen. Glaube daran, daß die menschgewordene Wahrheit aus dem Gleichnisse Luk. 6 zu dir spricht, so weißt du nicht bloß, daß deine Seele unsterblich, sondern auch wie sie ist. Der Reiche wird begraben, seine Seele verläßt den Leib und geht hinüber, aber nicht als zerfließend in das All, sondern als Individuum. Er sieht Lazarus in Abrahams Schoße, also vermag er zu unterscheiden und hat demnach eine bewußt und denkende Seele mit hinübergenommen. Er erinnert sich seiner Brüder und seines früheren Lebens, also hat er seine volle Persönlichkeit, seine Gemeinschaft mit dem vorhergegangenen Dasein bewahrt.

So lehrt Christus von dem Jenseits; glaube an seine Lehre und du bedarfst keiner weiteren Erkenntnis. —

Außerhalb der Kirche.

Ich sehe außerhalb der Kirche Menschen und in nicht geringer Zahl, die nicht bloß ihr irdisches Tagewerk treu und redlich verrichten, sondern auch der Früchte des christlichen Glaubens teilhaftig sind. Wie ist diese Tatsache mit der unumstößlichen Gewißheit zu vereinigen, daß die ewige Wahrheit nur in der und durch die Kirche fließt? Ich vermag das Geheimnis der göttlichen Führung nicht zu enträtseln, aber ich darf es auch nicht dadurch umgehen wollen, daß ich die Tatsache zu leugnen oder zu mindern suchte. Ja nicht bloß die Tugenden des natürlichen Menschen soll ich überall anerkennen, wo ich sie gewahr werde, sondern auch die Taten Christi unter den getrennten Brüdern. Er allein weiß das Wort der Erklärung und wird es aussprechen, wenn die Zeit gekommen ist!

Der Mensch und die Tiere.

Auf dem Gesamtgebiete der erschaffenen Dinge gilt das Gesetz, daß in aufsteigender Reihe die Organismen auch immer vollkommener werden: der Stein, die Pflanze, das Tier und in diesen drei Reichen wiederum die niederen und die höheren Stufen. Nur bei dem Gipfel der Schöpfung: dem Menschen, tritt die sonderbarste Anomalie ein. Seine leibliche Organisation ist nicht

bloß nicht vollkommener als die der höheren Tiergattungen, sondern in wesentlichen Funktionen entschieden unvollkommener. Von den Sinnesapparaten, den Bewegungswerkzeugen leuchtet dieses ein. Das Gesicht, das Gehör des Menschen bleiben weit unter den analogen Tätigkeiten vieler Tiere. Wie weit geringer ist seine Kraft, seine Geschwindigkeit und so manches andere? Alle äußeren Leistungen im Raume sind beschränkter. Wie klettert die Katze, wie fliegt der Vogel, wie schwimmt der Fisch! Selbst den Vorzug der Hände nehmen uns die Affen, die Vierhänder. Ich berühre dabei noch nicht einmal die ganze Sphäre der Kunsttriebe und Instinkte, der innigen Beziehungen zu der übrigen Natur, die dem Menschen fast ganz versagt sind. Welches schwierige Problem liegt darin, daß der göttliche Geist nicht den vollkommensten Körper, sondern einen solchen zum Aufenthalte gewählt hat, der weiter unten in der Stufenleiter der körperlichen Ausrüstung steht!

Das Ergreifen der Wahrheit.

Während einer Zeit ungestörter Einsamkeit habe ich mich wiederum in der Arbeit des Gedankens abgemüht, nach vielen Seiten geforscht, aus allen zugänglichen Quellen geschöpft. Das Resultat, wenn ich es zusammenfasse, läuft einfach auf die alte Erfahrung hinaus: der Menschengeist ist gänzlich unfähig zum Finden der Wahrheit, ja auch das bloße Herausnehmen des in ihn als Mitgabe Hineingelegten bleibt durchaus unzulänglich. Hierbei erkennt man Wahrheiten, aber nicht die Wahrheit.

Die Wahrheit, die letzte, allumfassende muß von außerhalb an ihn herangebracht werden, so daß er sich gegen sie zuvörderst nur als aufnehmend, annehmend verhält; die Erkenntnis muß eine gegebene, geoffenbarte sein.

Dann erst kann der Menschengeist das immer noch hochwichtige Werk beginnen, die Wahrheit auch in die Form des Wissens zu bringen. Das gewollte Wissen: der Glaube, geht vorher, ist das prius; das gewußte Wissen, die Wissenschaft, folgt nach, ist das posterius.

Das ist es, was Anselmus sagen will: neque enim quaero intelligere, ut credam, sed credo ut intelligam!

Dasselbe ist auch eigentlich der Hintergedanke Kants, wenn er es auch mehr negativ ausdrückt und zweifelhaft läßt, ob die Postulate der praktischen Vernunft nicht ihre Notwendigkeit in bloßer Nützlichkeit haben. Das aber hat er vollkommen erkannt, daß die letzte Wahrheit, eben die Lösung der höchsten Aufgabe des menschlichen Geistes, nicht auf logischem Wege gegriffen werden könne. Immer aber steht er hierin weit höher als die Philosophie nach ihm, selbst die, welche bei tröstlicheren Resultaten anlangen möchte; auf solchen Wegen wird die Gewißheit und Alleingenügsamkeit der höchsten Wahrheit nicht befestigt, sondern gefährdet.

Auch die Linie, auf welcher sich die vorzugsweise sogenannte „christliche Philosophie“ bewegt, kann ich hiervon nicht ausnehmen. Sie will den Gang menschlicher Wissenschaft auch auf diesem, nicht der Art, sondern dem Wesen nach geschiedenen Gebiete der geistigen Tätigkeit da-

durch festhalten, daß sie nicht von gewissen Daten vorweg ausgehen und logisch weiter zu schließen gestattet, sondern den bekannten Erscheinungen eine Hypothese unterlegt und nur prüft, ob diese die Erscheinungen erkläre. Eben durch das eigene Gesetz der Philosophie sei diese gehalten, kein vorhandenes zu ignorieren, demnach auch nicht das ewige Bedürfnis nach letzter Befriedigung im Menschengeiste. Es sei ihr daher geboten von der Offenbarung, die sich für den Schlüssel der obersten Erkenntnis ausgibt, einen solchen Gebrauch als Hypothese zu machen. Bewähre sich diese dabei als ausreichende Grundlage der philosophischen Weltanschauung, so sei die Einheit der Theologie und Philosophie erreicht.

Wie aber, wenn nun nicht? Und dies ist es ja eben, was von den Gegnern stets behauptet werden wird.

Sonst und jetzt.

„Auch über die kirchliche und religiöse Stellung dieses Blattes sei hier eine Bemerkung vergönnt —, die nach so vielen hämischen Insinuationen, obgleich diese ihren eigentlichen Zweck verfehlt haben, noch immer angemessen erscheint. — Unter denen, welche bisher an dieser Zeitschrift gearbeitet haben, befinden sich Mitglieder beider christlichen, in Deutschland bestehenden Konfessionen, und zwar auf beiden Seiten solche, die sich, obwohl einig über die religiösen Grundlagen von Recht, Staat und Königtum ihrer sonstigen kirchlichen Verschiedenheiten wohl bewußt und ihren religiösen Bekenntnissen

treu ergeben sind. Sie erkennen deshalb auch die theologische Kontroverse nicht etwa als unwesentlich, sondern auf den Gebieten, wo sie hingehört, als unvermeidlich an, aber sie glauben, daß eine solche dermalen und in Deutschland vom Gebiete der praktischen Politik fernbleiben könne und haben dieselbe darum von dem Plane dieser Zeitschrift, ohne deshalb ihren Glauben zu verleugnen, ausgeschlossen. — Wohl wissen die Feinde des Rechts und der Ordnung, daß nichts ihren ausländischen Verbündeten ersprießlicher wäre als wenn es ihnen gelänge, den Zwist der Glaubenstrennung noch einmal wie vor zweihundert Jahren auf dem politischen Gebiete zu entzünden, und nicht bloß die deutschen Völker unter sich, sondern auch die Völker und Regierungen, wo sie verschiedenen Glaubens sind, in blinder Wut aufeinander zu hetzen. Sie wissen, daß dies das sichere Verderben von Alt-Europa wäre. Glücklicherweise wissen wir dies auch und sind der Meinung, daß es nicht die Zeit zu Erbstreitigkeiten zwischen den Gliedern einer Familie sei, wenn eine Räuberbande vor den Toren des Hauses steht und beide streitenden Teile gleichmäßig mit Gewalt und Plünderung bedroht. Wie verschieden also auch die kirchliche Überzeugung der Deutschen sei, so mögen sie für gewiß halten, daß wahrhaft Wohlgesinnte aller christlichen Bekenntnisse, wenn ihnen ihre Fürstenhäuser, ihr heimisches Recht und die Sitte ihres Volkes, ihre irdische Wohlfahrt, ja ihre religiöse und kirchliche Freiheit lieb sind, eng zusammenhalten müssen gegen den gemeinschaftlichen Feind, der nur auf die Gelegenheit des

inneren Zwistes wartet, um jedes Recht zu zertreten und jede Freiheit zu knechten."

So redeten die Herausgeber des ehemaligen Berliner Politischen Wochenblattes, Katholiken und Protestanten, die ihrem Glauben aufrichtig ergeben waren, am Ende des Jahres 1831 ihre Leser an. Diese Worte gewähren einen bedeutungsreichen Blick in den damaligen Stand der Gemeinschaft zwischen den Gläubigen beider Konfessionen und dessen Verhältnis zu den politischen Fragen des Tages. — Könnte auch heute ein politisches Organ in Deutschland seine Leser so anreden, wie ich es damals im Namen meiner Genossen getan? Würde noch heute der Blick auf die Gemeinschaft der Gläubigen beider Konfessionen ein gleiches Resultat gewähren?

Ach nein, so ist es nicht mehr! Damals konnte man von dem festen Vorsatze und dem allseitigen Willen reden, daß „zwar getrennt bleibe, was getrennt bleiben müsse, aber auch vereinigt, was vereinigt sein dürfe." Nein, nein, so ist es heute nicht mehr! Es ist dahin gekommen, daß die Vereinigten im Glauben sich oft weniger an der Liebe zueinander, als an dem Hasse gegen die Andersglaubenden erkennen. Es ist dahin gekommen, daß auch auf das politische Feld der Gegensatz der Konfessionen hinübergerissen worden und daher auch auf das religiöse Feld der Gegensatz der politischen Parteiungen. Man möchte in die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges zurückgelangen, wo katholisch gleichbedeutend mit österreichisch, und protestantisch mit schwedisch gesetzt wurde, ungeachtet tieferblickende Geschichtsforscher längst erwiesen haben, daß selbst damals

dieser Gegensatz ein falscher war, daß weder Österreich noch Schwedens Politik rein von religiösen Interessen bestimmt wurden. Und heute, heute will man uns glauben machen, daß katholisch zugleich antipreußisch heißen müsse! Eine Verblendung, die nur von der einen übertroffen wird, daß preußisch zugleich antikatholisch bedeute und bedeuten müsse! O Wahnsinn, der in dem eigenen Fleische wütet, das politische wie das religiöse Leben der Nation vergiftet!

Kirchliche und politische Freiheit.

Alles, was mir die letzten Jahre gelehrt haben, befestigt mich immer mehr in der Überzeugung, daß die Entwickelung der wahren politischen Freiheit, d. h. die Befestigung eines geordneten Rechtszustandes zwischen Regierung und Regierten, auch das günstigste für die Stellung der Kirche zu dem Leben der Nationen ist. Was ein unbeschränkter Machthaber für dienlich findet, der Kirche an weltlichen Gütern oder Befugnissen zuzuwenden, ist stets mit schweren Opfern an deren Selbständigkeit erkauft, selbst wenn er oder seine Nachfolger es nicht für angemessen erachten sollten, das „Geschenkte“ zurückzufordern. Was die Politik einer Regierung in irgend einer ihrer Phasen zweckmäßig befindet für die Kirche zu tun, das ist an den Wechsel dieser Phase geheftet und vergeht mit ihr. Die Kirche kann sich nie und nirgends mit einem politischen System zusammenketten, ohne an ihren höchsten Gütern Gefahr zu leiden. Das war der große Irrtum so mancher vortrefflicher katholi-

scher Männer, daß sie von einer ganz äußerlichen Auffassung verleitet die österreichisch-bayerischen Interessen mit den katholischen zusammenwarfen und jenen dienten, während sie ihre Augen eben vor dem schlossen, durch welches das zukünftige Wohlsein der Kirche in Deutschland allein bedingt ist. Statt einer in großen Zügen fest hingestellten Ordnung zwischen Staat und Kirche, wie sie nur ein staatlich geeinigtes Deutschland darzubieten und zu sichern vermag, sind wir auch hierin in die Zustände von 1848 zurückgekehrt und bald genug wird sich zeigen, ob und was die Kirche dabei gewonnen oder verloren hat. — Das aber nannte man in sonderbarer Begriffsverwechselung „katholische Weltanschauung!"

III. Zur Literatur und Kunst.

1827.

Physiognomie.

In der Gesichtsbildung eines Menschen sind dreierlei Verhältnisse zu unterscheiden.

Zuerst das, was die Mitgabe von Geburt an ist, das eigentlich plastische am Gesichte: Bildung des Schädels, Stellung der Augen, Gestalt des Mundes und der Nase: die Formen.

Dann das, was das Produkt des Lebens ist, worin sich die Neigungen und die Schicksale abgedrückt haben, dasselbe, in dem man den Charakter des Menschen zu finden sucht und dessen Summe man gewöhnlich unter der Bezeichnung: „Ausdruck" begreift: die Züge.

Endlich drittens, das im Gesichte dem Augenblicke, der jedesmaligen Stimmung, der wahrhaftigen oder erkünstelten, Angehörige: die Mienen.

Der dreifache Unterschied zeigt sich am deutlichsten in der Art, wie diese Elemente in einer Physiognomie entstehen.

Die Formen sind Naturprodukt, sowohl von der Lebensentwickelung als von dem Willen unabhängig. Wenn jemand eine gewisse Form von Stirn oder Nase hat, so behält er diese, er mag übrigens ein Leben hinter sich haben wie er will und auch für den Moment beabsichtigen oder denken, was er will.

Die Züge sind Lebensprodukt, Resultat dessen, was mit dem Menschen geschehen oder wie überhaupt sein Charakter beschaffen ist. Sie stehen aber nicht unter der Herrschaft des freien Willens und können nicht durch den Einfluß des Momentes geändert werden. Ob jemand klug, hinterlistig, dumm, ehrlich, gemein, edel aussehen will, steht nicht in seiner Willkür, beruht auch nicht auf einzelnen Sensationen, sondern auf einem Totaleindruck. Freilich ist nicht zu verkennen, daß auch die angeborenen Formen einen gewissen Einfluß auf den Ausdruck ausüben, den aber nachher das Leben verarbeitet.

Die Mienen endlich spiegeln den augenblicklichen Gemütszustand ab und können auch willkürlich erkünstelt werden. Weinen, Lachen, Schrecken, Erstaunen usw. sind das, was die Mienen im Gesichte ausdrücken.

Wenn von Ähnlichkeit eines Bildes oder zweier Personen die Rede ist, so sollte man sich

diesen Begriff durch gehörige Spaltung deutlich machen. Eine Menge Mißverständnisse rühren sicher daher, daß ganz verschiedene Gesichtspunkte hierbei vermengt werden. Geschwister z. B. haben oft eine unleugbare, durch die Epigenesis erklärliche Analogie in den Formen, während sie vermöge ihrer Charakterverschiedenheit durchaus nichts Übereinstimmendes in den Zügen darbieten. Daher kann sehr leicht jemand die Ähnlichkeit zweier Geschwister, die sogenannte Familienähnlichkeit, behaupten, wo der andere nichts der Art zu finden vermag.

Das Umgekehrte gilt von Eheleuten, die häufig einer die Mienen des andern annehmen und daher zu der bekannten Erfahrung Anlaß geben, daß Eheleute sich gleichen, ohne daß man bestimmt den Grund anzugeben weiß.

Zwischen Eltern und Kindern findet häufig in doppelter Beziehung Ähnlichkeit statt, sowohl in den Formen aus rein physischen Ursachen, als in den Mienen, welche die Kinder von den Eltern annehmen.

Hierin liegt zugleich die richtige Grenzlinie für den Wert, welcher der Physiognomik beizumessen ist. Aus den Formen auf den Charakter schließen zu wollen ist sicher ebenso grundlos als ungerecht. Die Züge hingegen spiegeln allerdings das Leben ab, wenn auch selten leserlich genug. Daher bemerkt schon Lichtenberg sehr wahr, daß die Kennzeichen des Gesichtes nicht sowohl physiognomische als pathognomische sind.

Die Musik und das Paradies.

Es ist ein sinnreicher und fruchtbarer Gedanke des persischen Dichters Mewlana Dschelaleddin: Musik sei das Knarren der Pforten des Paradieses. Ähnliches kann man auch von der Poesie sagen, die ein Stammeln in der Sprache des Paradieses ist, überhaupt von jeder menschlichen Kunstübung. Allenthalben ist es ein Stück der ewigen Heimat, das sichtbar, hörbar oder fühlbar wird, ein Nachhall des gottverwandten Zustandes des aus den Händen des Schöpfers rein hervorgegangenen Menschen. Alle Freude am Schönen bezieht sich daher immer auf die ewige Schönheit, auf das ewige Urbild und jede Ästhetik muß mit der platonischen Lehre beginnen, daß die sinnlichen Empfindungen in uns nur die Erinnerung (Anamnesis) wecken an die ewigen, selbständig in unserer Seele liegenden Ideen, deren Ähnlichkeit sie an sich tragen und deren Nachbilder sie sind.

Mittelalter.

Je mehr ich die Denkmäler betrachte, welche das Mittelalter uns hinterlassen hat, je wunderbarer erscheint mir eine Zeit, in welcher die Phantasie oder vielmehr das, was man jetzt Gemüt nennt, so ganz das Übergewicht über den abstrakten Verstand hatte. Dieses Verhältnis findet sich in allem und jedem wieder, in Staat, Kirche, Wissenschaft, Kunst und täglichem Leben. Man darf von jenen Überresten betrachten was man will, es sei ein Gedicht, ein Bild, ein Bau-

werk oder ein Gesetz, in jedem drückt sich die Sehnsucht aus nach etwas, das nicht von dieser Welt ist, in allem jene übersinnliche Tendenz, die man romantisch genannt hat. Der Vergleich dieser Gesinnung einerseits zu dem römisch-griechischen Altertum, andrerseits zu der Entwickelung, welche die neuere Zeit genommen hat, ist sehr fruchtbar.

Die Leidenschaften in der Musik.

Die alte Musik zeigt gegen die neue den merkwürdigen Gegensatz, daß sie den Menschen zu sich heraufzieht, während die neue sich zu ihm hinunterläßt. Dieses letzte hat eigentlich in Mozart seinen Kulminationspunkt gefunden; er ist eben durch sein außerordentliches Talent der wahre Repräsentant dieser ganzen Richtung geworden. Alle niedern und irdischen Elemente hat die Musik seitdem in sich aufgenommen: Zorn, Rache, Verzweiflung, List, Witz, ja Liederlichkeit. Ein Alter hat gesagt: Die Musik habe das Eigene und Hohe, daß sie nicht wie andere Künste zu schlechten Zwecken gemißbraucht werden könne; Malerei, Skulptur, Poesie, jene herrlichen Gottesgaben, könnten wiederum zum gefährlichsten Sinnenreiz gebraucht werden; mit der Musik laufe man diese Gefahr nicht. Was würde aber der ehrliche Mann gesagt haben, wenn er Figaros Hochzeit gehört hätte, die im eigentlichsten Sinne des Wortes eine liederliche Musik ist.

Schon in der Oper überhaupt waltet jene verkehrte Richtung nach unten vor, die dem Wesen

jeder wahren Kunst durchaus zuwider ist. Dennoch aber ist eine Gluck'sche Oper mit ihrem rhetorisch-deklamatorischen Charakter und gehaltenem Edelsinne immer noch etwas anderes als eine Mozart'sche. Eben die ungemeine Befähigung dieses letzteren hat einer Gattung, in der der reine große Begriff der Musik ganz untergegangen ist, so allgemeinen Eingang verschafft.

Engel in der Kunst.

Raffaels Engel haben mir nie ganz zugesagt. Es sind allerliebste, naturkräftige Knaben, voller Lieblichkeit und Anmut, aber eben keine Engel. Die Engel, wie sie die Heilige Schrift andeutet und wie sie in den Traditionen leben, sind urerschaffene Wesen, ohne Geschlecht und Alter, Boten des Herrn, die seinen Willen auf Erden ausrichten und den Menschen begleiten als schützende verwandte Geister. So stehen sie auch auf den älteren Bildern; über ihre Gestalt und Kostüm ist eine bestimmte Tradition vorhanden. Warum nun griechische Genien, Amorinen und Zephyretten, die einer sinnlichen Anmut zusagen, ohne alle christliche Tiefe?

Das sind nicht die Wesen, von denen ein alter Mystiker sagt, daß sie den Menschen beneiden, darum, daß der Herr selbst sich geopfert hat für seine Erlösung.

Hunger und Liebe.

In Schillers Strophe:

„Bis einst den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Bewegt sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe"

liegt mehr politisch-historischer Sinn, als die Meinung, von der dabei ausgegangen wird, verdient. Hunger und Liebe: das Bedürfnis zu empfangen und das Bedürfnis zu geben, werden stets die Geschicke des Menschen bestimmen und in diesem Amte sicher nie durch die Philosophie abgelöst werden!

Undine.

In der Fouquéschen Undine ist der Grundgedanke ganz vergriffen. Nach der alten und tiefen Auffassung ist die Natur in ihrem von Gott abgewendeten und blinden Wesen, das Dämonische, welches den Menschen verlockt und an sich reißt. Fouqué hat die Sache umgekehrt. Die ehrbare christliche Hausfrau erscheint als Hemmung, als dürftiger Abweg, während das Heil und Wohl des Ritters an seine Nixe geknüpft ist, so daß die erlöste und unsterbliche Seele einem Springbrunnen nachsteht.

Komödie und Komödianten.

Die Neigung zur Komödie ist ein charakteristisches Kennzeichen der neueren Zeit, d. h. insbesondere der von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an. Von besonderem Interesse ist da-

bei die Anbetung des Komödianten, die in der allerneuesten Zeit sogar die Neigung zur Komödie selbst überflogen hat.

Es kommen mehrere Motive zusammen, um diese Erfolge zu erklären. — Zuerst eine verirrte Kunstliebhaberei. Es liegt in der Menschenseele, daß sie irgendwo einen Gegensatz aufsucht gegen das alltägliche Leben, gegen das dürre Evangelium der Ökonomie. In dieser Eigenschaft liegt der Zug der menschlichen Natur nach Poesie, nach Musik, nach Malerei, überhaupt nach jeder Kunstübung. Zu jeder dieser Richtungen gehört indessen eine gewisse innerliche Ausstattung, eine Gabe der Erkenntnis, eine gewisse Tiefe und Energie der Empfindung, zu mancher sogar eine bestimmte Ausbildung.

An allem diesem ist die Zeit seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ärmer als vielleicht je eine frühere. Deshalb hat sie sich in die Richtung geflüchtet, die die bequemste, nüchternste, dünnste von allen; die überhaupt am wenigsten verlangt und dagegen am meisten darzubieten scheint. Die schwächsten und dürftigsten an Geist, denen die Kunst zu hoch, die Wissenschaft zu tief, das Bemühen um beide zu saure Arbeit ist, sitzen regelmäßig vor den Brettern und schlürfen in vollen Zügen in größter Bequemlichkeit alles ein: Poesie, Musik, Kunst, Rührung, alles gehörig zurecht gemacht, d. h. ins Ordinäre heruntergezogen und in angemessenen Portionen eingegeben. —

Es ist besonders bedeutungsvoll, daß Zeiten, die auf die Vergangenheit und Zukunft Verzicht leistend, sich ganz an den Genuß der Gegenwart

anklammern, auch gerade mit sicherem Takte sich diejenige sogenannte Kunstrichtung auswählen, deren Charakter es eben ist, ganz allein dem Momente anzugehören und nichts auf die Nachwelt zu bringen.

Eine zweite Ursache, die in einer verkehrten Moralistik lag und in der Komödie Belehrung und Besserung suchte, ist jetzt weniger einflußreich. Sie gehörte ganz der Denkart des vorigen Jahrhunderts an und ihr Symbol war die „Ei blot till lyst!“ (Nicht bloß zum Vergnügen). Diese Gesinnung, obgleich sie noch in einzelnen, besonders im Mittelschlage spukt, ist doch im ganzen außer Kurs. Spricht man tadelnd von der gewöhnlichen Komödie, so heißt es: Ja das ist wahr, ich mache mir auch nichts daraus, außer eine gute Oper! Das rezitierende Schauspiel ist auch gegen die Oper offenbar im Nachteil.

Bei der Lust an den Komödiantinnen spielt aber auch noch eine dritte, noch trübere Ursache mit hinein. Nach einer üppigen, frech-sinnlichen Zeit, wie die am Ende des vorigen Jahrhunderts, folgte für einen Teil von Deutschland die geniale, poetische der Jahre 1813 ff. Dieser Zustand, der Natur der Sache nach nur kurz dauernd, hat einer allgemeinen Nüchternheit Raum gegeben. Im sittlichen Leben äußert sich diese als eine schwächliche Solidität, die allein darauf ausgeht, das Laster zu vermeiden, nicht aus Liebe zur Tugend, sondern aus Schicklichkeit und praktischer Konvenienz. Bei dieser Gesinnung, die unter den Männern besonders sehr verbreitet ist und der alle wahre und tiefere Grundlage mangelt, flüchtet sich die Sinnlichkeit teils in ver-

borgene Ausschweifung, teils in jene Ausschweifung der Gedanken, zu der das Komödienwesen eine reichliche Quelle darbietet. Solche Person, die ihren Körper recht eigentlich zur Schau stellt, es sich dabei zur Aufgabe macht, alles Sinnenreizende hinzuzufügen und mit Tanz und Gesang zu unterstützen, ist ganz dazu gemacht, um dieser innerlichen Onanie zu dienen. Jeder, den Scheu vor Nachteil oder Schwächlichkeit des Entschlusses abhält, weiter zu gehen, findet hier Befriedigung und behält dabei das Bewußtsein, daß er alle Ausschweifung meide und ein solider Mann sei.

Schönheit.

Nichts scheint mir leerer als die gewöhnlichen Begriffe von Schönheit, wenn sie auf lebende Menschen angewendet werden. Um recht zu wissen, wie jemand aussieht, muß man ihn erst genau kennen, und dann wird das Urteil ein ganz anderes. Was man Unparteilichkeit nennt und einer durch näheres Eindringen begründeten Überzeugung entgegensetzt, ist ganz ohne Wert.

Wen man wahrhaft lieb hat, findet man immer schön. Es hat noch keinen Mann gegeben, der seine geliebte Frau nicht schön gefunden und umgekehrt. Man glaubt, dies sei Verblendung oder höchstens gibt man zu, daß bei der Verbindung der Herzen das Äußere nicht mehr in Betracht käme. Aber auch dieses ist nicht der Fall und im Gegenteil sieht der Liebende erst wirklich ein, wie das wahre Gesicht seines Freundes oder

seiner Geliebten beschaffen ist. Diese Züge, die einem oberflächlich Betrachtenden entgingen oder wohl gar häßlich erschienen, erkennt er erst jetzt in ihrer wahren Bedeutung; er versteht es, die Sprache dieses Gesichtes zu lesen, die für den Gleichgültigen stumm bleibt. Die Liebe macht nicht blind, sondern sehend.

Aber auch ohne alle Übertreibung ist das wenigstens eine gemeingültige Wahrheit, daß man jemand, den man liebt, nicht häßlich finden kann. Sehr tiefsinnig bezeichnet schon die Sprache diese Verbindung, indem sie häßlich von hassen ableitet.

Ich will hiermit gar nicht den Begriff einer abstrakten Schönheit aufheben, erkenne ihn vielmehr in Bezug auf Kunstwerke wirklich an. Darinnen liegt aber eben der ethische Unterschied eines solchen Urteils gegen die Empfindung, welche der lebende Mensch erweckt, daß man in letzterem die unsterbliche Seele nicht von ihrer Erscheinung trennen kann und darf.

1828.

Don Quijote.

Ein Buch, das die wenigsten Menschen richtig verstehen, ist Don Quijote. Die meisten lesen nur die Späße heraus oder halten das Ganze höchstens für eine Parodie des Ritterwesens und eine Polemik gegen die Ritterbücher. Dies scheint mir ein viel zu enger Begriff; um eines so dürftigen Zweckes willen hat Cervantes sein unsterbliches Werk nicht erdacht. Vor allen Dingen ist das Ganze ein unabhängiges, in sich geschlossenes

Dichterwerk, ein Roman, wie es deren vorher und nachher nicht wieder gegeben hat. Wenn aber einmal von einem besonderen Sinne oder Gedanken die Rede sein soll, so würde ich einen ganz anderen in dieser unvergleichlichen Erfindung erkennen. Wenn jemand das Bewußtsein in sich trägt, daß seine Zeit sich zum Schwachen, zum Jämmerlichen, zum Schlimmen gewandt habe, daß die alte Kraft und Tugend weiche und der Verderbnis und Ungerechtigkeit Platz mache, so kann er dadurch zu dem Gedanken geführt werden, diese Veränderungen und das sogenannte Fortschreiten nicht anerkennen zu wollen, es geradezu zu leugnen oder sich berufen zu finden, in dem eigenen Bereiche, soviel seine Kräfte vermögen, dagegen aufzutreten. Besonders leicht kann dieses einem solchen begegnen, der gewissermaßen auf der Grenze zweier Zeiten lebt, vor dessen Augen die trostlose Umwandlung vor sich geht und der daher wohl glauben kann, es sei ebenso möglich als notwendig, sich gegen die hereingebrochene Flut anzustemmen.

Wenn der Dichter einen solchen zum Helden seines Werkes macht, so kann er das Unpraktische und Irrtümliche dieser Ansicht entweder an tragischen oder an komischen Situationen zeigen. Eins von beiden wird immer begegnen, der Held geht, von den Rädern der blind fortschreitenden Zeit gefaßt, entweder unter oder er wird lächerlich; die Menge verhöhnt und prügelt ihn nach Umständen.

Auf erstere Weise hat Goethe ungefähr den Götz von Berlichingen hingestellt, auf letztere Cervantes seinen Don Quijote.

Der Grundgedanke des Werkes ist daher ebenso wahr als tragisch und es ist nicht ohne Bedeutung, daß Don Quijote mit allen Tugenden und Vorzügen geschmückt dasteht, daß seine Seele ebenso loyal und treu geschildert wird als seine Ehrenhaftigkeit und Reinheit Liebe einflößt. Mit unsäglicher Kunst hat es Cervantes dahin zu bringen gewußt, daß sein Held, der im Kampfe mit der Welt mehr Unbilden und Schläge als irgend jemand einerntet, dabei nicht allein nie verächtlich wird, sondern stets in der Liebe, ja in der geheimen Hochachtung seiner Leser bleibt, während die „vernünftigen" Leute im Buche nur mäßiges Interesse einflößen.

In diesem Sinne steckt eben in den besten Menschen immer ein Stück von Don Quijote. Wehe dem, der gar nichts davon besitzt!

Perser und Griechen.

Von den Griechen- und Perserkriegen hege ich eigentlich die geheime Ansicht, daß wir eine nur sehr einseitige Meinung haben. In der Schule saugt jeder gleich die unbegrenzte Bewunderung für die Heldentaten des Leonidas, Miltiades usw. ein und gewöhnt sich in jedem Griechen einen Heroen, in dem Perser einen feigen Knecht zu erblicken. Der nächste Grund liegt offenbar darin, daß wir über diese Kriege durchaus und ausschließlich nur griechische Quellen haben, auch nicht eine Spur einer persischen oder auch nur irgend einer fremden. Abgesehen davon, daß die rhetorische und enkomiastische Art der griechischen Geschichtschreiber an und für sich wenig Ver-

trauen erweckt und hier insbesondere poetische Wahrheit mit tatsächlicher Richtigkeit willkürlich vermengt scheint, so ist ja überhaupt undenkbar, die Erzählung einer Begebenheit allein nach den Nachrichten einer handelnden Partei herzustellen. Wie würden die Napoleonischen Feldzüge der Nachwelt überliefert werden, wenn man keine anderen Quellen hätte als seine Bulletins! Was würde man insbesondere von den Feldzügen 1813 und 1814 erfahren, bei welchen alle französischen gleichzeitigen Berichte immer nur von Siegen und Heldentaten der unüberwindlichen Armee, von Niederlagen, Unfällen, Feigheiten, Untaten und Erbärmlichkeiten ihrer Gegner reden! Wenn wir die Berichte morgenländischer Schriftsteller dagegen halten könnten, wer weiß welche Gestalt der Thermopylenkampf, Marathon und andere Großtaten erhalten würden.

Andererseits hat auch die politische Verkehrtheit mit hineingespielt. Griechen und Perser stehen in den Köpfen der Menschen wie Freiheitshelden und Sklaven gegenüber, ungeachtet die griechischen Verfassungen zum großen Teil ein sehr unerfreuliches Bild von Verwirrung, Ungerechtigkeit und Willkür aller Art darbieten, das persische Reich hingegen, von allen Handlungen einzelner Herrscher abgerechnet, auf sehr großen und tiefsinnigen Ideen beruht zu haben scheint.

Zum Beleg meiner Ahnung, daß die persischen Schriftsteller ganz anders über den griechischen Krieg berichtet haben mögen, finde ich folgende Stelle im Div. Chrysostomus Orat. XI. p. 191 D:

„Ich habe von einem Meder gehört, daß die Perser nicht mit den Griechen in Bezug auf ihre Erzählungen übereinstimmen.“

Kirchenmusik.

Ein wichtiger Unterschied ist offenbar zwischen Kirchenmusik und geistlicher Musik. Die erste muß immer geistlich sein, aber nicht umgekehrt.

Kirchenmusik in diesem engen Sinne geben wohl nur die alten Italiener. Der Choral ist die populäre Seite dieser Musik.

Geistliche Musik geben die späteren Italiener. L. Leo, Caldara, Marcello, Pergolese usw., auch Händel und die übrigen.

Bachs Orgel- und Klavierkompositionen bilden eine ganz besondere Gattung, die in ihrer Art mit nichts zu vergleichen ist.

* * *

Der Gegensatz der katholischen und protestantischen Lehre von der Kirche hat sich auf eine bemerkenswerte Weise in der Musik abgespiegelt. Die katholische Kirche beruht auf der Vereinigung der Gläubigen unter der Autorität des unfehlbaren Lehramtes, welchem der Heilige Geist verheißen worden ist für alle Zeiten. Daher geht auch die kirchliche Tonfeier von dem Priester, seinen Gehilfen und dem hohen Chore aus. Der Charakter der Missa, der Responsorien und Antiphonien ist hierdurch von selbst bestimmt.

Infolge der Ansichten, welche aus der Reformation hervorgingen, wurde die Autorität

des Lehramtes geleugnet und auf die christliche Gemeinde als Ganzes übergetragen. Daher ging auch die Ausübung des Kirchengesanges auf die Gemeinde über und es entstand der Choral.

Die ganze ernste und strenge Gesinnung, welche gewisse Richtungen der Reformation charakterisiert, ließe sich in dem Choral des 16. Jahrhunderts nachweisen.

Übrigens ist dieser Choral für einen großen Teil von Europa die einzige Schutzwehr gegen die völlige Verderbnis der Musik geblieben. Durch den Choralgesang, mit dem jeder von Jugend an aufgewachsen, hat sich auch in dem Allerflachsten noch ein Begriff erhalten von dem, was Kirchenmusik sein kann und soll.

* * *

Die Kirchenmusik entspricht in zwei Hauptrichtungen den beiden Verhältnissen, in denen sich die zu Gott gewendete Seele befinden kann. Der durch alle Anfechtungen und Zweifel hindurchgedrungene Menschengeist hat dann kein anderes Geschäft als den Herrn zu preisen, lobzusingen und anzubeten. So sind die alten Italiener, Palestrina und die Seinigen, Orlando Lasso, Allegri und die römische Schule, ganz Ernst, Würde und Anbetung. Kein Effekt, keine Handlung, also auch keine Dissonanzen und kühne Wendungen. Große Tonmassen, reine, ruhige Fortschreitungen durch ganze Dreiklänge in langsamem, gleichförmigem Zeitmaße.

In dieser Unschuld und Unbefangenheit bleibt der Mensch nicht lange. Das Leben drängt sich um ihn herum, umgibt ihn mit mannigfaltigen Eindrücken, setzt ihn in schwere Kämpfe und läßt ihm, auch wenn er diese überwunden, nicht mehr die unbewußte Ruhe. In seinen Glauben kommt mehr Schmuck und menschliches Beiwerk, mehr Philosophie und Poesie. So sind die spätern Italiener Marcello, Durante, Caldara. Durch Pergolese geht diese Gesinnung auch noch teilweise auf Händel über. Die Oratorien sind übrigens bei allem Reichtum und Schönheit doch als Kirchenmusik eine verwerfliche Gattung. Man kann von Händel nicht sowohl chronologisch als dem Sinne nach, durch Naumann eine Stufenleiter bis Gluck nachweisen und mit ihm in die Oper. Ja ich scheue mich nicht, zu behaupten, daß manche Gluck'sche Oper geistlicher ist als manche Teile des Messias mit ihrem Streben nach dramatischem Effekte. Wo Händel durch die Form auf richtigem Wege gehalten worden ist, wie in den mehrstimmigen Sätzen, da bringt er vortreffliches; seine Arien hingegen sind zum Teile schon Vorboten der Verderbnis.

1829.

Erziehung.

Im ganzen betrachtet kann man annehmen, daß im Laufe der Zeiten immer geprügelte Generationen mit geschmeichelten abwechseln. Wenn ein Mensch, der sehr streng erzogen worden, zu reifen Jahren kommt, in seinen Busen greift und

unausbleiblich findet, daß ihm vieles abgeht, um so zu sein, wie er sein sollte, so sagt er sich: dies liegt daran, daß ich gemißhandelt, brutalisiert worden bin und Schläge statt Gründe bekommen habe. Ich werde daher meine Kinder mit der Vernunft erziehen und in ihnen selbst die Überzeugung des Rechten und Guten wecken.

Die hiernach rationell erzogenen Kinder wachsen heran und stellen genau dieselbe Reflexion über sich an, geraten aber zu dem Schlusse, daß es daran läge, daß man sie nicht ernst und streng erzogen und zum Gehorsam mit Zwang angehalten habe. Dies soll uns nicht begegnen mit unsern Kindern, wir werden ihnen die Schläge nicht vorenthalten, sondern reichlich verabreichen. Sie sollen parieren lernen auf den bloßen Wink.

So folgt demnach die geprügelte Generation auf die rationalisierte und umgekehrt.

Rousseau als Musiker.

Alles, was der Mensch unternimmt und leistet, steht in innerem Zusammenhange und ich habe immer behauptet, daß, wenn man einen Menschen nach einer Richtung kennt, man die andere ziemlich sicher erraten könne. Was Rousseau als Politiker, als sogenannter Philosoph der Welt vorgesprochen hat, ist aus der geist- und phantasielosen Abstraktion des 18. Jahrhunderts geflossen, und daß er in diesem Wege abwärts noch einige Schritte mehr getan als der große Haufe der nüchternen und bornierten Philister, hat ihn allein als etwas Außerordentliches be-

zeichnet. Vor kurzem habe ich sein Dictionnaire de musique fast ganz durchgelesen und denselben Charakter auch auf diesem so ganz entlegenen Gebiete wiedergefunden. Die niedrigste, geistloseste Ansicht des ganzen Wesens der Musik! Seine Urteile über das Verhältnis der Melodie und Harmonie, über die Fuge sind ganz so wie sie das ordinärste Opernpublikum heutiger Zeit etwa von sich geben würde, ohne Achtung alles Tieferen und Geistigeren, das unter der sinnenkitzelnden Oberfläche verborgen liegt.

1830.

Polychromie.

Wenige Entdeckungen neuerer Zeit sind in dem Maße überraschend als die gewonnene Überzeugung, daß die Mehrzahl der Bauwerke, Basreliefs und selbst viele Statuen des Altertumes bemalt gewesen sind. Der weiße Marmor war gewissermaßen der Typus der griechisch-römischen Kunstwelt geworden; mit der Idee, die man sich von dem Schönheitssinne der alten Welt konstruiert hat, ist die Farbe durchaus unvereinbar. Ich bin überzeugt, daß das Vornehme, Kalte, das in einer solchen Marmorwelt liegt, wesentlich mit dazu beigetragen hat, um dem Griechentum den Charakter von Einfachheit, Ruhe und Erhabenheit beizumessen, den es in der Vorstellung späterer Zeiten trägt.

Wie ist diese Abstraktion der Farbe und Form gepriesen und die Notwendigkeit, plastische Gestaltungen farblos zu erhalten, zum Systeme erhoben worden!

Diesem gegenüber denke man sich nun das Parthenon mit dunkelroten Säulenschaften, vergoldeten Kapitälen, blauem Gebälke mit vergoldeten Reliefs, die Eyerstäbe grün und rot, innerhalb farbige und vergoldete Statuen, so wird unsere ganze Anschauung von der alten Welt eine andere.

Besonders wichtig ist dabei, daß hierdurch gewissermaßen der unmittelbare Nexus der griechischen Götterwelt mit dem Heidentume der roheren Völker hervortritt. Die in der höchsten Formenschönheit prangenden Apoll- und Venusgestalten in ihrer abstrakten, dem gröberen Sinne entrückten Marmorreinheit schienen wirklich einem besonderen und höheren Kultus anzugehören. Durch die Bemalung verschwindet die ganze Fiktion; die Anbetung des fleischfarbenen Apolls mit goldenen Augen und Haaren wird gewöhnlicher Götzendienst.

Ursache und Wirkung.

Man hört oft sagen: große Wirkungen entsprängen aus kleinen Ursachen und manche anekdotischen Historiker und Romanschreiber gefallen sich darin, für die größten historischen Ereignisse dergleichen kleine Veranlassungen aufzusuchen. Vide die Handschuhe der Herzogin von Marlborough, der Schreibfehler in der Depesche an den preußischen Gesandten in Wien zur Zeit der preußischen Königswürde usw. Dies ist eine ganz falsche Auffassung; große Wirkungen haben immer große Ursachen, diese werden aber oft durch kleine Mittel wirksam.

Töne und Worte.

Man kann allerdings sagen, daß die Musik ein Monolog des Gefühles sei, daß die in der eigenen Seele schlummernden Empfindungen eben dieser Seele durch die Musik gegenständlich entgegengebracht werden. Nur mißverstehe man die Betrachtung nicht so, als wenn hierbei gewissermaßen eine Begleitung sprechbarer Gedanken durch Töne stattfände. Gerade in dieser Ansicht liegt einer der größten Irrtümer auf dem musikalischen Gebiete.

Die wahre Musik geht nie und nirgends neben den Worten her, sondern sie fängt da an, wo die Worte aufhören, sie ist ein zweites, ganz selbständiges Mittel sowohl der Anregung als der Kundgebung der Empfindungswelt. Man kann nie Worte durch Töne ausdrücken, sondern höchstens durch letztere eine analoge Empfindung anregen wollen. Im Falle, daß dieses einigermaßen gelingt, ist aber doch hierdurch der Musik eine dienende untergeordnete Rolle zugewiesen, bei der sie ihrer Bestimmung nur in geringem Maße nachkommen kann.

Ich glaube, daß man nachweisen könnte, daß in der guten Zeit der Musik niemand daran gedacht hat, irgend einen sogenannten Text direkt musikalisch ausdrücken zu wollen. In dem großen Stile der römischen Kirchenmusik liegen nur ganz allgemeine, kirchliche Aufgaben zugrunde, welche die Art der Auffassung und Behandlung bestimmen, ohne daß dabei auf das Spezielle des Textes eingegangen wird. Der Choral befolgt ganz denselben Weg. Niemand würde es etwa eingefallen sein, die einzelnen Strophen durchzukompo-

nieren. Daher konnte man auch ohne alles Bedenken sehr verschiedenartige geistliche Lieder zu derselben Choralmelodie singen. Auch das echte alte Volkslied folgt dieser Regel.

Die späteren Italiener in ihren geistlichen Stücken betreten zuerst den falschen Weg. Hieran reiht sich der Oratorienstil. Gänzlich überwiegend wird aber diese Verkehrung des wahren Verhältnisses erst durch die Oper, die ihrem ganzen Wesen nach eine völlig verfehlte musikalische Gattung ist. Schon der Begriff dramatischer Musik, d. h. einer solchen, die Handlungen darstellen soll, ist ein Widerspruch im Begriff.

1831.

Die Perioden der Kirchenmusik.

Die Bachsche Passionsmusik habe ich nun dreimal gehört und mich in diesen Tagen viel in Gedanken damit beschäftiget. Es ist etwas ganz Einziges in seiner Art, eine ganze Welt, von der Zeder bis zum Ysop, von dem Lallen des Kindes bis zum Erlöschen des Greises. Die Schöpfung ist darin, der Mittelpunkt der Weltgeschichte, und wir selbst mit unserer dürren Gegenwart.

Was die neuere Musik gewollt mit ihrem Entfalten des Lebens und Webens im Menschen, mit ihrer Darstellung der irdischen Natur dieses Menschen, das steht dort mit riesenhaften Zügen geschrieben. Die besten Sachen, die mir neuerer Zeit in dieser Richtung vorgekommen sind, erscheinen mir dagegen wie die unreifen Arbeiten eines Schülers, der sich mit den hinterlassenen Werkzeugen des Meisters über einiges noch vorhandenes Material hergemacht hat.

Von diesem dramatischen Effekte hat man in der jetzigen musikalischen Verflachung gar keinen Begriff mehr. Selbst das bloß Technische solcher Kompositionen ist geradezu verloren gegangen; wer hat auch nur einen Gedanken noch von dieser unübertrefflichen Kunst der Stimmenführung, von dieser Freiheit und Kühnheit des Kontrapunktes, von einer solchen Allgewalt der Harmonie?

Dennoch stehe ich keinen Augenblick in mir an, zu erklären, daß dieses unübertreffliche Meisterwerk einer Richtung angehört, die ich der christlichen Musik entschieden nachteilig erachte.

Die durch alle Gemüter, klein und groß, vornehm und gering, gelehrt oder unwissend, im Mittelalter allgemein verbreitete Gläubigkeit hatte sich auch in der Musik ihr Organ geschaffen. Dem Wesen der verschiedenen Kirchen gemäß, prägte sich der alles durchdringende Glaube in der alten katholischen Kirchenmusik und in dem protestantischen Chorale aus.

Diese Gesinnung, in welcher der Mensch glaubte, wie er atmete, beides nämlich, weil es unmittelbares Bedürfnis seines Daseins war, wurde im 16. und 17. Jahrhundert allmählich untergraben, im 18. aufgelöset. Die Christenheit als historische Totalerscheinung ist seitdem gegen die Entwickelung des äußern bürgerlichen Lebens zurückgetreten, obgleich es Christen gibt zu allen Zeiten und in allen Zonen. Aber die Lage dieser Christen ist wesentlich verschieden von der ihrer Glaubensgenossen der früheren Jahrhunderte. Sie leben nicht mehr in einem Elemente allgemeiner Gläubigkeit, in einer Staats-

und Lebenseinrichtung, in welcher alles und jedes sich auf die eine ewige Wahrheit bezieht.

Dieses Bewußtsein des Gegensatzes und der Disharmonie, bei welchem auch in dem Gläubigen nicht mehr die alte Unschuld und Unbefangenheit in Bezug auf die ihn umgebende Welt bestehen kann, mußte auch in der Musik fühlbar werden.

Niemand kann mehr Gesänge erfinden wie Palestrina, Bai, Josquinus Pratensis, niemand Choräle wie Hermann Schein und Neumark.

Aus dem Zustande des Gläubigen, dessen inneres Leben ein Wogen zwischen Sehnen und Vertrauen, zwischen Licht und Dunkel, zwischen der innern Welt und der äußeren ist, ist die geistliche Musik der zweiten Periode hervorgegangen. Dem Konflikte mit dem Irdischen konnte sie sich nicht mehr entziehen, es kam nur darauf an, wieviel sie von diesen Elementen in sich aufnehmen und wie sie sie verarbeiten würde.

Hier hat die katholische und insbesondere die italienische noch durch äußere Umstände und ihre festere Vereinigung mit der Kirche begünstiget, einen unendlichen Vorteil vor der des nördlichen Europa erlangt. War freilich die alte Einfalt und Strenge, die hohe Würde und Reinheit nicht mehr erreichbar, so trat an deren Stelle die reichste Entfaltung des Gefühles, verbunden mit einer bewunderungswürdigen Kunst der Anordnung und des musikalischen Ausdrucks.

Von dem, was auf diesem Wege zu erreichen ist, geben Beispiele: das unvergleichliche dreistimmige Peccavi von Caldara, das Lotti-

sche Kruzifixus, das Magnifikat und die Litaneien des Durante, ein Teil der Marcelloschen Psalmen. In einzelnen Sachen von Pergolese, insbesondere der ersten Sätze des Stabat mater, ja selbst noch in manchen Kompositionen von Jomelli und Leonardo Leo und dem spätern Valotti, liegen die letzten Anklänge dieser Gesinnung.

Die nördlichen und protestantischen Musiker, der Zeit nach schon später liegend, mehr auf die Höfe und Schulen als auf die Kirche angewiesen, haben sich der Rückwirkung weltlicher Einflüsse noch weniger zu entziehen vermocht. Ich rede hierbei nicht von der Instrumentalkomposition im allgemeinen, welche durch die Entfaltung des Reichtums der Orgel eine in der Geschichte der Musik ganz beispiellose Höhe gerade in dieser Periode erreicht hat, sondern allein von der geistlichen Vokalmusik.

In dieser dringt das Wohlgefallen der Welt an dramatischem Effekt gewaltsam auf die Musik ein und fängt schon an sowohl ihre Form als ihren Inhalt gebieterisch zu bestimmen.

Händel ist ein Beleg dazu, Graun, Naumann, Hasse gehen in dieser Richtung in absteigender Ordnung fort.

Auch das unaussprechliche Talent von S. Bach ist von solchem Einflusse nicht unberührt geblieben. Während er in der ihm eigentümlichen Orgel- und Klavierwelt eine Reihe von Dingen hinterlassen hat, die für alle Zeiten außerhalb alles Vergleiches stehen und eine Musik für sich ausmachen, so kann man bei seinen Kantaten und Messen sich nicht beruhigen. Wie

bewunderungswürdig reich und kunstvoll auch diese Kompositionen sind, dies ist doch nicht die wahre Weise, von den göttlichen Dingen in Tönen zu reden. Die Passionsmusik hat mich ergriffen wie wenige Dinge und Tausende mit mir, aber ich habe mir nicht verhehlen können, daß diese biblische Oper mit ihrem Irrgewinde von Gefühlen, durch die die Seele wie ein Handschuh von innen nach außen gekehrt wird, aus theologischen und musikalischen Gründen verwerflich sei.

Wenn man nun endlich zu der dritten und letzten Periode übergeht, derselben, in welcher wir jetzt befangen sind, so kann man diese nur als das gänzliche Versinken der kirchlichen und geistlichen Musik bezeichnen, so daß beides in dem Ohr der Welt bis auf den Begriff verloren gegangen ist.

Auf der kirchlichen Seite sind die jämmerlichen Erzeugnisse der modernen italienischen und französischen katholischen musica sacra zu schauen, nebst dem Prunke des Mozartschen Requiems und der leeren Erhabenheit einiger Deutschen wie Vogler, A. Romberg, B. Klein. Auf der geistlichen Seite etwa die Haydnschen Oratorien, der Inbegriff süßlicher Spielerei mit Melodien.

Wo wird die Rückkehr liegen?

Schmerz und Farbe.

Es ist ein guter Gedanke, die Empfindungen bei verschiedenen Arten des Schmerzes mit Farben zu vergleichen. Eine gewisse Gattung Zahnschmerz ist entschieden gelb, wie manche anderen

Sensationen sind blau! Was ich an einem leidenden Fuß jetzt empfinde, ist ein trübes Blaugrau!

Ordnungssinn.

Der wahre Ordnungssinn ist weiter nichts als Schönheitsgefühl und kann nur auf diesem Wege herangebildet werden; was man gewöhnlich Ordnung nennt, ist, wenn jenes Ingredienz abgezogen wird, bloß Pedanterei. Die wahre Ordnung ist daher auch nicht bloß Mittel zum Zweck, etwa um alles gut übersehen und finden zu können, sondern sie ist selbst Zweck, wie die Schönheit.

Bilder.

Viele alte Bilder sehen aus wie schlechte Kopien nach vortrefflichen Originalen, die meisten neuen wie vortreffliche Kopien schlechter Orignale. —

Die besten alten Bilder haben ihre Fehler, die besten neueren ihre Schönheiten. — Die alten Künstler wurden von der Idee ergriffen, die neueren ergreifen eine Idee.

Sebastian Bach.

Bach ist eine Gattung für sich. Man kann von ihm wie von Shakespeare sagen, daß seine Absicht nicht direkt christlich sei, aber das Christentum ist darin, wie alle andern Elemente des Daseins. Es ist der ganze Mensch, das ganze

Leben, die ganze Welt. Gerade das ist das Eigentümliche von seiner Musik, daß sie nie und nirgends etwas Bestimmtes und Einzelnes ist, sondern immer alles zusammen. Darin hat er schlechterdings nichts, was ihm gleiche; es ist aber auch der Grund, warum so wenige Menschen ihn begreifen. Man sucht jetzt in der Musik alles, nur nicht Musik; Rührung, Erbauung oder Fröhlichkeit und Jubel, auch wohl Häuslichkeit und Stilleben; dabei kömmt nun freilich Bach schlecht weg, der eben weiter gar nichts als Musik bringt.

Aber was für Musik! dieser Tiefsinn, dieser Reichtum, diese wunderbare Kraft und Höhe ist nicht zu Ende zu loben. Das Zarteste und Lieblichste, das Tiefste und Erhabenste, alles ist beisammen; es ist ein Abgrund von Erfindung und Fülle.

Auch den Sinn seiner Ausführung begreifen die wenigsten. Das scheint ihnen willkürlicher, außerwesentlicher Zierat, was eben in sein tiefstes Wesen verflochen ist. Es ist damit wie mit der gotischen Architektur, wo auch das niemand Zierat oder willkürliches Beiwerk nennen kann, was in seiner weiteren Ausdehnung zuletzt das Ganze ausmacht. Sogar der Vergleich zwischen dem streng geometrischen Charakter der gotischen Zieraten und dem tiefsinnigen Kontrapunkte der Bachschen Wendungen findet sich hier wieder.

1832.

Rückblick und Vorblick.

Es ist eine ebenso naheliegende als tiefsinnige Betrachtung Plutarchs (Mor. 432.), daß die

mantische Kraft des Geistes nicht wunderbarer sei als die mnemonische. Weshalb soll es unglaublicher und unnatürlicher sein, daß der Menschengeist das noch nicht Daseiende, das Zukünftige, vorausempfindet, als daß er das nicht mehr Daseinende, das Vergangene, noch nachempfindet? Das eine ist allerdings die Regel, das andere die Ausnahme; aber für das Verständnis der inneren Möglichkeit liegt hierin kein Unterschied.

Die alte Welt.

Wer nun in der unmittelbaren Gegenwart lebt, läuft Gefahr, selbst in den vornehmsten Lebensverhältnissen gemein zu werden. Das Altertum ist schon deswegen, weil es mit den Leidenschaften und Interessen des Tages nichts mehr zu schaffen hat, unendlich idealer als der heutige Tag. Daher für jeden das höhere Bedürfnis, durch die klassischen Studien die Gemeinschaft mit der alten Welt zu erhalten.

Der Ausdruck in der Musik.

Ich eifere oft zu allgemeinem Mißfallen gegen das, was man jetzt Vortrag, Ausdruck nennt und für die höchste Aufgabe des Sängers oder Spielers hält. Dennoch ist es vollkommen wahr, daß dieses unselige Wesen alle wahre Musik verdirbt. Die schlichteste, einfachste und kräftigste Ausführung ist die beste. Dazu gehört aber eine Demut und Selbstverleugnung, die unter den Musikanten selten ist; sie wollen vor allen Dingen sich selbst spielen und singen.

Daß die wahre Ausführung einer musikalischen Erfindung auch ohne dieses widerwärtige Anhängsel bestehen kann, davon gibt die Orgel den frappanten Beweis. Da fällt der ganze Kunstapparat weg: Stoßen und Binden, Anschwellen des Tones und Sinkenlassen, ja selbst das eigentliche Forte und Piano. Nimmt man noch hinzu, daß jeder Fehler sich unmittelbar zeigt und straft, jede Note ihre strengste Geltung verlangt, so begreift man den ganzen Sinn dieses wunderbaren Instruments, das man nicht ohne Grund einer Heiligen zugeschrieben hat.

1833.

Die Stufen in den Künsten.

Der Satz, daß jede Kunst in ihrer Entwickelung drei Hauptstufen durchlaufe: „Tiefe und Höhe des Inhalts bei einfachster Form, Fülle und Kraft des Inhalts bei reichster und kunstvollster Form und vorwaltende Ausbildung der Form bei sinkendem Inhalte“ läßt sich in vielen Dingen nachweisen. Für die Plastik ist dies Winkelmanns Geschäft gewesen. In der Malerei geben die alten Italiener und Niederländer die Raffaelsche Zeit und die spätern Italiener dieselbe Stufenfolge an. In der Poesie drängt sich diese Fortschreitung bei jedem Abschnitte der Literaturgeschichte auf. Es ist oft bemerkt worden, daß schon die drei großen Tragiker Äschylus, Sophokles und Euripides eine solche Stufenleiter repräsentieren. Auch in der Geschichte der geistlichen Vokalmusik tritt diese Erscheinung hervor und die beiden

ersten Perioden zeigen sich charakterisiert durch Palestrina und den Choral, durch die mittleren Italiener Caldara, Marcello, Händel und S. Bach. Die jetzige Zeit korrespondiert hierin der Epoche, worin nichts ist, d. h. nur Nachahmung und Kritik. Eine der Geschichte der Musik ganz eigentümliche Erscheinung ist hierbei nur die Tatsache, daß jener eben durch ihre hohe Einfalt so bewunderungswürdigen Schule der römischen Kirchenmusik eine kurze Epoche vorhergegangen ist, in welcher die Musik bereits einen Verfall dadurch durchgemacht hatte, daß der Inhalt ganz in der Form unterging. Diese altbelgische Kunst in ihrer Entwickelung und Ausartung verdient eine ganz abgesonderte historische Erforschung, zu der Kiesewetter, Fétis und Coussemaker gutes Material geliefert haben.

Das Klavier.

Bei der Richtung, welche die Klavierkomposition in den letzten Jahrzehnten genommen hat, geht der Charakter des Instrumentes völlig verloren und es gehört auch dieses ganz zu der allgemeinen Betrachtung über das Verderben der heutigen Musik. Auf der einen Seite soll das Klavier Seele ausdrücken, es soll sich in überschwenglicher Rührung und Empfindsamkeit ergehen, wozu gerade dieses Instrument gar keine Anlage hat und sich der Geige und den Blaseinstrumenten gegenüber durchaus ledern, dürr und unbeholfen ausnimmt, wie sehr auch die großen Virtuosen an den Tasten drücken und klem-

men mögen. Auf der andern verlangt man eine rasende Schnelligkeit, einen Wirbeltanz von Passagen, Sprüngen und Trillern, worin das Klavier wiederum den meisten andern Instrumenten nicht gleichkommen kann. Was ihm hingegen recht eigentlich allein angehört: das Vielstimmige, die ganze Welt der Harmonie, dieses wird in einem solchen Maße vernachlässigt, daß die meisten neueren Kompositionen nur aus einer dürren Melodie bestehen, deren Begleitung auf Tonica und Dominante herumreitet und auf der vorschriftsmäßigen kleinen Septime ausweicht. Darum sind eben B a ch s Sachen die eigentlichen Repräsentanten der wahren Klaviermusik und zugleich ihre unübertroffenen Muster.

Heutige Musik.

Was man jetzt Musik nennt, hat mit der eigentlichen weiter nichts gemein als das rohe Material: die Töne. Es verhält sich damit etwa wie mit der Straßenrinne, die durch alle Teile der Stadt zieht, überall den Schmutz und Abhub des täglichen Lebens in sich führend und dem Münster, der auf das Treiben dieser Stadt herniedersieht. Von Stein sind beide, aber der Zweck ist verschieden und die Mittel. In dem Münster soll Gott gedient werden; das hohe Kunstwerk erhebt das Herz des Anschauenden und lenkt seine Gedanken zu dem Urbilde alles wahrhaft Schönen hin. Freilich mag dem Bewohner des Ortes, der nur die irdische und materielle Seite des Lebens kennt und sich nahe fühlt, leicht die Rinne vor seinem Hause be-

kannter und heimischer, vor allem aber kommensurabler sein.

1834.

Sprache.

Es gibt kaum einen überzeugenderen Beweis für die Notwendigkeit eine außerhalb, vor und über der Menschennatur stehende höhere Ursache der Weltschöpfung zu bekennen als der Hinblick auf die Entstehung der Sprache. Man kann kein System von Worten erfinden ohne zu denken und andererseits kann wieder niemand denken, ohne bereits ein System von Worten zu besitzen. Künstler pflegen wohl zu behaupten, bei dem Schaffen von Kunstwerken denke man nicht mit Worten; ich glaube dies aber nicht, sondern halte dafür, daß eine zur andern Natur gewordene Hervorbringung allerdings zwar eine rein mechanische Seite, daneben aber eine Reflexion hat, deren Wertausdruck zwar verdunkelt, aber doch vorhanden ist.

Die Sprache kann daher durchaus nicht aus der eigenen Tätigkeit des Menschen hervorgegangen, sondern muß ihm unmittelbar gegeben worden sein.

Hieraus tritt sofort der Beweis für eine vor der Erschaffung des Menschen dagewesene, ihm an Macht und Weisheit unendlich überlegene erste Ursache hervor.

Die Erziehung als Bildhauerei.

Was man an Kindern heranbilden kann, ist wirklich von ganz geringem Belange und ich

komme immer mehr zu der Überzeugung, daß der positive Teil der Erziehung wenig sagen will. Die Pflicht hierzu bleibt jedoch stehen und es heißt wie in dem alten Sprichworte: Traget Holz und laßt Gott kochen!

Was Turretin von der Theologie sagt, kann man mit gleichem Rechte auf die Erziehung anwenden, daß sie gleich wie die Bildhauerkunst nicht durch Zutun, sondern durch Abtun wirksam werde. Inwendig in dem Blocke steckt das Ebenbild Gottes, auch bei dem verderbtesten Menschen; wie wenig kann aber durch Abhauen der Überkleidung zur Befreiung desselben geschehen. Die eigene und erbliche Sünde ist härter als aller Marmor und was am schlimmsten ist: sie wächst immer wieder unter den Händen.

Übrigens ist mir doch aus eigener Erfahrung deutlich geworden: die Kinder erziehen mindestens ebensoviel an ihren Eltern als diese an jenen. Selbst in den verderbtesten Eltern ist das Gefühl von Scham vor ihren Kindern und der Wunsch, sie vor Schaden an ihrer Seele zu hüten, ein mächtiger Gehilfe dieser umgekehrten Erziehung.

Antihomöopathie.

Wenn es auf eine plausible Apologie und zugleich einen schneidenden Angriff gegen die Homöopathie ankäme, so wäre hierbei etwa folgendermaßen zu verfahren:

Die Erfahrung lehrt, daß bei weitem die Mehrzahl alles Unwohlseins, das einem Menschen zustoßen kann, sich wieder von selbst, bloß

durch die eigenen Kräfte der Natur hebt. Von zehn Krankheiten, groß und klein zusammengerechnet, tritt vielleicht bei neun die Gesundheit wieder ein, sobald die Heilkraft der Natur nicht gestört wird.

Diese Störungen können aber kommen:

Aus Fehlern der Lebensweise: Essen, Trinken, Temperatur, Schlaf usw.

Aus falschen Einwirkungen medizinischer Kräfte.

Man würde daher in neun Fällen ganz von selbst hergestellt werden, wenn beide Gattungen von Störungen streng gemieden würden und es bliebe demnach am einfachsten ganz der ärztlichen Behandlung zu entsagen.

Diesem steht aber entgegen:

1. Daß niemand aus eigenen Kräften seine gewohnte Lebensweise mit konsequenter Strenge ändert, oft auch nicht weiß, was er meiden und tun soll.
2. Daß die Gewohnheit, ärztliche Hilfe anzusprechen, zu tief eingewurzelt ist und also jedenfalls zu irgend einem Arzte geschickt wird.
3. Daß in dem innigen Vertrauen auf die Kraft der Arzneien eine wichtige psychische Hilfe liegt.

Es liegt daher nahe, eine Methode aufzustellen, welche auf obigen Sätzen fußt. Eine solche muß:

a) das Vertrauen erwecken, daher einerseits einfach und jedem, der da glauben will, in ihrem Prinzipe einleuchtend, dabei aber in ihrem Verfahren geheimnisvoll sein;

b) die Form der Arzneien beibehalten, ihren Inhalt aber anullieren;
c) eine strenge und konsequente Diät vorschreiben und zur unerläßlichen Bedingung machen.

Diese Methode ist die Homöopathie.

Wenn man dem obigem entgegenstellt, daß hierbei aber das letzte Zehntel, über welches die Natur nichts vermag, ungeheilt bleibe, so ist zu entgegnen:

1. Daß in solchen Fällen auch keine andere medizinische Methode irgend eine Zuversicht habe, das richtige zu treffen und daher ebensooft schädlich als nützlich wirken könne,
2. daß der Vorteil der Diät auch hier immer bleibe,
3. daß das feste Vertrauen auf das homöopathische Verfahren auch bei diesem Zehntel der Fälle seine Wirkung äußere.

Die Homöopathie wäre hiernach ein medizinischer Skeptizismus, verbunden mit tiefer Kenntnis der menschlichen Natur.

Dieses eben aufgestellte System zur Erklärung der Homöopathie kann aber unmittelbar widerlegt werden, sobald unzweifelhaft dargetan wird, daß die Arzneigaben derselben wirklich eine positive Wirkung, von Diät und psychischen Einflüssen abgesehen, in dem menschlichen Körper hervorzubringen fähig sind.

Ich möchte überhaupt die Hypothese aufstellen, daß bei allen Störungen der menschlichen Gesundheit zu unterscheiden ist zwischen solchen, die auf Vernichtung der Bedingungen des Lebens gerichtet sind, und denen, welche nur an der

Außenseite des Daseins ihr Wesen treiben. Erstere sind weiter nichts als Tod; sie sind nie zu heilen, man mag anfangen was man will, und alle Methoden sind hierzu gleich gut, oder gleich schlecht. Die letzteren hingegen bilden allein die Sphäre, in welcher sich die Medizin bewegt; sie mag hier abkürzen, erleichtern, vor allem aber hüten. Mit einem Wort: es scheint immer wahrscheinlicher, daß überhaupt keine Krankheit durch ärztliche Hilfe geheilt wird, die nicht auch von selbst, wenn auch auf andere Weise sich gehoben haben würde.

1835.

Die Mystiker.

In bewunderungswürdiger Weise ist S. Martins Esprit des choses humaines mit einem tiefen See im Frühling verglichen worden. Auf seinem Spiegel scheinen die Gedanken wie schöne Wasserblumen zwar nur lose zu schwimmen, jede aber erhebt sich aus dem Grunde des Sees und wurzelt tief in dessen Grunde.

Porträts.

Ein wahrhaftes Porträt soll dreierlei Eigenschaften haben.

Es soll zunächst die äußere Erscheinung zur Anschauung bringen, demnach möglichst treue und objektive Darstellung des Formalen sein. Dies ist es, was man Ähnlichkeit nennt, und irrtümlich für die einzige Bedingung eines Porträts hält.

Es soll andererseits das innere Leben des Menschen anschaulich machen. Teils wird dieses durch eine richtige Auffassung dessen, was man Ausdruck nennt, erreicht, teils wirken hierzu die ganze Anordnung des Bildes, die Situation, die Umgebung, ja selbst die Beiwerke. Es ist dies das Symbolische an einem Porträt, und stellt ein solches aus der niederen Reihe in die Region der historischen Bilder.

Immer aber sind diese Eigenschaften noch von der Kenntnis der dargestellten Person abhängig, und ein Porträt, welches sich nicht hierüber erhebt, hat keine Bedeutung für diejenigen, welche jene Person nicht kennend, keinen Vergleich zu ziehen vermögen, demnach für die gesamte Nachwelt. Daher muß noch eine dritte Bedingung erfüllt werden: das Porträt muß ein Kunstwerk sein, d. h. ein Bild, welches unabhängig von aller Ähnlichkeit, in Komposition und Ausführung dem Schönheitssinn genügt.

In dieser Art sind die Porträts beschaffen, welche die großen Meister des 16. Jahrhunderts in Deutschland und Italien hinterlassen haben. Die wahren Historienmaler waren auch stets die ersten Porträtmaler.

Moderne Plastik.

Es ist unbegreiflich, daß, während alle geistigen und künstlerischen Tätigkeiten seit Anfang dieses Jahrhunderts besonders in Deutschland einen neuen Aufschwung genommen haben, indem sie sich an der warmen Sonne des christlichen Mittelalters wieder entzündeten, dieses bei der

Skulptur nicht der Fall gewesen ist. Die Dichter haben, um den Begriff wahrer Poesie wieder zu gewinnen, sich an Dante, Calderon, Shakespeare gewendet, die Maler an die alten Italiener und Niederländer, die Architekten haben die romanische und gotische Kunst zum Gegenstande ihrer Forschung und Nachbildung gemacht. Mit einem Worte, alle haben in dem, was man mit einem zwar unbestimmten und oft gemißbrauchten Begriffe als romantisch bezeichnet, den Quell wahrer Begeisterung gesucht und gefunden. Nur die Bildhauer haben, vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, diesen Weg nicht betreten, sondern beharren dabei, Begriff, Inhalt und Form aus der alten Welt zu entlehnen, und sich hierzu in eine Gefühls- und Denkweise gewaltsam hineinzuarbeiten, die den Elementen, auf welchen unsere ganze Existenz beruht, durchaus fremd, ja feindlich ist. Daher diese abstrakten Begriffe von Schönheit, die lediglich von der Form und auch von dieser nur durchaus einseitig entlehnt sind — von Natur, aus der man das eigentlich Lebengebende, Symbolische ausgeschieden hat. Die antike Kunst wurzelt durchaus in dem Kreatürlichen, Formalen, Sinnlichen; ihr Lebensprinzip ist der Pantheismus, der zwischen der Natur, dem Menschengeiste und Gott eine bloß quantitative Differenz zuläßt. Es hat etwas Betrübtes, zu sehen, wie die edelsten Kräfte verschwendet werden in dem nutzlosen Versuche, diesen Leichnam wieder zu beleben, oder ihm wenigstens einige scheinlebendige Bewegungen abzugewinnen. Ungeachtet aller Anstrengungen, die auf dem politischen und philosophischen, wie auf dem ästheti-

schen Gebiete gemacht werden, um den Naturdienst der alten Welt der jetzigen Generation wieder nahe zu bringen, steht die novantike Plastik doch noch immer ganz außerhalb des Lebens der Gegenwart, und die wenigen abgerechnet, die sich von innen und außen wieder in diese Gefühlsweise hineinarbeiten, haben ihre Werke keinen organischen Zusammenhang mit den geistigen Bedürfnissen der Zeit.

Warum versucht nicht ein mit wahrhaftem Talente für die bildende Kunst Begabter, diesen Weg zu verlassen? Er beginne allerdings damit, daß er von Rauch und Thorwaldsen den materiellen Teil der Kunst erlerne, er gehe nach Rom und studiere den Körper und das Gewand nach den Alten, worinnen sie ewig Muster bleiben werden. Dann aber, wenn er es dahin gebracht, alles machen zu können, was andere machen, dann lasse er ab von dem unseligen Nachjagen hinter einer Kunstidee, deren religiöse und geschichtliche Basis ihm stets fern bleiben muß. Er wende sein Studium auf die christlichen Bildhauer des Mittelalters, auf die Zeit vom 13. bis anfangs des 16., und in Deutschland selbst bis in das 17. Jahrhundert. Dort suche er die Vorbilder für Gesinnung und Gedanke, dort die Quelle seiner Empfindungen. Die alten Pisanen, die Toskaner und Jakob della Quercia, Lorenz Ghiberti, die bewunderungswürdige Schule des Luca della Robbia, selbst die Pollajuolen und Cosmaten, die neapolitanische Schule der Mascuccios, die venetianische der Bregnis, die Veronesen, welche reiche Fundgrube von christlichem Geist und Phantasie!

Dann gehe er nach Deutschland zurück, und sehe in Augsburg, Ulm und Nürnberg, was die alten Meister, Syrlen, Vischer, Kraft und Stoß geschaffen haben in Stein, Erz und Holz.

Wenn er nun ans Werk geht, so wird er mit Gottes Hilfe ex thesauro cordis sui Werke schaffen können, die den ernsten und tiefen Geist des Christentums in bedeutungsvoller und daher schöner Form darstellen. Welchen außerordentlichen Erfolg würden z. B. solche Grabmäler haben! Und wie bald die albernen, leeren Genien, Sarkophagen und Urnen aus dem Felde geschlagen sein!

Theorie und Praxis.

Mit diesen beiden Begriffen wird ein unverantwortlicher Mißbrauch getrieben, und nirgends mehr als im Kriegswesen. Nach dem kurrenten Sprachgebrauche bedeutet Theoretiker einen Menschen, der sich einige tote Formeln und Definitionen eingeprägt, zu dem geringsten Geschäfte aber unfähig ist; Praktiker hingegen einen solchen, der ohne sich lange zu besinnen in vorkommenden Fällen stets das Richtige ergreift. Unter solchen Umständen kann also die Wahl zwischen beiden nicht eben schwierig sein. — Wenn Theorie und Praxis aber sich lediglich wie Wissen und Können verhalten, so ist es eine grobe Verwirrung der Begriffe, beide für unvereinbar zu halten, denn es hieße dies, daß die Einsicht, wie etwas zu tun sei, müsse der Fähigkeit, es wirklich zu tun, widersprechen, und dieses ist offenbarer Unsinn. Wenn eine Sache nicht so geschehen kann,

wie es eine angebliche Theorie fordert, so ist diese nicht Theorie, sondern Hirngespinst. Es kann nichts in der Theorie richtig sein, was der Praxis widerspräche, denn dann ist die Theorie falsch. Die Praxis muß die Richtigkeit der Theorie erweisen, sowie wiederum die Theorie das bloße, blinde Herumtappen in der Praxis verhüten soll. — Sehr schön sagte hierüber Ringseis: Es kommt nicht die Theorie zur Erfahrung, noch die Erfahrung zur Theorie, beide sind untrennbar eins und dasselbe. In der wissenschaftlichen Regel muß man den einzelnen Fall, im einzelnen Fall die Regel erkennen; er gibt keine Ausnahmen von der Regel; jeder Fall steht unter der seinigen, die rechte Theorie ist durch und durch praktisch; Praxis ohne Theorie ist ein Leib ohne Seele.

Die großen Praktiker nennt man mit Unrecht Empiriker; sie sind vom Geiste der Wissenschaft regiert; sie besitzen ihn nicht, sie werden von ihm besessen.

„Regiert euch aber der Geist des Gesetzes, so steht ihr nicht unter ihm.“ Galat. 5, 18.

Heilarten.

Wenn jemand nicht glaubt, daß in dem einen oder dem anderen Heilverfahren die absolute Wahrheit beschlossen liege, und deshalb Anstand nimmt, die Homöopathie weder für ein Universalmittel gegen den Tod, noch für Betrug und Spielerei zu erklären, so weiß er gewöhnlich keinen andern Weg zu bezeichnen, als eine Vermischung beider Systeme. Meistens läuft diese

darauf hinaus, daß etwa bei der einen Krankheit das homöopathische Verfahren wirksam sei, und bei der anderen nicht. Liegt aber nicht die Wahrheit statt dessen vielleicht darin, daß es hierbei nicht sowohl auf die Art der Krankheit, als auf die Art des Kranken ankommt?

Zeigt sich denn nicht an anderen Beispielen unzweifelhaft, daß die Empfänglichkeit der Individuen gegen Anregungen überaus verschieden ist?

Man betrachte nur die Ansteckungen. Gegen die gewaltige Anregung, die z. B. der Maserstoff ausübt, verhalten sich gewisse Personen ganz indifferent, während andere augenblicklich ergriffen werden. Ist nicht auch mit den gewöhnlichen Medizinen ganz dasselbe? Mancher Fieberkranke wird von der ersten Gabe China hergestellt, bei anderen weicht das Fieber den stärksten Präparaten dieses Spezifikums nicht.

Warum soll denn diese Erfahrung nicht auch im großen und ganzen bei dem Heilverfahren überhaupt gelten! Es mag der eine Rezeptivität für den eigentümlichen Reiz der kleinen Gaben homöopathischer Mittel haben, der andere hingegen der mehr mechanischen Anregung durch große Quantitäten heterogener Reize bedürfen, ein dritter hingegen in einem bestimmten Falle entschieden am besten fahren, wenn er das Heilbestreben der Natur durch gar nichts stört.

Verhält sich dieses wirklich so, so können und müssen die verschiedenen Verfahren nebeneinander bestehen, und es ist dann vorzüglich die Aufgabe der Zukunft, zu erkennen, auf wen das eine oder das andere Anwendung finden müsse.

Wahrscheinlich aber wird es dazu keinen andern Weg, als den des Tentierens geben.

Man pflegt wohl, bei den in gewissen Fällen nicht wegzuleugnenden Wirkungen sogenannter sympathetischer Kuren zu behaupten, daß man an diese Mittel glauben müsse, damit sie helfen. Kann aber dieses nicht ebenso hiermit verhalten, wie oben angeführt worden, daß eben manche Naturen für diese Einwirkungen empfänglich sind, andere nicht? Vielleicht ist es eben ein eigenes Gefühl hiervon, was diesen Glauben erzeugt, und dann wäre es eben sehr erklärlich, daß man an die Mittel glauben müsse, damit sie wirken.

Nichts ist bei solchen Streitigkeiten leerer, als mit gelungenen oder mißlungenen Fällen widerlegen zu wollen. Dergleichen Anführungen beweisen offenbar gar nichts.

1836.

Lamartine und S. Beuve.

Lamartine bereitet eine große Epopöe vor, eine epopée humanitaire, wie er sie nennt; Jocelyn soll eine Episode daraus sein, ist aber durch Prolog und Epilog vollständig abgeschlossen.

Der allgemeine Eindruck des Gedichtes ist fesselnd und rührend, hat aber in mir einer weiter greifenden Forderung nicht Stich gehalten. Seinem Inhalte nach ist es ein poetisches Genrebild, die Form ist französische gereimte Rhetorik, die bildliche Darstellung oft sehr glücklich, sowohl was Anschauungen als Gefühle betrifft.

Alles an Lamartine ist sentimentale Humanität. Hierin liegt seine Gabe und auch sein Mangel. Seine Religion ist ein schöner Theismus, welcher Gott in der Natur und in den Bedürfnissen der eigenen Seele sucht und findet. Die positive vom Christentume gegebene Offenbarung ehrt und bekennt er zwar, aber ohne von ihrem Geiste durchdrungen und umgewandelt zu sein.

Daher ist ihm auch die welthistorische Bedeutung der Kirche fremd geblieben und er gehört zu jenen wohlmeinenden aber schwächlichen Seelen, die ihr Auge vor dem ewigen Strahlenglanze geblendet schließen, um sich an dem Scheine des selbstentzündeten Lichtes am eigenen Herde zu erfreuen. Seinen innersten Gedanken hierüber spricht die Parabel von dem Strome im zweiten Teile aus.

So ist denn auch sein Held beschaffen, der ohne wahrhaft christliches Bewußtsein, zwischen vager Religiosität und irdischer Lust hin und her getrieben, durch Bruderliebe dem geistlichen Stande gewidmet, und durch eine anstößige Überrumpelung in denselben hineingeschleudert wird.

Jocelyn hat manches ähnliche mit dem Roman von S. Beuve (Volupté), steht aber in geistiger Tiefe weit unter letzterem. Zwischen beiden ist der ganze Unterschied der nebelhaften Empfindsamkeit und des christlichen Ernstes.

S. Beuve hat mich ungemein ergriffen. Solche analytischen Gesellschaftsromane können nur in einer bis ins innerste des Lebens erschütternden Gegenwart entstehen. In Bezug auf Feinheit der Beobachtung hat das Buch in der

neueren Literatur wenig seinesgleichen. Diese Mischung oder vielmehr Durchschmelzung von krankhafter Sentimentalität, besserem Willen und grobem Vergehen steht wirklich dicht nebeneinander, und findet in einer Seele vollkommen zusammen Platz.

Les derniers jours d'un condamné.

Während der Reise habe ich an diesem Buche gezehrt und bin so davon angeregt worden, daß ich manchmal wirklich zu schwach war, um fortzulesen. Es ist eine Art Wunderwerk von Beobachtung der menschlichen Seele, von poetischer Reproduktion der steigenden, sinkenden Empfindungen, Hoffnungen, Qualen, Täuschungen, deren das Menschenherz am Rande der Verzweiflung fähig ist. Aus dieser Wahrheit der Auffassung und Darstellung quillt hier das peinigende Interesse, der schaurige Kitzel, den Hugo und seine Schule sich zum Ziel gesetzt, und gerade in diesem Buche im hohen Grade erreicht hat.

Deswegen bleibt es eine merkwürdige und nur zu schmerzliche Betrachtung, wie solchen Dichtern, denen eine so reiche Fähigkeit in das menschliche Herz zu blicken verliehen ist, die Gabe sich auf den höheren Standpunkt zu erheben, so ganz fehlen kann. Und doch ist dieser Standpunkt auch der alleinig wahre, der alleinige, der die Lösung des Rätsels des Daseins gibt, an welcher der Dichter verzweifelt und daher von der Sphynx in den Abgrund gestürzt wird. Sein Held durchläuft alle Irrgewinde von Reflexionen

und Sensationen, zu denen seine unaufhaltsam heranschreitende Hinrichtung auffordert; warum wendet er sich bei diesem blinden Kreislaufe der Gedanken nie nach der Seite hin, die doch nie näher als in solchem Augenblicke liegen kann?

Was will man mit mir? meinen Leib vernichten. Ist dieses mein alles, verliere ich hiermit alles, was ich bisher mein genannt, was ich als mich selbst erkannt und geliebt habe? Nein, ich bin mir deutlich bewußt, daß neben und außer diesem Leibe mit seinen Gliedern und Sinnen noch ein anderes in mir lebt, denkt und fühlt, und daß dieses andere ganz verschiedene Bedürfnisse und Bestimmungen hat als der ihm zugesellte Leib. Beruht mein Dasein daher auf zwei völlig unterschiedenen Elementen, einem materiellen, sinnlichen, greiflichen und einem immateriellen, unsinnlichen, ungreiflichen, kann mein individuelles Dasein denn dadurch enden, daß einer derselben vernichtet wird? Wenn die Töne eines Instrumentes nicht mehr vernommen werden, weil das Instrument zerschlagen ist, schließen wir denn daraus, daß auch der Virtuose vernichtet sei? Kann die Veränderung eines bloß materiellen Gegenstandes irgend einen direkten Einfluß in einem rein geistigen ausüben? Ist alles, was jede nähere Betrachtung über die Aufgabe und Bestimmung dieser Seele unabweislich lehrt, damit vereinbar, daß sie schon hienieden ihre Bestimmung zu erfüllen befähigt und berufen sei, gleichviel ob sie einem sterbenden Kinde oder einem Greise, einem Wahnsinnigen oder einem hellen Geiste, einem Heiligen oder einem Verbrecher angehört habe?

Müssen alle diese Fragen mit nein beantwortet werden, so dauert meine Seele auch nach meinem leiblichen Tode fort, und beginnt eine neue Form des Daseins. Diese ist es also, auf die mir, dem sein Ziel so gewaltsam und nahe gesteckt worden ist, alles ankommen muß. Wie ich mir auch den Zusammenhang der Welt vorstellen mag, so führt mich doch alles dahin, ebenso die letzte und höchste Ursache alles Seins in einem immateriellen Etwas zu suchen, wie ich das Innerste meines eigenen Daseins in einem eben solchen gefunden habe. Gott, denn so nennen wir jenen letzten Grund aller Dinge, ist es also, in dessen Verfügung ich mich jetzt befinde, und der auch die künftige Art meines Daseins bestimmen wird. Mit ihm in Übereinstimmung zu kommen, darauf beruht die Möglichkeit, den Tod mit Zuversicht zu erdulden, der einzige Trost, nach dem ich zu ringen habe. Nun sind aber seine Gebote in meinem Gewissen so deutlich eingeschrieben, daß ich darüber nicht im Zweifel sein kann, was Ihm zu gefallen allein imstande ist. Selbst abgesehen von dem Verbrechen, das mich dem Richtschwerte weiht, sagt mir dasselbe Gewissen, daß ich im Laufe meines ganzen Lebens fortwährend dem Willen Gottes nicht entsprochen und daher nur Strafe verdient habe. Ich erkenne aber auch, daß nicht der Schaden, den ich hierdurch zugefügt, sondern die Abkehrung von Gott es sei, welche vor Ihm mich straffällig macht, daß also meine Sünde eigentlich weiter nichts als der Unglaube sei. Wenn ich daher mein Verderben wahrhaft erkenne und mich mit aufrichtiger Reue durchdringe, wenn ich mich ganz und gar

und im vollen Glauben meinem Gott hingebe, so ist meine Sünde völlig getilgt, und ich stehe rein wie ein neugebornes Kind vor Ihm da. Wie auch das Jenseits beschaffen sei, ich habe dann nichts mehr zu fürchten.

Hierzu aber, zu dieser Wiedervereinigung mit dem alleinigen Herrn meines Daseins, dazu habe ich in diesem Augenblicke, und wäre auch nur noch ein Moment bis zu meinem Tode, volle Zeit und alle Mittel. Wohlauf denn, brich, alte verhärtete Schale, lasse das Licht der Gnade in dich hinein scheinen, wirf dich vor deinem Schöpfer nieder und stehe als neue Kreatur auf. Lasse dann die menschliche Gerechtigkeit walten, erleide, was du verdient, und preise den Herrn im Lande der Lebendigen!

Liegt diese Gedankenreihe nicht mindestens ebenso nahe, als die unzähligen, mit denen sich Hugos Held gemartert? Und doch ist sie lediglich aus dem Kreise der Betrachtungen des natürlichen Menschen entnommen. Wenn ihm aber aus irgend einer früheren Zeit christlicher Erziehung Anklänge der geoffenbarten Wahrheit geblieben, o wie unendlich sicherer und leichter war ihm dann der Weg gewiesen, um aus dem Labyrinthe seiner Qualen zu entkommen! Er wußte ja dann, daß dieser Gott, nach dessen Wiedervereinigung er sich sehnte, selbst zu ihm herabgekommen war und in Knechtsgestalt den Tod des Verbrechers erlitten hatte, eben damit er auf ihn seine Sünden und Sorgen werfen und frohlocken könne: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?

* * *

Hugo sagt: les hommes sont tous condamnés à mort avec des sursis indéfinis. Nimmt man diese richtige Betrachtung mit der ebenso wahren zusammen, daß der verurteilte Verbrecher vor allen anderen den unschätzbaren Vorzug genießt, die Stunde seines Todes genau vorher zu wissen, so erwächst eben daraus, was er sich hätte sagen müssen, um die vorbereitende Stimmung zu finden, nach welcher er mit so grausamen Selbstqualen das ganze Buch hindurch ringt.

* * *

Es mag sein, daß der Priester, der ihn zum Tode vorbereiten wollte, wenig Wärme und Individualisierung in seine Ermahnungen gelegt habe. Aber dennoch bleibt die Weise, wie der Verurteilte die Tröstungen der Religion aufnimmt, ein sprechendes Denkmal jenes schalen Deismus, dessen Aussichten in das Jenseits zwischen der entsetzlichen Furcht vor gänzlicher Vernichtung und einer grauen Hoffnung auf unbestimmte Vergebung hin- und herschwanken. Zu wirklicher Reue und Buße kommt er nie, daher auch zu keiner Versöhnung mit der Welt, die ihn ausstößt.

Doch muß ich immer wiederholen, daß mir fast nie ein Erzeugnis des neueren Geistes von so ungeheurer Wirkung und erschütternder Wahrheit vorgekommen ist.

* * *

Da sich der Dichter doch einmal vorgesetzt hat, alle Sensationen darzustellen, die in der Seele der zur Hinrichtung Bestimmten Platz haben, so

nimmt es Wunder, daß er die Anwandlung zum Selbstmord nie schärfer hervorgehoben hat und auch in diesen Abgrund hineingestiegen ist. Nichts liegt wohl einer Stimmung wie die seines Helden näher als das Bestreben, der geistig-leiblichen Qual eines öffentlichen Kopfabschneidens dadurch sicher zu entgehen, daß er selbst sein Leben endet und damit Richtern und Zuschauern den erwarteten Genuß verdirbt.

Es wundert mich, daß nicht alle unbekehrt bleibenden Verbrecher diesen Weg einschlagen, der doch wahrlich um geringern Übeln zu entgehen, so häufig betreten wird.

Anfänge der Kunst.

Es ist eine von vielen Seite bestätigte Beobachtung, daß bei allen größeren Erfindungen der Menschen gleich die ersten Hervorbringungen in dieser Gattung in der Regel die vortrefflichsten sind. Später nimmt zwar die Fertigkeit zu, gewisse äußere Dinge werden praktischer eingerichtet, aber der wahre innere Wert sinkt. Man vergleiche die ersten Drucke, Holzschnitte, Kupferstiche, Ölbilder, Metallgüsse, ja selbst die Produkte der Handwerke, Porzellan, Glas, Töpferwaren, Stoffe mit denen der späteren Zeiten. Überall weicht die Liebe zur Sache und daher der Geist, das Gediegene, Edele, Vollkommene und an deren Stelle wächst das Gleichförmige, Fabrikmäßige, höchstens Elegante.

1837.

Gotische Architektur.

Die Untersuchungen über den historischen Ursprung der deutschen Bauweise sind sicher sehr verdienstlich, aber ich werde mir nie einreden lassen, daß diese tiefsinnige Kunst, die fast ohne Vorläufer als ein durchaus geschlossenes Ganze auftritt, bloß aus arabischen Einflüssen hervorgegangen sei oder eine bloß technische Weiterbildung des Rundbogenstiles darstelle. Allerdings liegen jeder großen Erscheinung auf dem Kunstgebiete gewisse materielle Bedingungen zugrunde, diese aber ergreift die Idee und bildet sie selbständig weiter. Der höchste Gegensatz, den die Geschichte aufweist, zeigt sich in der griechischen alten Welt und in dem deutschen Mittelalter. Dieser ist es, den die griechische und gotische Kunst ausdrückte. Die griechische Sinnesweise gehört ganz dem Irdischen an, die christlich-germanische dem Übersinnlichen. Die primitiven Repräsentanten dieser Ideen in der Formenwelt sind die Horizontale und die Vertikale. Parallel mit dem Erdboden zu bleiben, ist die Grundaufgabe der griechischen Kunst, die eben nur die Verherrlichung dieser Erde zum Gegenstande hat. Die Horizontalität waltet in allen griechischen Konstruktionen vor; Vertikales, Säulen usw. kommt nur so viel vor als unerläßlich ist, um die Dachfläche über den Boden zu erheben. Wo eine weitere Erhebung nicht zu vermeiden ist, wie bei Giebeln und Eindeckungen, wird diese so flach als möglich gehalten. (Der Orient ist hierin allerdings vom Hause aus verschieden: Pyramiden, Obelisken usw.)

Die deutsche Baukunst zeigt den entgegengesetzten Charakter. Ihre Grundform ist die Vertikale: der Ausdruck des Lösens von dem Boden, des Strebens nach dem Himmel, der Sehnsucht nach dem Lichte. Ihre Gebäude decken den Boden mit keiner größeren Fläche als unumgänglich, sie haben dagegen eine weit größere Höhe als der materielle Zweck erheischt. Ja es entsteht eine architektonische Form, die bloß Höhe ist: der Turm.

Alles strebt in die Höhe, Wände, Türen, Fenster, Strebepfeiler, jeder einzelne Zierat. Da aber zuletzt doch immer ein Schluß, eine Eindeckung notwendig ist, so wird man zu derjenigen getrieben, die sich, soweit als nur irgend möglich, der Vertikale nähert. Dieses führt ganz unabweislich zu dem Spitzbogen, der eben hierdurch ein Typus der gotischen Kunst und ein neuer Quell ihrer reichsten Entwickelung geworden ist. Aber es ist nicht Wohlgefallen an dem Spitzbogen, das die gotische Kunst bestimmt hat, sondern dieser ist eben wieder nur eine Folgerung aus der Idee derselben.

Rokoko.

Man wirft zuweilen die Frage auf, wie wohl die Menschen auf einem so bizarren Bau- und Verzierungsgeschmack gekommen sein möchten, wie im 17. und 18. Jahrhundert. Sehr geistreiche Leute vermögen über diese Schwierigkeit nicht hinweg zu kommen, ich kann mir den Zusammenhang wohl vorstellen, ja ich empfinde selbst eine ganz ähnliche Tendenz.

Das sogenannte Rokoko ist gar kein Verderbnis des Geschmackes, sondern eine historische Notwendigkeit. Mit der wieder aufgefundenen oder wiederbelebten Antike glaubte man im 15. und 16. Jahrhundert das Ideal und den Inbegriff jedweder Schönheit in Besitz genommen zu haben. Die ganze Entwickelungsreihe des europäischen Mittelalters, der ganze Schatz der Gefühle, Gedanken und Strebungen, welche die Kunst der christlichen Welt in sich geboren und geborgen hatte, wurde von den Priestern des neu-alten Heidentums wie Plunder verworfen; an Rom und Athen über anderthalb Jahrtausende hinaus wieder anzuknüpfen, dies wurde als alleinige Aufgabe hingestellt. So baute, so zierte man.

Aller dieser Abgötterei mit dem klassischen Altertume zum Trotze brach aber das Bedürfnis nach einer lebendigeren, phantasievolleren Darstellung immer wieder durch. Das Phantasielose, Nüchterne, was der alten Architektur und Skulptur neben aller formalen Schönheit oft genug beiwohnt, war noch dadurch gesteigert worden, daß man aus Unkenntnis die Farben wegließ und daher bloß der abstrakten Form huldigte. Daß eine bloße Verbindung von horizontalen und vertikalen Linien etwas totes, geistloses habe, empfand man wider Willen. Man suchte Bewegung, Mannigfaltigkeit, Phantasie hineinzubringen, diesen Leichnam zu beleben, ihn mit den Bedürfnissen und Empfindungen der Gegenwart zu durchdringen. Unvertilgbare Reminiszenzen aus der bildenden Kunst des Mittelalters mischten sich dazwischen. Die geraden

Linien sollten unterbrochen werden und mit Kurven abwechseln, die Flächen geschwungen, allenthalben die nüchterne Form durch Zierat gehoben und in organische Gebilde umgewandelt werden.

Hieraus ist der Rokokostil Berninis, Borrominis bis zu Ludwig XV. entstanden. Wieviel Verkehrtheit und Ungeschmack sich auch hineingemengt hat, das Ganze ruht auf einem reellen Bedürfnisse. Mit der jetzt wieder gepriesenen Rückkehr zu noch reinerem griechischen Altertume wird diesem nicht gesteuert.

Es freut mich, daß, wie ich mich nachher überzeugte, Rumohr ebenfalls den Rokoko nicht für irgend eine Ausartung hält, sondern für einen eigenen Stil anerkennt. Er sucht dessen Idee in der Nachbildung der Vegetation, was wohl zu enge gegriffen ist.

Die neue Romantik.

Je näher ich den ganzen Gang derjenigen neuesten Literatur betrachte, die nicht ohne Grund als die eigentliche Trägerin des Zeitgeistes auftritt, je mehr frappiert mich der Gegensatz zwischen den Zwecken, die sie verfolgt, und den Mitteln, die sie anwendet, oder zwischen dem Inhalt und der Erscheinung. Auf allen von ihr befruchteten Gebieten tut sich dieselbe Disharmonie kund; ich bin geneigt, zu glauben, daß noch nie so große Geisteskräfte für so verwerfliche, ja so niedrige Ziele in Tätigkeit gesetzt worden sind. Welche Ursachen sind es nun, die dahin gewirkt haben, daß der neueste Aufschwung der deutschen Poesie in politischer und religiöser

Beziehung gerade die entgegengesetzten Erscheinungen zeigt, wie der ähnliche im Anfange dieses Jahrhunderts?

Als damals die sogenannte romantische Schule ihren Feldzug gegen das Philistertum begann, das die deutsche Poesie seit Menschengedenken beherrschte, da wurde dieser Kampf zugleich hervorgerufen und begleitet durch einen allgemeinen Rückschlag auf den anderen Gebieten der Geistestätigkeit. Daß der vulgäre Rationalismus und Liberalismus in Religion und Politik aus derselben Quelle flossen wie die Afterpoesie und Plattheit in der Literatur, das wußten und empfanden die Romantiker ganz ebenso deutlich wie ihre Gegner. Selbst in den Verirrungen, die sich an jene Reaktion anschlossen, in der pantheistischen Naturphilosophie, in dem poetischen Phallusdienst trägt der Irrtum noch den spiritualistischen Charakter.

Ganz das Umgekehrte zeigt der Aufschwung oder Anlauf, den die Poesie in den letzten Jahren genommen hat. Hier fällt die entschieden romantisch-poetische Richtung fast regelmäßig mit der krassesten Verleugnung alles Höheren und Ewigen in Recht und Glauben zusammen und in den Reihen der Gegner stehen ebensooft die Verteidiger der christlichen Staats- und Lebensordnung. Es ist dieses nicht bloß bei Byron und der neufranzösischen Schule der Fall, auch für Deutschland gilt dasselbe. In Heine, Follenius, Gutzkow, Auersperg, Lenau, ebenso wie in ihren nächsten Vorgängern Platen, Chamisso u. a. sind wahre und große Talente hervorgetreten und dieselben sind es, die ihre Got-

tesgabe dazu verwenden, um die göttliche Ordnung auf Erden in jeder Weise anzutasten.

Dieses Verhältnis ist eine schreiende Anomalie gegen allgemeine Gesetze auf dem Gebiete des Geistes, da die wahre Poesie aller andern Wahrheit verwandt ist oder vielmehr mit ihr aus einer und derselben Quelle entspringt.

1838.

Die Hegelinge.

Ruges: Preußen und die Reaktion, die älteren Berliner und die neuen Hallischen Jahrbücher, die Berliner Literarische Zeitung geben in ihrem Zusammenhange betrachtet den Stoff zu den ernstesten Erwägungen.

Es konstituiert sich hier eine Schule und Richtung, die für das geistige und leibliche Leben der Nation von großer Bedeutung werden kann.

Allerdings lag vieles davon schon in Hegel selbst und in dem Grundgedanken seiner Methode; aber Männer, die wie Göschel und Hennig, ja selbst noch wie Marheinecke, Daub und Billroth sich zu ihm bekannten, konnten über die notwendige Gefahr irre leiten. Jetzt, da diese edeln Elemente von der Schule selbst teils perhorresziert worden, teils genötigt sein werden, sich selbst zu trennen, tritt die nackte Gestalt der verführerischen Irrlehre deutlicher hervor.

Auf unmittelbares Eingehen in den Gang dieser Dialektik kommt es zunächst nicht an, sondern nur auf die Betrachtung der zutage liegenden Resultate. Selbst die Untersuchung, wieviel von diesen Resultaten auf Rechnung der Methode selbst, wieviel dagegen auf die Persönlichkeit

derer fällt, welche sie gegenwärtig anwenden, kann zurzeit auf sich beruhen. Ich glaube das letztere; keine wissenschaftliche Forderung bleibt rein von dem Willen der Forschenden; keine dialektische Bewegung übt einen Zwang aus, der stärker wäre als das viel tiefer liegende oder irrige Bewußtsein. Bei jedem Menschen tönt aus dem Innersten seiner Seele, unerreicht und unerreichbar für alle wissenschaftliche Anmutung, eine Stimme, die ihm bei allen nicht bloß exakten oder rein empirischen Studien deren Resultate vorausbestimmt. In dieser Region wurzelt der wahre Glauben und findet dort seine Berechtigung und seine Gewißheit; in dieser wurzelt auch der geistige Irrtum und kann daher selten mit Erfolg bekämpft werden.

Die jüngere Reihe der Schüler Hegels, die sich bis in die Hegelinge erstreckt, waren und sind Männer, die in ihrer Gesinnung auf dem Standpunkt der Vergötterung des Menschen stehen, welcher auf dem religiösen Gebiet zum hylozoistischen Pantheismus, auf dem politischen zum absolutistischen Radikalismus führt. Diese Gesinnung ist von ihrem philosophischen Forschen unabhängig und entspringt lediglich aus der Verkehrtheit eines von der geoffenbarten Wahrheit abgewendeten Willens. Das praktische Ergebnis ihrer Spekulation besteht daher bei ihnen schon von vornherein; sie suchen nichts weniger als die Wahrheit, sondern lediglich eine Begründung ihrer Instinkte unter den Formen der Wissenschaft. Da ihnen die gegenwärtige Gestaltung des europäischen Lebens als diejenige erscheint, welche ihrer Gesinnung am

meisten adäquat ist, so vindizieren sie für diese Wirklichkeit das Prädikat der absoluten Vernünftigkeit und stellen es sich als Aufgabe, die Identität beider nachzuweisen. Das Verfahren hierbei ist in einem Grade unredlich, daß es mich mit wahrem Ekel und Widerwillen erfüllt. Man vergleiche in Ruges Buch seine Beurteilung der Julirevolution mit der der belgischen!

Die Resultate, welche diese Schule aus ihren Forschungen zieht, sind, wie sie aus solchen Prämissen zu erwarten stehen.

Auf dem Gebiete der Religion, ein ganz gemeiner Unglaube an den persönlichen Gott und dessen Offenbarungen, mehr oder weniger feige eingehüllt in eine Schulterminologie, die es gestattet, bestimmten Fragen auszuweichen. Für die Sehnsucht des Menschenherzens nirgends Trost und Befriedigung, für das Leben nirgends eine Richtschnur aus höherer Berechtigung.

Die Hegelinge bieten hier nicht das geringste mehr als der Enzyklopädismus, ja viel weniger als unser ordinärer deistischer Rationalismus.

Auf dem politischen Gebiete läuft das Ganze, wenn man die Redensarten abzieht, auf einen ebenso gemeinen, ganz oberflächlichen Radikalismus hinaus, wie man ihn auch ohne die dialektische Bewegung des Begriffes auf jedem Kaffeehause und jeder Bierbank predigen hören kann. In ihrer jetzigen Gestaltung erklärt freilich diese Schule ihr politisches Ideal in dem Administrationsabsolutismus des preußischen Staates, wie sie ihn versteht, zu finden. Ja sie bietet sich zur Hilfe gegen dessen Gegner an, die sie in solche teilt, welche die Institutionen früherer

Zeiten herbeiwünschen, und solche, welche aus der Zukunft ihre Wünsche nehmen, und bezeichnet beide gleichmäßig als Revolutionäre. Niemand wird aber bei näherer Betrachtung dieser Hilfe auch nur den Wert beimessen, daß sie etwa aus dem Glauben an eine aus höherem Prinzipe entspringende Berechtigung der jedesmaligen Obrigkeit, „welche Gewalt hat", hervorgehe. Die Verehrung vor dem Bestehenden beruht in ihrer roheren Gestalt auf politischem Stumpfsinn und Materialismus, in ihrer theosophischen dagegen auf der Verwechselung göttlicher Fügungen und göttlicher Zulassungen. Letztere wenigstens ist dieser Schule ganz fremd. Sie sieht einfach in dem Administrationsdespotismus diejenige Form des absouten Staates, welche zur Realisierung ihrer politischen Forderungen zurzeit am geeignetsten ist. Daher preist sie ihn wie die Militärdespotie Napoleons, ja wie die Regierungsmaximen des Konvents.

Hiermit, mit dieser ganz niedrigen Befangenheit in dem liberalismus vulgaris verglichen, steht die Form des Irrtums weit höher, welche jeder historischen Gestaltung gleiche Berechtigung zuweist, diese aber nur in ihrer wirklichen Existenz sucht und ihr Lob nach der Größe der Erscheinung abmißt. Mit socher Betrachtungsweise ist wenigstens Ehrlichkeit und selbst Scharfsinn vereinbar.

Kodex des übernatürlichen.

Es wäre ein schönes Unternehmen, wenn ein mit historischem Scharfblick versehener und in solchen Forschungen geübter Gelehrter es sich vor-

setzte, die unzähligen Angaben und Erzählungen übernatürlicher Ereignisse kritisch zu sichten, streng zu prüfen und passend zusammenzustellen. Weshalb sollten nicht solche Angaben ganz nach den Regeln der historischen Kritik behandelt werden können, wie alle sonstigen geschichtlichen Zeugnisse, welche uns überliefert worden sind?

Ich denke mir nämlich, daß jemand ganz und durchaus von allen vorgefaßten Meinungen über die Grenze des sogenannten Möglichen und Unmöglichen absähe und ebenso streng sich enthielte, irgend Erklärungsversuche, sei es pro oder contra, zu unternehmen. Er sammelte lediglich die überaus zahlreichen Erzählungen, welche die Literaturen aller Völker darbieten und ordnete sie etwa in drei Rubriken: Geistererscheinungen, — Weissagungen, — sonstige dem bekannten Naturlaufe fremde Tatsachen.

Auf jede Angabe wende er nun alle Mittel an, welche die historische Kritik darbietet, stelle alle Quellen und Daten darüber zusammen, prüfe die Glaubwürdigkeit, die Übereinstimmung der Zeugen, die äußeren Umgebungen und Einwirkungen, kurz er behandle den Fall ganz so wie der Geschichtsforscher oder auch wie der Richter eine zu konstatierende Tatsache. Nur das, was gänzlich Stich hält, nehme er in seinen Kodex auf, nicht als wenn dessen Inhalt nunmehr außer Zweifel gesetzt sei, sondern weil vom rein historischen Standpunkt aus betrachtet die Tatsache jetzt ebensoviel Anspruch auf Glaubwürdigkeit hat als jede andere.

Interessante Resultate müßten unter anderen manche uns erhaltenen Weissagungen geben, und

es fehlt gänzlich an einer solchen kritischen, aber auch wahrhaft unbefangenen Arbeit dieser Art. Wie wenig sind z. B. die Lehninschen Weissagungen, die Strophen des Nostradamus und anderes ganz unparteiisch durchgearbeitet worden.

Ich gebe es noch nicht auf, ein solches Werk einmal zu unternehmen, wenn auch nur stückweise. Ich will mir zwar nicht die völlige Objektivität zutrauen, die hierzu erforderlich, immer aber doch mehr Unbefangenheit und Kritik als etwa J. v. Meyer, Kerner, Steinbeck *für* das Reich des Wunderbaren, und so viele andere *dagegen* gezeigt haben. Die Hauptsache bliebe immer, den historischen Stoff scharf zu sondern und durchaus keine Erklärungshypothesen mit hineinzubringen, seien es nun die absolut supranaturalistischen oder die kraß materialistischen oder das jetzt beliebte juste milieu des Magnetismus und der Halluzinationen.

1839.

Goethe.

Es ist leicht zu bemerken, daß durch Goethes literarisches Leben sich zwei Figuren hindurchziehen, die gewissermaßen sei eigenes Verhältnis zur Welt bezeichnen. Die erste: der nach Entwickelung durch äußere Einwirkungen sehnsüchtige Mensch im Wilhelm Meister. Die andere: der von innen heraus nach Erfassung des Daseins Ringende im Faust. Desto bemerkenswerter ist es, daß gerade diese beiden Werke in Goethes früheren Epochen begonnen worden, dann lange Jahre hindurch Fragmente geblieben

und endlich im höheren Alter von ihm zu Ende geführt worden sind. Wenn er sich gedrungen fand, noch einmal diese Stoffe aufzunehmen, von denen jeder glaubte, daß sie unvollendet zu bleiben bestimmt seien, so liegt es nahe, in den Wanderjahren und dem zweiten Teile des Faust gewissermaßen Konfessionen zu suchen, in welchen sich Goethe vor seinem Scheiden von der Welt noch über sein Verhältnis zu dieser auszusprechen gedrungen finde.

Ist dieses wirklich der Fall, so sind die Aufschlüsse über das, was Goethe als Ziel des menschlichen Lebens und Strebens betrachtet, über alle Maßen unbefriedigend. Meister sowohl als Faust gehen über und unter in die praktisch-industriellen Richtungen der nüchternsten und geistig unfruchtbarsten Art. Glaubte der große Dichter wirklich, daß dieses die Ziele seien, nach denen der Menschengeist seiner Bestimmung nach hienieden zu ringen, in denen er die Erfüllung seiner heißen Sehnsucht zu suchen habe?

Nichts wäre imstande einen schmerzlicheren Begriff von der inneren Zusammensetzung dieses hochbegabten Genius zu geben, als wenn er am Ziele eines langen, reichen Lebens wirklich zu einer Überzeugung gelangt wäre, in welcher er sich mit allen habitués der Börsen und Kontors zusammengefunden hätte.

Die Wanderjahre sind übrigens ein wahres Monstrum, und wie hoch auch die poetische Ausführung im einzelnen bei dem zweiten Teile des Faust stehen möge, so gibt dieses Aneinanderreihen von Mythen und Allegorien doch nichts

weniger als ein geschlossenes Dichterwerk. Die tiefen Gedanken, welche seine blinden Anbeter hineinzulegen bemüht gewesen sind, haben oft geradezu etwas Lächerliches.

Goethe ist immer in der Natur stehen geblieben, dieses war sein ihm angewiesenes und von ihm ergriffenes Gebiet. Darüber hinaus hat er weder gewollt noch gekonnt, eine andere Wahrheit als die „der fünf Sinne" ist ihm höchstens vorübergehend erschienen. Daher mußte ihm auch das Antike als das allein Gesunde erscheinen, und das Christlich-Romantische konnte er nur unter dem Begriff des Krankhaften fassen.

Schon Novalis wundert sich, mit welchen wohlfeilen ökonomischen Mitteln Wilhelm Meister einen poetischen Effekt produziere. Welchen Eindruck würden ihm die Wanderjahre gemacht haben!

Gedächtnis.

Mit der Anstrengung, die man macht, um sich eines vergessenen Wortes wieder zu erinnern, verhält es sich gerade umgekehrt wie mit dem Suchen einer verlegten Sache. Bei letzterem kennt man die Sache und sucht den Ort, wo sie liegt, bei ersterem weiß man sehr genau die äußeren Umstände, gewissermaßen den Platz, wo das Wort liegt, man kann nur die Sache selbst nicht wieder hervorrufen.

Vor einigen Tagen kam ich durch eine besondere Ideenassoziation darauf, an das Wort *dozieren* zu denken, welches im süddeutschen Geschäftsstile sonderbarerweise so gebraucht wird,

wie wir etwa das Wort nachweisen, belegen.

Ich konnte mich seiner während langer Zeit nicht entsinnen, und mein Gedächtnis mußte große Anstrengungen machen. Den Begriff kannte ich ganz genau, auch standen mir die Stellen vor der Seele, wo der württembergische Bevollmächtigte es in einem Vortrage gebraucht hatte. Aber das Wort wollte nicht kommen, und es bedurfte geraumer Zeit und vieler Mühe. Der Prozeß war folgender: Zuerst stieg in mir empor, daß es die ausländische Endung ieren habe, immer aber konnte ich durch bloßes Raten das Wort nicht treffen, ungeachtet ich alle mir einfallenden Worte an den mir bekannten Begriff hielt. Nunmehr suchte ich den Anfangsbuchstaben, ging das Alphabet durch, und als ich an D kam, war das Wort sofort da.

Eine Abart dieses Nachsuchens ist, wenn man das Richtige trifft, am Ende aber doch zweifelhaft bleibt, ob es auch wirklich so sei.

Den ganzen Prozeß möchte ich mit dem Bestreben vergleichen, das man bei dem Entziffern einer verblichenen Schrift anwendet. Zuerst erkennt man einzelne Buchstaben, hält dies mit der Form des Wortes zusammen, und nun rät man das Wort selbst.

Das Nackte.

Neulich beim Wiederlesen des Thukydides hat mich die Bemerkung sehr frappiert, daß er ausdrücklich sagt (I. 6.), die Griechen seien in ihren früheren Zuständen ebenso überall be-

kleidet gewesen wie die anderen Barbaren, und erst bei vorschreitender Kultur habe man den Körper weniger verhüllt, zuletzt auch die ganz nackten Kampfspiele eingeführt. Mich dünkt, dieses sei eine für die innere Kenntnis der höchsten Blüte der alten Welt sehr fruchtbare Angabe und es müßte von allseitiger Bedeutung sein, ihr weiter nachzugehen. Daß die altassyrische und ägyptische Zeit noch weit von der griechischen Nacktheit entfernt gewesen, zeigen die Monumente. Sonderbare Erscheinung, daß also diese Richtung der Zivilisation entgegengesetzt verfahren ist, wie alle anderen.

Theater.

Wie kann man das Schauspielwesen eine Kunst nennen, da ihm eben alle Charaktere einer solchen abgehen! Jede Kunst soll eine ideale Welt produzieren. Nun produziert der Schauspieler aber nichts, sondern seine Tätigkeit gehört durchaus nur dem Momente an und verfliegt mit diesem. Noch weniger aber ist es eine ideale Welt, die er hinstellt, sondern nur der Abdruck des realen Lebens. Die meisten verwechseln immer das Theaterwesen mit der dramatischen Poesie; letztere ist eben nur eine Form, in der sich der poetische Gedanke verkörpert, ebenso wie die lyrische und epische. Die szenische Aufführung gehört durchaus nicht zur Sache. Shakespeare würde ebensowenig aufhören ein dramatischer Dichter zu sein, wenn man seine Stücke nicht mehr aufführte, als Homer aufgehört hat

ein epischer zu sein, seitdem ihn die Rhapsoden nicht mehr vortragen.

Frauen.

Frauen sind ein sonderbares Geschlecht; oft nehmen sie mit dem geringsten vorlieb, und ebenso oft genügt ihnen das beste nicht. Selten wird ein wahrhaft ausgezeichneter Mann, wenn er nur von innen heraus sich bestimmt, eine weit tiefer stehende Frau wählen. Bei den Weibern ist dieses weit häufiger; wieviel junge Personen von wahrhaftem Geist, reinster Seele und tiefem Gefühl haben damit geendet, ihre Hand den ihnen unähnlichsten Männern zu reichen. Und nicht etwa solchen, bei denen gewaltige, aber irregeleitete Kräfte Zucht und Gebot durchbrochen hatten, wo vielleicht helles Licht neben tiefem Schatten steht. Hier begreift sich sehr gut, wie eine hochbegabte, geistig bewegte Frau es als ihre Mission erachten kann, einen solchen Vulkan zu löschen. Nein, die fadesten, geringfügigsten Subjekte, abgeschliffen, abgegriffen durch die Welt, deren üble Eigenschaften kaum durch irgend eine gute bedeckt werden.

Logik.

Oft kommt es mir vor, als wenn durch die Spaltung im 16. Jahrhundert auch die Logik sich gespalten hätte, so daß es jetzt eine katholische und eine protestantische gibt.

Sonst könnten bei Fragen und Tatsachen, die nicht der subjekten Auffassung, sondern der ob-

jektiven Erwägung ebenso bedürftig als fähig sind, die rechtschaffensten und verständigsten Menschen nicht zu den entgegengesetzten Schlüssen gelangen.

Tasso.

Die Situation des Goetheschen Tasso seiner Prinzessin gegenüber, hat etwas sehr Pikantes. Erwidert sie seine Liebe oder nicht? Die Entscheidung hierüber liegt darin, wie man sich die Betonung ihrer Antwort auf seine unverhohlene Erklärung denkt: „So sagt man sei die Tugend, sei die Liebe, die ihr verwandt ist."

Wenn sie das Wort L i e b e oder gar keins betont, so ist es eine gewöhnliche Sentenz. Legt sie den Ton hingegen auf d i e, so erwidert sie seine Liebe und gibt zugleich in Verbindung mit dem Vorhergegangenen zu erkennen, wie sie sich die Behandlung eines solchen Verhältnisses vorstellt.

Hindernisse.

Es ist mir immer als besonders charakteristisch aufgefallen, daß heutigestags nicht leicht jemand gefunden wird, dem es nicht an einem der drei Dinge fehle: Zeit, Geld oder Gesundheit. Dabei die Entschlußlosigkeit, das Unfruchtbare, das täglich wahrgenommen wird.

Die heutige Architektur.

Unsere Architektur vermag die Idee von Pracht und Würde gar nicht mehr auszudrücken.

Alles ist in der Eleganz aufgegangen, und wo ein geistvoller Baumeister wie Schinkel doch noch anderes als bloße Bequemlichkeit und Dekoration in seinen Werken ausdrücken will, fällt er auf nichts als das leere griechische Schönheitsideal. Mit den antiken Formen kann man aber nun einmal zwei Dinge nie in ihrem wahren Wesen darstellen: fürstliche Schlösser und christliche Kirchen.

Kinderschriften.

Bei den Verfassern von sogenannten Kinderbüchern waltet derselbe Irrtum vor, welchen man begeht, wenn man, um sich kleinen Kindern verständlich zu machen, im Reden ihre gebrochenen Laute nachahmt. Gerade ganz deutlich und korrekt soll man mit Kindern sprechen. Daher sind die meisten Kinderbücher so fade und auch den Kindern ungenießbar. Eine der besten Lesebeschäftigungen für Kinder sind Märchen; es ist dieses die Form, unter welcher die Poesie zu dem Kindergemüte spricht, und deshalb so wirksam, weil diese poetische Form der Kindheit der Nationen angehört.

Geiz.

Der Geiz ist eine sonderbare Erscheinung, ein Laster, das sich von allen anderen dadurch zu unterscheiden scheint, daß es nur materielle Entbehrungen statt Genüsse bereitet, so daß man sehr versucht sein kann über den dabei obwaltenden inneren Prozeß nachzuforschen. Was empfindet

der Geizige bei dem Anblick oder dem Bewußtsein seiner Reichtümer? Er hat durch sie das Gefühl einer ihm verliehenen Gewalt über die Güter der Erde; wenn er ein schönes Haus, ein Kunstwerk, einen Schmuck oder irgend etwas sonst Angenehmes sieht oder ein solches sich vorstellt, so gewährt ihm sein Reichtum das Bewußtsein, daß er alle diese Dinge besitzen könnte, wenn er nur wollte. Dieses innerliche Gefühl ist nach meiner Theorie die ideale Seite des Geizes und sein eigentlicher Reiz.

1840.

Braune und blaue Augen.

Weshalb hat noch aus der großen Schar der Liebesdichter älterer und neuerer Zeit keiner den Gegensatz der dunkeln und der hellen Augen des geliebten Gegenstandes eindringlich besungen? Helle Augen lassen hindurchschauen bis in die Tiefe der Seele hinein. Dunkle hingegen spiegeln das eigene Bild zurück. Ich dächte für die Metaphysik der Liebe wäre dies ein bedeutungsreicher Unterschied.

Zwei Bilder.

Lessings Huß vor dem Konzile im Städelschen Institute zu Frankfurt bildet einen vollkommenen Gegensatz zu dem Overbeckschen Bilde an demselben Orte. Während letzteres schildert, wie die Kirche die Kunst gehegt und gepflegt, stattet in erstem die Kunst der Kirche ihren Dank dafür ab.

Gesetz und Gewalt.

Es ist eine ganz vortreffliche Bemerkung, die Urquhart in seinem Geist des Orients macht: „Ein Europäer wird in der Türkei das Eigentum für ungesichert halten gegen Gewalt; ein Türke muß in England das Eigentum für ungesichert halten gegen das Gesetz.“ In diesem inhaltsschweren Gegensatze zwischen Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit liegt das ganze Rätsel der politischen Wirren unserer Zeit. Ehe hierüber nicht Klarheit in die Köpfe der größeren Zahl kommt, wird es völlig unmöglich bleiben, sich zu verständigen.

Napoleonische Zeit.

Ein mächtiger Hebel, der in den kritischen Zeiten der letzten zehn Jahre noch gar nicht genügend in Bewegung gesetzt worden, ist die Erinnerung an die napoleonische Unterjochung und der Haß gegen den französischen Übermut, der selbst in der überwiegenden Masse unserer Unzufriedenen vorwaltet. Da die Regierungen oder vielmehr diejenigen, welche ihr Zügel führen, oft genug stumpfsinnig und feige vor jedem Wehen des Geistes zagen und nur rein negative Mittel kennen: Polizei, Spionerie, höchstens Diplomatie und Soldaten, so haben sie auch nie die guten Geister zu entfesseln gewußt. Und gleichwohl ist dieses in dem zerrissenen, unterminierten Zustande der deutschen Lande noch eine von den wenigen Banden des Zusammenhangs. Was könnte nicht allein schon eine Reihe von Schriften hier wirken, die vor unseren Augen vorbei-

führten, was Frankreich an uns getan seit einem Jahrhundert: Ludwig XIV., seine Reunionen und systematischen Verwüstungen — die ersten Revolutionskriege, Mainz, das linke Rheinufer — vor allen aber Napoleon. Eine wahrhaft eingreifende Darstellung seiner Herrschaft, kritisch, streng wahrhaft, überall auf den eigentlichen Geist seiner Erscheinung hindeutend, wäre ganz unschätzbar. K. A. Menzel wäre hierzu ganz der Mann, und jetzt, wo man dieses Idol nicht bloß in Frankreich, sondern auch bei unseren entarteten Söhnen wieder aufzurichten bemüht ist, wäre die rechte Zeit.

Solche Bücher müßten in allen Formen erscheinen, von der umfassendsten gelehrten Arbeit an bis zum Volks- und Schulbuch. Warum regt man hierzu nicht Leo, Görres und so manche andere an, denen die Gabe der Rede verliehen ist?

Die Teile und das Ganze in der Architektur.

Es ist kein übler Vergleichungsmoment bei der antiken und mittelalterigen Bauweise, der aus dem Verhältnis der Teile zum Ganzen hergenommen werden kann. Das heidnische Religionswesen, besonders wie es im griechisch-römischen Polytheismus erscheint, ist ein bloßes Nebeneinanderstellen von vergötterten Naturkräften, mythischen Personen, sittlichen Lehren und heiligen Gebräuchen. Ein organischer Zusammenhang, ein gegenseitiges Durchdringen und Bedingen dieser Lehren ist nirgends vorhanden; es kommt ein Gott mehr hinzu, ein anderer

scheidet aus der Verehrung aus, ohne daß hierdurch das Ganze gestört wird. Nicht so mit dem christlichen Glauben. Die Grunddogmen sind notwendige, unabweisliche Folgerungen aus bestimmten Vordersätzen: Urzustand, Fall, Erlösung, Rechtfertigung, Gericht, Himmel und Hölle bilden ein untereinander mit solcher Notwendigkeit verbundenes System, daß das Ganze unhaltbar wäre, wenn einer dieser Punkte fiele.

Ist es nicht dasselbe mit der konstruktiven Seite beider Bauarten? Ein griechischer Tempel ist eine bloße Vervielfältigung gewisser Elemente, die man ausdehnen oder beschränken kann, ohne damit die Bedingungen seiner Existenz anzutasten. Ja, wenn eine Säule stürzt, so fällt eben weiter nichts nach, als die Teile, welche unmittelbar von ihr getragen werden. Man denke dagegen an die Verkettung der Bezüge in einem gotischen Bauwerke, wo alles sich gegenseitig spannt, trägt, stützt. Wird hier ein wesentlicher Teil zerstört, so stürzt das ganze Gebäude.

1844.

Musikalische Kritik*.

Mein Gegner verhehlt sich wohl nicht, daß der

* Mehrere unter den in diese Blätter aufgenommenen Fragmenten über Musik, waren früher in die Gaßner'sche musikalische Zeitschrift übergegangen. Sie fanden dort einen Gegner, welcher nicht ohne Grund sich über manche Schroffheiten und Übertreibungen beklagte, aber auch in der Grundanschauung abwich. Hiergegen sind die Bemerkungen gerichtet, welche in dem Jahrgange 1844 jener Zeitschrift erschienen und in dem obigen Fragmente wiedergegeben sind.

oberste Punkt unserer Differenz auf ein Gebiet fällt, das über das musikalische, ja über das kunsthistorische überhaupt hinausliegt. Daher erwartet er sicher nicht, daß ich seinen Gegensatz zwischen Christlichem und Kirchlichem hier weiter erörtere, und ihm etwa zu zeigen versuche, daß Christentum und Kirche sich zueinander wie Wahrheit und Wirklichkeit verhalten, daher in der Welt der Erscheinung notwendige Korrelata sind. Er fühlt ohne Zweifel, daß von diesem meinem Standpunkte aus, die „unsichtbare Kirche" mir als ein Widerspruch im Begriffe, jedenfalls aber als eines konkreten Verhältnisses zu der Kunst nicht fähig erscheinen muß. Die Verschiedenheit unserer Grundansicht in dieser höchsten Region werden wir daher in Liebe zu tragen haben.

Ich habe nur noch ein Wort im allgemeinen über die Stelle anzuführen, welche diese Andeutungen überhaupt einnehmen. Ansichten, die in Inhalt und Form schroff auftreten, haben jederzeit das große Bedenken gegen sich, aus der Neigung zum Auffallenden, Ungewöhnlichen hervorgegangen zu sein. Eben hiervon weiß ich mich im vorliegenden Falle völlig frei. Was in jenen Äußerungen übertrieben oder ungerecht genannt werden kann, ist es nur dem herrschenden musikalischen Geschmacke gegenüber. Mein Gegner gehört gewiß nicht zu denen, welche, einen ewigen Inhalt und dessen adäquaten Ausdruck in der Kunst leugnend, dem vorübergehenden, wenn auch noch so siegreichen „Geiste" einer Zeit, die Berechtigung zugestehen, als Maßstab für das wahre Schöne zu gelten. Er wird mir bereitwil-

lig zugestehen, daß ganze Kunsttätigkeiten in bestimmten Epochen dergestalt ausarten oder versinken können, daß selbst die Erinnerung an das Bessere verloren scheint. Ja er wird vielleicht mit mir darin übereinstimmen, daß das 18. Jahrhundert eine solche Epoche fast für alle geistige Tätigkeiten darstelle, daß in einer Zeit, wo Mignard ernstlich mit Raffael zusammengestellt wurde, wo Gottsched die deutsche Poesie regierte, wo Voltaire den Hamlet als das Werk eines betrunkenen Wilden bezeichnen konnte, wo die Enzyklopädisten für Philosophen galten, wo die begeisterten Schöpfungen der romanischen und gotischen Architektur als Ausgeburten geschmackloser Verbildung angesehen wurden — ich sage, daß in einer solchen Zeit der eben lebenden Generation ziemlich alle Erkenntnis der Poesie, Malerei, Skulptur, Architektur verloren gegangen war. Nun denn, meine Überzeugung geht darauf hinaus, daß auch die Musik ungefähr um dieselbe Zeit, die Mitte des 18. Jahrhunderts, diese Entartung an sich erlebt hat, und daß sie gleichermaßen einer Restauration, einer Wiedererweckung bedürfe. Sowie die Poesie sich an Dante, Calderon, Shakespeare wieder entzündet hat, sowie die Malerei sich wieder von den alten großen Italienern, Deutschen und Flamländern durchdringen lassen mußte, sowie die Architektur und Skulptur an einem ernsten Studium des wahren Geistes der Antike, ebenso wie an dem Hinblick auf die großen Werke des Mittelalters zu einem neuen Leben erwachten, so wird auch die Musik sich aus den Banden des 18. Jahrhunderts her-

auszureißen haben, um ihrer ewigen Bestimmung wieder eingedenk zu werden. Diese Banden sind die Sinnlichkeit und der dürre Verstand, dieselben, die auf andern Gebieten als Materialismus und Rationalismus auftreten, beide viel verwandter als man anzunehmen pflegt.

Wohin hierbei zu blicken sei, dieses versuchten jene Fragmente, freilich nur oberflächlich anzudeuten. Sie haben sich wohl nicht gegen den Mißverstand zu verwahren, als ob ihnen die Anerkennung des Talents, ja des Genies fremd sei, wenn sie dessen Anwendung mißbilligen. Wieviel Belgier und Italiener des 16. Jahrhunderts haben auf dem richtigsten Wege der kirchlichen Musik nur sehr mittelmäßiges geleistet, wieviel Kontrapunktisten des 17. Jahrhunderts nur sehr dürre Werke hinterlassen. Umgekehrt ist das unendliche Talent Mozarts darum nicht einen Augenblick geleugnet, wenn man der Überzeugung Raum gibt, daß er auf einem irrigen, der wahren Musik gefahrdrohenden Wege Großes geleistet habe, ja wenn man hinzufügt, daß eben seine eminenten Gaben denselben Abweg allgemein empfohlen haben, auf welchen dann geringere Komponisten täglich solche Produkte liefern, über deren niedrige Bedeutung wenig Zwiespalt ist.

Nirgend mehr als in der Kunst gibt die Dauer das Kriterium der Wahrheit; nicht das, in welchem eine Zeit den kongruenten Ausdruck ihres Gedankens findet, geht auf die Nachwelt über, eben weil es ein zufälliges ist.

Darum wird auch die Musik noch zu dem Bewußtsein ihres eigenen Wertes wieder gelangen

und ihren Läuterungsprozeß durchmachen. Was jetzt Paradoxie scheint, kann in einem Menschenalter vielleicht dergestalt Gemeingut werden, daß die Wiederholung jener Paradoxen zur Trivialität würde.

Der chinesische Krieg.

Die neuesten Untersuchungen (Gützlaff) bestätigen, was oft behauptet und ebensooft bestritten worden, daß das chinesische Reich wirklich mehr als 300 Millionen Bewohner hat. Ziemlich ein Dritteil der gesamten Menschheit gehorcht dem Himmelssohne!

Und dabei mache ich mich anheischig, unwiderleglich darzutun, daß die Kräfte zu Land und zur See, welche England angewendet hat, um dieses Weltreich zu besiegen und in einem ungerechten Kriege zum schimpflichen Frieden zu zwingen, nicht hingereicht hätten, um Mecklenburg zu überwältigen. Man würde dessen Seestädte zerstört und verwüstende Landungszüge ausgeführt haben; an ein Vorschreiten bis zu dem Punkte, daß die Existenz des Großherzogtums dauernd bedroht worden wäre, war aber nicht zu denken. Die Kontingente von Schwerin und Strelitz, verbunden mit der Landesbewaffnung, hätten hingereicht, um die weitere Invasion zurückzuweisen, vielleicht den eindringenden halb indischen, halb europäischen Haufen zu vernichten, sicher aber sein wirkliches Festsetzen unmöglich zu machen.

Welch ein Stoff zur Betrachtung und Vergleichung!

1845.

Disziplin.

Eine nie genug zu würdigende Bedeutung übt die Disziplin dadurch aus, daß sie eine Vielheit von Menschen in einen gemeinsamen, wenn auch außerhalb stehenden Willen vereinigt. In einer geordneten Truppe von 1000 Mann hat jeder Einzelne das Bewußtsein, daß die Gemeinschaft eine untrennbare sei, daß alles, was ihm begegne, auf die 999 übrigen gleichmäßig angehe. Er fühlt daher, daß er die Angriffs- und Verteidigungskraft von 1000 Menschen in sich vereinigt und benimmt sich auch ganz nach dieser Empfindung. Man stelle dieser geschlossenen Truppe einen undisziplinierten Haufen von 1000 gegenüber. In diesem kann jeder Einzelne kein anderes Bewußtsein haben, als daß er eben ein Einzelner sei und auf keine andere Kraft vertrauen dürfe, als die er selbst besitzt. Wie viele andere neben ihm sich in derselben Lage befinden, dies kann ihm durchaus kein Gefühl eines realen Zuwachses an Kraft verschaffen. Die Zahl ist daher für seine Empfindung ziemlich gleichgültig, er kann sich nie der Überzeugung erwehren, daß er für seine Person sich mit 1000 Mann schlagen solle.

Daher die wunderähnliche Wirkung einer geschlossenen Truppe.

Eisenbahnen.

Die Eisenbahnen werden gewöhnlich nur unter dem Gesichtspunkt erwogen, daß sie die Geschwindigkeit der Transporte erhöhen und deren

Lastenbewegung erleichtern. In beider Beziehung bieten sie freilich enorme Vorteile dar.

Man erwäge aber ferner, daß von dem Augenblick an, wo zwischen zwei Orten eine Eisenbahn gezogen ist, auch alle andere Kommunikation zwischen beiden faktisch aufhört.

Hieraus erwächst, daß alle Wahlfreiheit aufgehoben ist:

1. Hinsichtlich des Momentes der Abreise; man muß sich an die festgestellten Stunden binden.
2. Hinsichtlich des Weges; man konnte sonst in der Regel auf mehr als einem Wege die Reise machen, Abwechselung suchen.
3. Hinsichtlich der Geschwindigkeit; man konnte sonst langsamer oder schneller reisen, je nachdem man es wünschte und bedurfte.
4. Hinsichtlich der Art der Reise; man konnte sonst gehen, reiten fahren auf zehn verschiedene Weisen, jetzt immer nur in derselben Manier.
5. Hinsichtlich der Gesellschaft; man suchte sonst die Reisegesellschaft wie man wollte, jetzt wird man unwandelbar an diejenigen gebunden, die man findet.

Die Eisenbahnen vernichten also das eigentliche Reisen, das nicht bloß das Erreichen eines bestimmtes Zieles, sondern den Weg selbst zum Zwecke hatte. Und auch die bloße Zurücklegung dieses Weges verwandelt sich aus einem freien Akt in eine sklavische Leistung. Man hört für die Dauer eines solchen Transports auf, Person zu sein und wird Sache, Frachtgut.

Landschaften.

Wenn jemand auch in größter Vollkommenheit eine Handschrift abschreibt, die einer Sprache angehört, welche ihm fremd ist, so fällt die Kopie allemal steif, gezwungen und dürftig aus. Man erkennt sofort, daß der Abschreiber den Sinn der Züge, die er peinlich nachmalte, nicht zu deuten wußte. Diese Wahrnehmung ist es aber auch, die bei vielen Bildern unserer heutigen Landschaftsmaler entgegentritt; es sind fleißige und treue Abschriften eines in fremder Sprache geschriebenen Originals.

Die Gipfel in der Kunst.

Sicher bezeichnen die großen Meister des 16. Jahrhunderts wirkliche Gipfel der Kunst, aber von dem Gipfel führt der Weg abwärts. Der Geist, die Idee des Kunstwerkes verlor, was die Schönheit der Form gewann.

1846.

Eigene Bücher.

Die Empfindung, mit der man in einem selbstgeschriebenen Buche liest, hat eine innerliche Ähnlichkeit mit der, wenn man sich in einem Spiegel besieht. Es ist eine wirkliche Bespiegelung. Daher das innige, gewissermaßen bange Interesse an dem entgegenschauenden Bilde, das Streben, daß es gut aussehen möge, das bis zu Grimassen führen kann, obgleich diese weder dem Spiegelbilde noch dem gedruckten Buche etwas weiteres helfen können. Die vorrückenden Jahre

mindern freilich diese Reizbarkeit sowohl dem Spiegel als den eigenen Büchern gegenüber!

Zur Philosophie der Geschichte.

Wie ist im großen und ganzen das Leben der Menschheit anzusehen? Für die Zeit vor Christus kann der „Plan" Gottes mit dem Menschengeschlechte deutlich genug erkannt und nachgewiesen werden, weil diese Zeit abgeschlossen hinter uns liegt. Da die Erscheinung Gottes im Fleische der Mittelpunkt der Menschengeschichte ist, so läßt sich das Leben der vorchristlichen Menschheit, wie schon Tholuck angedeutet hat, nur als Vorbereitung auf Christum fassen. — Es gibt aber hier wie überall zwei Formen der Vorbereitung: die positive, deren Weg unmittelbar auf das Ziel gerichtet ist, und die negative, welche darzutun hat, daß auf keinem andern Wege zum Ziele zu gelangen sei.

Zu der positiven war das Volk der Juden, „das Volk Gottes", bestimmt, sowie dies auch zu allen Zeiten anerkannt und schriftmäßig beglaubigt ist.

Nicht so einfach können die negativen Vorbereitungen nachgewiesen werden. Die drei großen Felder der menschlichen Tätigkeit, solange sie eine irdische bleibt, sind: die Natur, die Wissenschaft und Kunst, der Staat. Hieraus erwachsen drei große Lebensformen, deren jede das Erfassen und die Verwirklichung einer dieser Seiten des irdischen Daseins zum wesentlichen Gegenstande hat. Diese drei Gestalten werden in der alten Welt durch die orientalischen Völ-

ker, durch das Griechische und durch das Römische dargestellt. Ihre welthistorische Aufgabe war darzutun, daß weder das Naturleben, noch das Kunstleben, noch das Staatsleben das Bedürfnis der Menschheit zu befriedigen vermag.

Als jede dieser Formen ihre höchste Blüte entfaltet hatte und als ungenügend erfunden war, die Frucht zu erzeugen, die der Menschengeist zu seiner Nahrung bedarf, da war der Kreis der negativen Vorbereitungen durchlaufen; der Erlöser aus den Banden der Sehnsucht erschien und gab sich selbst zur Nahrung.

Nicht so einfach verhält es sich mit der Zeit nach Christus, die noch im Werden ist. Wir wissen nur, daß es die Aufgabe der Menschheit ist, für das Reich, das Er begründet, für das Gottesreich, die adäquate Form im Gesamtleben zu realisieren. Diese Aufgabe ist erst dann erfüllt, wenn der Staat die Synthese der beiden höchsten Gegensätze: der Freiheit und des Gehorsams verwirklicht hat, wenn das politische Leben der Menschheit in dem freiwilligen Gehorsam wurzelt. Durch welche Formen sich aber der Staat doch durchzuarbeiten haben wird, was in jeder derselben dem Schein oder dem Wesen angehört, was daher dauern oder vorübergehen wird, das kann kein sterbliches Auge vorhersehen.

1847.

Vergangenheit und Gegenwart.

Es spricht die Wala: die Esche Ygdrasil (die Zeit) würde aus ihren Wurzeln nicht hinreichende Lebenskraft ziehen, denn diese werden

von dem alten Drachen immer mehr aufgezehrt. Allein jeden Tag begießen die Nornen ihre Zweige mit dem Wasser aus dem Borne der Urda (der Vorzeit), und darum bleibt der Baum immer grün und daher kommt der Tau, der in die Täler fällt. — In dieser tiefsinnigen Mythe ist eine Weisheit enthalten, die über alle Zeiten hinausreicht. Nur dann, wenn der Baum des Lebens mit dem Tau der Vergangenheit befeuchtet bleibt, kann er grünen trotz der Schäden, die an ihm nagen.

Die Aussicht.

Odin muß um scharf zu sehen die Hälfte seines Gesichtes weggeben in Mimers Brunnen. Dann sieht er freilich weit, doch nur die Hälfte des Gegenwärtigen. Die Unschuld der alten Zeit ist aber mehr wert als diese Weisheit, die er mit dem Verlust eines Auges erkaufte.

Fühlbare Wirkungen.

Es kommt zuletzt doch nur auf die fühlbaren Wirkungen an, denn streng mathematisch genommen muß schon ein Sandkorn, das ich irgend wohin werfe, das ganze System der Gravitation der Weltkörper ändern. Aber niemand wird es gewahr.

1848.

Natur und Kunst.

Über das Verhältnis der Natur zu der Kunst sind zu allen Zeiten große Irrtümer verbreitet

gewesen, am meisten unter den Künstlern selbst. Ich möchte hier nach Dursch und Mager, so verschieden auch wiederum die Auffassungen dieser beiden Ästhetiker sind, folgende Grundzüge zusammenstellen.

Es tritt auf diese Gebiete gewissermaßen eine Stufenfolge des Irrtums entgegen, deren unterste die gewöhnliche Forderung an den Künstler ist: Ahme die Natur nach!

Zunächst kommt es auf eine richtige Auffassung der Grundbegriffe an. Die Natur ist die Mannigfaltigkeit des Lebens, das nur dadurch zur Erscheinung gelangt, daß der ewige Begriff, die Idee, in einen Organismus eingeht und diesen zu seiner Erscheinung macht. Daher kann die Kunst nur in dem Sinne die Natur nachahmen, daß auch sie die Idee ganz in der Form aufgehen läßt. Die Nachahmung der Natur besteht nicht in dem äußeren Nachbilden der Naturgegenstände, sondern in der Nacheiferung der das bestimmte Leben schaffenden Naturkraft. Da die wahre Kunst sich zum Ziele setzt, ewige Ideen, rein Geistiges zu verkörpern, so kann sie in der Natur keinen schon fertigen Gegenstand finden, den sie nur nachbilden dürfte. Die Natur bleibt bei ihren Typen und Formen und kann sich nicht mit Bewußtsein und Freiheit darüber erheben; der Geist des Menschen hingegen trägt in sich übersinnliche Gedanken, die noch nirgends einen bleibenden Ausdruck gefunden haben.

Der Künstler soll in voller Freiheit nach denselben Bildungsgesetzen seine Gestalten schaffen wie die Natur, er ist ein wirklicher Verehrer der

Schöpfung. Das Kunstschöne geht von dem Menschen an aufwärts, das Naturschöne dagegen abwärts; die Kunst baut auf das Naturschöne das Kunstschöne. Letzteres ist daher zu betrachten als eine Fortsetzung des Naturschönen und als eine Vervollständigung des Weltschönen, die Gott dem Menschen überlassen hat. Es ist die Leiter, auf welcher der Mensch über sich selbst hinaussteigt.

Wenn die rohe Nachahmung der Natur allerdings nur eine niedere Stufe der Kunstregeln bezeichnet, so glaubt man sich auf eine höhere durch die Forderung zu erheben: *Ahme die schöne Natur nach!* Darauf laufen ungefähr die Theorien von Batteux und ähnlichen Ästhetikern hinaus. Diese Auffassung ist jedoch sogar doppelt irrig. In dem Komplex aller Lebensformen ist jedes in seiner Art und seiner Stelle schön. Jedes Wesen in der Natur ist ganz das, was es seinem Begriffe nach sein kann und soll.

Die letzte Stufe der irrigen Forderungen bildet die seit Winckelmann so oft gehörte Regel: *Verschönere, idealisiere die Natur!* An die Stelle der Naturnachahmung tritt dann die Nachahmung der Werke des Altertums. Dieser Standpunkt ist ganz ebenso falsch. Der Jupiter des Phidias ist nicht Nachahmung der Natur, sondern freie Geistesschöpfung vermittelst des sinnlichen Stoffes, sowie in der Natur jede Seele einen individuellen Leib erhält. Die Statue ist ideal, eben weil sie nicht die verschönerte Wirklichkeit eines menschlichen Leibes ist, sondern von dem Geiste des Künstlers frei geschaffen, orga-

nisch gestaltet und von der Idee beseelt wurde. Die Natur ist schön und vollkommen in ihrer Art, wollte man sie verschönern, so würde man sie unnatürlich machen, also verunstalten.

Und wenn es auch für den antiken Künstler, der das Göttliche nur in der Natur erkannte, einen gewissen Sinn gehabt hätte, die Natur zu idealisieren, so tritt für den christlichen genau die umgekehrte Forderung ein. Er soll die Idee naturalisieren. Die antike Kunst vergeistigte das Sinnliche, die christliche Kunst versinnlicht das Geistige.

Die bildende Kunst löset daher erst dann ihre höchste Aufgabe, wenn sie als eine eigentümliche Weise auftritt, um das Göttliche, die tiefsten Interessen der Menschheit, die umfassendsten Wahrheiten des Geistes auszusprechen. Wenn aber auch die Kunst im Kultus ihren vollsten Inhalt und ihre höchste Aufgabe findet, so ist damit nicht gesagt, als müsse sie schlechterdings nur die höchste Idee, Gott, und nur diese darstellen. Sie kann und darf auch irgend e i n e Idee, einen einzelnen Gedanken des Geistes aussprechen, wodurch nicht ausgeschlossen ist, daß in jedem wiederum die höchste Idee durchscheint.

Das Schöne ist, wie Hegel sich ausdrückte, das sinnliche Erscheinen der Idee, die Idee in begrenzter Erscheinung. Schon Plato sagt von der Schönheit: sie sei die ursprüngliche Idee der Dinge in Gott. Inhalt und Form gehören in der Kunst zusammen; der Inhalt gibt sich selbst die Form, bedingt sie; die Form ist nichts Äußerliches, Willkürliches, sie muß dem Inhalt entsprechen. Die Form ist die Erscheinung, der Inhalt

das Wesen; das Wesen aber m u ß erscheinen. In der Idee, dem Inhalte, dem Wesen darf nichts sein, was nicht sinnlich erschiene; in der Form, der Erscheinung, nichts, was nicht Ausdruck der Idee, des Wesens wäre. Das ist der Begriff des Kunstwerkes.

Polyhistorie.

Das Studium und der Gedanke sind eine Sache der Notwendigkeit, keineswegs der Eitelkeit; manche befinden sich unwohl, wenn sie ihren Geist fasten lassen. Wenn dies allgemeiner verstanden würde, so fiele unnütze Gereiztheit und liebloſe Beurteilung oft von selbst weg. O ja, es gibt ein Vielwissen aus Eitelkeit, aber auch eins, das aus dem Bedürfnis und der geistigen Zusammensetzung des Individuums hervorgeht, aus der tiefen Überzeugung, daß alles Wissen doch nur aus einem und demselben Quelle entspringt, und zu ein und demselben zurückführt. Das ist das Hungern und Dürsten nach dem Erkennen, das mit dem Glauben nicht im Widerspruche steht.

1849.

Die deutsche Sprache.

Zwei Betrachtungen haben mich neuerdings frappiert, beide ebenso naheliegend als richtig.

Neumann sagt in einem Aufsatze über China, die orientalischen Studien seien in Europa auf den Punkt gekommen, daß in Zukunft ein Chinese, ein Hindu, ein Kopte, der sich über Ge-

schichte, Religion, Sprache, Literatur seiner Nation gründlich unterrichten wolle, die Mittel dazu in Europa suchen müsse.

Als Ergänzung tritt hierzu Goethes Wort, daß bei der Tiefe und Vollkommenheit, mit welcher die großen Werke aller Literaturen des Abend- und Morgenlandes ins Deutsche übertragen werden, es dahin kommen müsse, daß alle europäischen Gelehrten die deutsche Sprache erlernten, bloß um durch diese Vermittelung mit der Gesamtliteratur in Verbindung zu treten.

Ja, so ist es, das Christentum und die germanische Nationalität, dieses sind die beiden Kräfte, durch welche die Oberherrlichkeit auf dem Gebiete des Geistes errungen worden ist.

1850.

Die Ursprache.

Aus manchen Gesprächen mit dem verstorbenen Goulianoff, diesem sonderbarsten aller Sprachforscher, ist mir seine Hypothese, die er, soviel ich weiß, nirgends schriftlich niedergelegt, genügend deutlich geworden.

Er ging davon aus, daß in der Ursprache des Menschengeschlechts jedes Stammwort gewissermaßen eine ganze Familie von verwandten Begriffen bezeichnet habe. Bei der Zerteilung der Sprachen nun seien diese Stammworte in die einzelnen Sprachzweige mit übergegangen, in jeder dieser Sprachen aber auf eine besondere und andere Gattung der Hauptfamilie übergetragen worden, die durch das Wort in der Ursprache bezeichnet wurde.

Beispiele genug bieten sich für diese Hypothese dar.

Ein gewisses Stammwort hat also in der Ursprache den Begriff großes Insekt bezeichnet. Dieses Wort ist in den Einzelsprachen auf verschiedene Gattungen jenes Begriffes übertragen worden. So *καραβος*, Käfer, bei den Griechen; crabro, Hornisse, bei den Lateinern; Krabbe, Krebs, bei den Germanen.

Weitere Beispiele:

Großes Tier: Gamal, hebräisch Kameel, — Kaleb, arabisch Hund, — Caballus, Pferd — Kalb.

Großes Tier: Aluph, hebräisch Ochse, — *ἐλέφας*, Elefant, — Olfend, althochdeutsch Kameel.

Mittleres Tier: Elain, arabisch Hirschkalb, — Jelen, slavisch Hirsch, — Ilc, angelsächsisch Stachelschwein — Elentier.

Mittleres Tier: *ἴννας*, wilde Ziege, — Hinnus, Maultier — Hinde, Reh — Hund.

Vogel: Heigir, althochdeutsch Eisvogel, — Hehera, Dohle, — Higero, angelsächsisch Specht, Häger, schwedisch Reiher, — Héron, Reiher — Häher.

Vogel: Anser statt hanser, lateinisch Gans, — Hanni, finnisch Gans, — Cane, Canard, — Ente — Hahn.

Baum, und zwar meist als immergrüner Baum: Aeb, hebräisch das Grüne, — Evo, angelsächsisch Esche, — Iva, spanisch Zypresse, — Abies, lateinisch Tanne — Eibe (Taxus) — Eibisch — Efeu.

Diese Spur verdiente wohl, daß man ihr weiter nachginge, sie bestätigte oder beseitigte.

Einen ganz andern Weg schlägt Dittmar (Geschichte der Welt) ein, indem er in dem Auseinandergehen der Sprachen gewissermaßen eine Entziehung der Uranschauungen, die in der Spracheinheit lagen, erblickt. Hiernach würde also die jetzige Benennung der gleichen Begriffe auf verschiedenen Grundanschauungen beruhen. Für manche höchste Begriffe liegt in einer solchen Voraussetzung allerdings viel Wahrscheinlichkeit, so bezeichnet z. B. der Deutsche die Wahrheit als das Dauernde (von Waran, sein, aus derselben Wurzel entspringt veritas). Der Grieche nennt sie das Nichtverborgene, Nichtvergeßliche, (*ἀλήθεια*), der Hebräer das Nichtsterbende (Aemaeth).

Die Wahrheitszeugen.

In Zeiten, wo das wahre Wesen der Presse wieder zu allgemeinerem Bewußtsein gekommen, wo große Dichter es an sich selbst erwiesen, scharfblickende Kritiker und gründliche Literaturhistoriker es lehrend erläutern, in solchen Zeiten findet man gewöhnlich, daß das richtige Urteil sich von selbst verstehe, und begreift kaum ein anderes. Wer heutigestags nicht einsieht, daß Dante und Shakespeare, Calderon und Camoens, Cervantes und Petrarca diejenigen sind, in welchen die Poesie Fleisch geworden, ebenso wie in Homer vor ihnen und in Goethe nach ihnen, den wird man bedauern, aber zugleich als völlig unfähig erklären, hierin eine Stimme zu führen.

So war es aber nicht zu allen Zeiten; wohl ist die Poesie wie die Kunst ein Ewiges, Unvergängliches, aber es hat ganze Epochen gegeben, wo das Verständnis dafür in dem eben lebenden Geschlechte völlig verdunkelt, wenn nicht erloschen schien. Und zwar nicht bloß bei einem Zurücksinken der Kultur in rohere Zustände ist diese Erscheinung hervorgetreten, sondern noch auffallender in den Zeiten, wo das Geschlecht von einer einseitigen Entwickelung bloßer Verstandestätigkeiten getäuscht, sich in dem Gefühle hoher Vervollkommnung wiegte. Die Mitte des 18. Jahrhunderts ist eine solche Epoche; kaum hat je der Verstand höher und der Geist niedriger gestanden als damals. Daher kann ich nicht genug die einzelnen Wahrheitszeugen bewundern, die in einer solchen Flut sich aufrecht hielten und ihre einsame Stimme erhoben inmitten der allgemeinen Verkommenheit.

Ein solcher ist Claudius, ein Prediger in der Wüste. Wohl hatte Lessing vor ihm, und Herder dicht nach ihm darauf hingewiesen, was Poesie sei und wo ihr Strom fließe. Und doch gab es unter hundert „Gebildeten“ in Deutschland vielleicht zwei, die den Namen Shakespeare kannten, und unter diesen noch nicht einen, den eine Ahnung beschlich, was er in der Geschichte des Menschengeistes bedeute. Aber keiner unter jenen Hundert wäre aufzufinden gewesen, der nicht Voltaire gekannt, und wie viele, die das Urteil des größten Mannes jenes Jahrhunderts mitunterschrieben hätten, welcher bekanntlich die Henriade über die Iliade setzte! — Das nun war der Augenblick, wo Claudius unumwunden in die

Welt hinaussprach: „Der eine ist, was der andere scheint; Voltaire sagt: ich weine, und Shakespeare weint.“ Zugleich ein ganzes Lehrgebäude der Ästhetik, und wahrlich eins der tiefsten und höchsten!

Zu diesem hat sich auch Claudius als Dichter bekannt, und seine kleinen Zeilen voll „heiligen Humors“ sind Gedichte.

Ebenso vereinzelt steht zwischen den Modedichtern des gesunkenen Italiens, zwischen Goldoni und Metastasio, der einsame C. Gozzi, eine Poetengestalt, die auch heutigestags noch lange nicht nach ihrer wahren Bedeutung gewürdiget worden. Der seichten Enzyklopädistenaufklärung, ebenso wie der kläglichen Reimerei seiner Zeitgenossen warf er die wilde Glut seiner phantastischen Gebilde ins Angesicht. Ein halbes Jahrhundert mußte verstreichen, ehe die romantische Schule, insbesondere Tieck, den Kampf da aufnahm, wo Gozzi ihn hingewiesen.

Ja ich zähle zu diesen einsamen Zeugen für die wahre Poesie auch Cazotte. Allerdings ist hier ein Zusammenhang erkennbar mit der gleichzeitigen Vertiefung einiger Geister in Frankreich, die sich aus dem trostlosesten Zustande des religiösen Lebens in die subjektive Mystik flüchteten. Aber der diable amoureux ist doch nicht aus S. Martins Spekulation geflossen, sondern aus dem eigentlichen Quell der Poesie.

Ich habe für Deutschland, Italien und Frankreich diese drei Namen herausgegriffen unter denen, die gegen den Strom geschwommen, es wäre aber lehrreich und dankbar genug die

innere und äußere Geschichte solcher alleinstehender Geister überhaupt zu verfolgen.

1851.

Angriffe und Schmähungen.

Seit mehreren Jahren hat sich auch in meinem literarischen Leben eine Flut von Angriffen gegen mich ergossen, wie sie wohl selten einem einzelnen Menschen zuteil werden. Die Troßbuben der Demokraten haben sich erhoben im Bunde mit den Marktweibern der Reaktion, ja auch von den verlorenen Söhnen aus ehrenwerteren Häusern ist reichlicher Geifer vergossen worden. Ich kann und will mich nicht auf solche Raufereien einlassen; ich habe fechten gelernt, aber nicht Kot werfen. Mit jener Gattung von Wortführern will ich nicht verkehren, weder im guten noch im üblen.

Aber es gibt doch noch einen andern Standpunkt der Betrachtung hierbei. Wenn ich diese Schmähungen, Anklagen und Verdächtigungen aufmerksam prüfe, so habe ich mir sagen müssen, daß stets etwas Wahres darin enthalten sei. Und zwar nicht bloß in der allgemeinen Beziehung, daß jede Züchtigung verdient und heilsam ist, sondern auch in ganz positiver und konkreter Weise. Diese Erwägung, die bei aufrichtiger Gewissenserforschung nie ausbleibt, ist es, die allein schon abhalten muß, den Urhebern solcher rastlosen Beschuldigungen eine gehässige Empfindung zu bewahren. Jam satis, sollst du rufen, wenn dir Lob zuteil wird, plus ultra, wenn der Tadel dich trifft!

Geistliches und Geistiges in der religiösen Literatur.

Geistlich und geistig, beides sind Bedingungen für den gedeihlichen Zustand einer religiösen Genossenschaft, dieses Wort hier im weitesten Sinne genommen. Beide entspringen aus dem Geiste, aber die eine drückt die Verwirklichung des Geistes: seine Objektivierung, aus, die andere hingegen seine individualisirende Tätigkeit: seine Subjektivierung. Daher gehen auch beide keineswegs immer zusammen; die russische Kirche ist geistlich in nicht geringer Vollständigkeit ausgeprägt, und dabei mangelt doch das geistige Element in unglaublichem Maße. Manche kleine Sekte, wie z. B. die Brüder des gemeinsamen Lebens, war fast gestaltlos, oder zu einer bloß schimärischen Kirche vereinigt, wie etwa die Irvingianer, und dennoch waltet ein hohes geistiges Element in ihr. Die Durchdringung beider Lebensäußerungen ist eben die höchste Aufgabe.

1852.

Naturnachahmung.

Ich kann selbst die Art, wie die moderne Kunst die Natur studiert und nachbildet, nur als eine tief untergeordnete verstehen. Es ist als wenn ein Kammermädchen sie beim Auskleiden belauscht habe und nun mit pfiffigem Gesichte von dem Erspäheten Gebrauch mache, ohne alles tiefere Eindringen in die Bedeutung der Form und des Wesens des dargestellten Gegenstandes.

Die Gruppe von Paneas.

Eusebius erzählt VII. 18., daß er in der Stadt Paneas in Galiläa mit eigenen Augen eine statuarische Gruppe gesehen habe, welche die blutflüssige Frau, die nach Matth. 9, 20—22 durch den Erlöser Heilung fand, habe errichten lassen. Er beschreibt das Kunstwerk als die eherne Bildsäule einer Frau, die auf ein Knie niedergebeugt, die Hände vorwärts ausstrecke. Gegenüber stehe aufrecht ein Mann mit einem Doppelmantel bekleidet, der seine Hand gegen die Frau ausstrecke.

Ich weiß, daß neuere Kirchenhistoriker die Bedeutung jener Gruppe in Zweifel stellen, habe aber in ihrer Kritik nichts Überzeugendes finden können. Es wäre dieses wohl das älteste christliche Skulpturwerk, von dem eine so genaue Beschreibung eines sichern Augenzeugen erhalten ist. Wundern tut es mich daher, daß sich noch kein Bildhauer gefunden hat, der nach diesen Angaben eine Arbeit unternommen hätte.

Die Oper.

Wie die Musik schon durch den ganzen Gedanken der Oper von ihrem eigentlichen Wesen abgezogen wird, zeigt sich bei dem großen Meister, der der dramatischen Musik den Weg gebrochen hat. Gluck spricht es in seiner Dedikation der Alceste ausdrücklich aus, daß die Aufgabe der Musik nur sei, die Poesie zu unterstützen, indem sie den Ausdruck der Empfindungen und das Interesse an den Situationen erhöhe. Ist es möglich die ideale Bedeutung

der Musik und deren Stelle im Reiche des Geistes mehr zu verkennen, als es der erhabenste Opernkomponist in dem von ihm gebrauchten Gleichnisse tut! Die Musik soll der Poesie sein, was die Farben der Zeichnung, sie soll durch die Wärme des Kolorits und die Verteilung von Licht und Schatten die Figuren beleben, ohne deren korrekte Zeichnung zu überschreiten! Wie dürftig und dienend ist hierin der Beruf dieser wunderbaren Gottesgabe umschrieben! Nein, das ist nicht ihre Mission auf Erden! Sie ergänzt nicht die Worte, sondern sie fängt da an, wo diese aufhören; sie koloriert nicht gegebene Konturen, sondern sie drückt das aus, was in keine Kontur zu fassen ist!

Zur neuesten politischen Literatur.

Es ist neuerdings eine politische Schule hervorgetreten, deren kurzer Lehrbegriff ist: entweder konsequente Einherrschaft oder konsequente Allherrschaft. Also entweder unbeschränktes Imperatorentum oder demokratische Republik.

In dieser Alternative begegnen sich manche Autokraten unserer Zeit mit manchen Demagogen unserer Zeit und hassen sich nur wegen der Frage nach dem Subjekte der unbeschränkten Gewalt. Wenn die Politik jener Selbstherrscher ohne Zweifel würdiger in der Erscheinung ist, so ist sie dagegen selbstsüchtiger in ihrem Ursprung und in ihrer Handhabung. Ob aber Mazzini und Louis Blanc wirklich nur sich selbst, nur die eigene Herrschaft wollen, ist mindestens zweifelhaft; manche unter den Führern der Demokraten

können nur als selbstlose Repräsentanten eines wenn auch noch so verwerflichen Prinzips betrachtet werden.

Nichts steht dem deutschen Wesen mehr entgegen als jenes entweder —oder. Hier war stets Beschränkung der obersten Gewalt durch die Rechte anderer, stets Teilnahme der Regierten an den Geschicken ihres Landes. Früher durch Kirche und Adel, dann durch die ausgebildeten Landstämme und auch nachdem diese gefallen waren, bildete noch der Standesgeist überhaupt und dessen Übertragung auf den Beamtengeist eine Schranke gegen bloße Willkür.

Die neuen Verfassungen sollten eigentlich nur eine gerechte und dauernde Regelung dieser Verhältnisse sein. Daß sie statt dessen wieder auf andere Abstraktionen geführt haben, das ist das schlimme Verhängnis.

Aber dennoch verwirft der Geist der Nation das entweder — oder und sagt statt dessen: weder — noch! Er verlangt unabweislich eine Schranke für die Ausübung der obersten Gewalt, gezogen und aufgerichtet durch die Rechte anderer.

Dies ist keine juste milieu, wie es aus dem Zusammenwerfen beider Gegensätze entsteht, sondern eine Verneinung beider. Wer da sagt: ich will weder unrecht tun noch unrecht leiden, sondern verlange mein Recht, der steht nicht im juste milieu. Und der Machthaber, welcher ausspricht: ich will weder fliegen noch kriechen, sondern gehen, der negiert bloß zwei gleich falsche Wege, um einen möglichen, ihm und seinen Untertanen heilsamen, einzuschlagen.

* * *

Noch ein anderer Zweig dieser politischen Literatur sprießt empor: Die Lobpreisung der Herrschaft Louis Napoleons als des Ideales moderner Staatsordnung. Hier sei die volle Macht neben der vollen Anerkennung, also die Autorität und die Zustimmung!

Ich lasse die Untersuchung über das Tatsächliche auf sich beruhen; ob und wieweit hier eine Herrschaft begründet worden, welche die erste Probe: die der Dauer, besteht, muß die Zukunft, eine nahe oder ferne, lehren. Aber wenn ihre doktrinelle Grundlage als diejenige empfohlen wird, auf welche sich die rechtmäßigen europäischen Regierungen stellen möchten, so ist dies entweder grobe Verwechselung oder arge Täuschung.

Was dem Absolutismus allein seine tiefere Bedeutung zu geben vermag, das ist die theokratische Basis: die Lehre, daß einem Geschlechte durch Gottes unerforschliche Fügung die Gewalt verliehen worden, über deren Anwendung es zwar ernste Rechenschaft, aber nur dem Geber der Gewalt, dem Allerhöchsten, abzulegen habe. — Es kommt hier nicht auf eine eindringende Prüfung dieses Lehrgebäudes, auf die Scheidung zwischen wahrem und irrigem in ihm oder auf sein Verhältnis zu den unabweislichen, gleichfalls aus Gottes unerforschlichen Fügungen hervorgegangenen Bedingungen der historischen Entwickelung an. Aber das ist handgreiflich, daß jene Lehre im schroffsten Gegensatze zu der theoretischen Grundlage steht, auf welcher Louis Napoleon seine Herrschaft erbaut wissen will. Das Recht und die Gewalt, so verkündet er in

öffentlichen Akten und seine Anhänger in ihren Kommentaren, ruhen einzig und allein im französischen Volke. Dieses sei es müde geworden, die Ausübung seiner Gewalt in den Händen der Parteien zu sehen, die sie lediglich zu ihren Zwecken mißbrauchten und habe deswegen den Träger des unvergeßlichen großen Namens berufen, um Frankreich zu regieren. Unbeschränkt aber müsse diese Gewalt sein, wenn sie heilsam wirken solle; über ihre Ausübung habe der vom Volke erwählte Regent niemand Rechenschaft abzulegen als dem Volke, dem einzig ewigen Herrn seiner selbst.

Freilich bleibt hierbei im dunkeln, wie eine solche Rechenschaft abzulegen oder vielmehr, wie das etwaige Resultat der Überzeugung, daß der Regent seine Gewalt nicht im Sinne der Machtgeber gebrauche, dann geltend zu machen sei; in der Mehrzahl der Köpfe, die Louis Napoleon beistimmen, steht wohl der Gedanke im Hintergrunde, daß in solchem Falle eine neue Revolution eintreten und den „Erwählten des Volkes" von seinem Stuhle werfen werde.

Die Theorie einer von der Volkssouveränität ausgeübten Delegation, verbunden mit der Praxis des Verlangens, in dem ungestörten Genusse des Lebens geschirmt zu werden, diese beiden Kräfte sind es also, welche Louis Napoleon erhoben haben und halten.

Ist dieses aber die politische Theorie unserer Partei der Konterrevolution? Ich bin fern davon, ihr ähnliches zuzuschreiben und verwechsele sie nicht mit den „Schirmvögten der hungrigen Ungeduld!"

Die Gegensätze in den Künsten.

Die Geschichte der geistigen und künstlerischen Tätigkeit zeigt mehrere auffallende Anomalien, für welche es mir wenigstens noch nicht gelungen ist, genügende Erklärungen aufzufinden.

Am nächsten und erklärlichsten ist noch die offenbare Tatsache, daß die Nationen erst dann anfangen, im hohen Grade musikalisch zu werden, wenn sie ihre Selbständigkeit eingebüßt haben. So die Italiener, die Böhmen, aus denen die größten Musiker der Neuzeit hervorgegangen sind. Ist es nicht leider auch mit der deutschen Nation ähnlich beschaffen? Man begreift, wie es dahin kommen muß, daß sich das Gefühl diejenige Äußerung sucht, die keiner Zensur und keiner polizeilichen Beaufsichtigung zugänglich ist. Ist diese Wahrnehmung richtig, so müßte vorausgesagt werden, daß die Polen die musikalische Nation der Zukunft seien. —

Weshalb hat England keine Musiker, Maler, Architekten im höheren Sinne des Wortes aufzuweisen, England, das den größten Dichter aller Zeiten hervorgebracht hat und dem so manche seitdem gefolgt sind? Auch hier mag man sich noch auf die besondere Sinnesart dieses Volkes zurückziehen, obgleich damit doch nicht viel erklärt ist.

Aber dann kommen Fragen, auf die ich gar keine Antwort weiß.

Weshalb gibt es Frauen, die als Maler, Bildhauer, zumal aber als Dichter und Schriftsteller großes geleistet, aber keine, die in der musikalischen Komposition irgend Erhebliches

hervorgebracht hätte? An der Musik an und für sich kann dies nicht liegen; die Frauen sind Virtuosen ersten Ranges im Gesange und auf jedem Instrumente. Auch nicht an der innewohnenden Schwierigkeit der musikalischen Hervorbringung; niemand, der von den hier in Betracht kommenden Theorien einen Begriff hat, wird behaupten, daß sie an Ausdehnung und Schwierigkeiten mit den Vorstudien des Malers oder mit der Geistesreife des Dichters zu vergleichen seien.

Noch frappanter wird der Fall, wenn man die Betrachtung daran reiht, daß große Komponisten fast immer schon im Knabenalter begonnen haben, sich als solche zu zeigen. Also nicht bloß die acht- und zehnjährigen Virtuosen sind es, die wir täglich sehen, sondern auch Mozart, Haydn, S. Bach und Mendelssohn-Bartholdy komponierten im 15. Jahre. Und doch hat niemand von fünfzehnjährigen bedeutenden Malern, Bildhauern oder Dichtern gehört. —

Die Skulptur, und zwar besonders das Modellieren zeigt die Sonderbarkeit, daß sie sehr häufig ohne alle und jede Anleitung und Vorbildung bei Menschen aller Art, ja bei Menschen der untersten Stände hervortritt; nirgends scheint die Naturanlage mächtiger als hier, während ähnliches bei den anderen Künsten oder der Poesie nicht vorkommt. Umgekehrt: Kinder zeichnen oft ohne Anleitung ungewöhnlich gut, aber sie modellieren nicht. —

Ich frage weiter: die Architekten großer Werke sind sehr oft unbekannt, ja man fragt oft gar nicht nach deren Namen, selbst bei neueren Bauwerken. Weshalb kommt dies nicht bei

Malern, Bildhauern, ja nie bei Dichtern vor? Weshalb gehört hier gewissermaßen die Kenntnis des Autors dazu, damit man sein Werk genieße? —

Jedermann traut sich volles Urteil zu über Musik und wird mit dem seinigen über das, was ihm vorkommt, kaum zurückhalten. Um etwas weniges bescheidener ist er bei seiner Äußerung über Poesie. Bei den Werken der Malerei und Skulptur aber pflegt er zu schweigen und anderer Urteil zu suchen. —

Wo hinaus liegt die Erklärung aller dieser Anomalien? —

Der künftige Geschichtschreiber.

Macauly warnt vor zwei Dingen: gegenwärtige Lagen mit dem Maßstabe der Vergangenheit zu messen, und vergangene Lagen mit dem Maßstabe der Gegenwart. Aus dem ersteren gehen die Fehler des Staatsmannes hervor, aus dem anderen die des Historikers. —

Wer einst die Geschichte des großen Wendepunktes der nationalen Geschicke im Jahre 1850 schreiben will, der wird nicht umhin können, auf die Quellen der heutigen Zeit zurückzugehen: Es knüpft sich daher kein geringes Interesse daran, in welcher Weise die Partei oder die Parteien, welche damals Sieger geblieben, den Hergang auffassen und in den zahlreichen Büchern, Broschüren und Zeitungsartikeln darstellen, die jetzt schon reichlich emporschießen.

Der hier zugrunde liegende Gedankengang läßt sich ungefähr auf folgendes zurückführen:

Die Politik, welche bis zum November 1850 befolgt wurde, wollte Österreich aus Deutschland verdrängen. Ihre weitere Entwickelung mußte entweder zum Kriege oder zum Nachgeben Preußens führen. Der Ausgang eines solchen Krieges wäre die Niederlage eines der beiden kämpfenden Teile und als dessen Folge die Vernichtung Deutschlands gewesen. Also blieb nur das Nachgeben von seiten Preußens übrig. Diese Umkehr, wieviel schmerzliches sie auch sonst mit sich brachte, hat aus einer verkehrten Stellung heraus in eine ehren- und ruhmvolle geführt.

Meine Absicht ist sicher nicht, zu untersuchen, ob der Zustand, der aus jenem Siege hervorgegangen ist, für Preußen ein „ehren- und ruhmvoller" ist. Bei solchen Betrachtungen zieht die Pflicht gegen das Vaterland feste Grenzen, die keine auch noch so natürliche Mißempfindung überschreiten darf. Aber der künftige Geschichtschreiber, ehe er bei obigem Resultate anlangt, wird sich gedrungen finden, zuvor folgende Fragen zu untersuchen:

War der Gedanke, daß die politischen Zustände in Deutschland nicht auf die Linie vor 1848 zurückgeführt werden dürften, ein berechtigter und begründeter?

War es im bejahenden Falle Preußens gewiesene Aufgabe, das neue nationale Gemeinwesen zu begründen und an dessen Spitze zu treten?

Lag dann hierin nicht zugleich für Preußen selbst „die Ehre und der Ruhm"?

War die Lösung in sich unmöglich, ja nur schwierig, wenn sie im rechten Augenblick, im

guten Bewußtsein ohne jedes Schwanken und Zögern durchgeführt wurde?

War nicht bei jedem Angriffskriege auf Preußen die Verwendung der gesamten österreichischen Armee erste Bedingung und also der Losbruch eines erneuerten Kampfes in Italien und Ungarn unausbleibliche Folge?

Würde daher, selbst als jener erste günstige Augenblick vorüber, Österreich sich in die Gefahren eines solchen Krieges eigenwillig gestürzt haben, wenn man dort ebenso bestimmt wußte, daß Preußen zum äußersten entschossen und vorbereitet sei als man von beiden das Gegenteil wußte?

Durfte, auch wenn die Alternative zwischen „Krieg und Nachgeben" unabwendlich geblieben, das Vermeiden des Krieges als unbedingt selbstverstanden für Preußens Ehre und Weltstellung gelten?

Ich wiederhole es: diese Fragen wird der Geschichtschreiber zuvor ohne vorgefaßte Meinung nach allen zugänglichen Quellen in tiefgreifende Erörterung ziehen müssen, ehe er sein Urteil über jenen entscheidenden Wendepunkt fällt, ein Wendepunkt, der nur der Ausgang des Vorhergegangenen war. Aber es wird noch manches Jahr verstreichen, ehe dieser Geschichtschreiber möglich geworden ist! Einem solchen stelle ich dann nächst Gott gern das Urteil anheim über das, was 1849 und 1850 gewollt, getan und unterlassen wurde.

Inhaltsverzeichnis.

Fragmente II.

Seite

II. Zur Religion und Philosophie.

1826
Mathematik in Bezug zum Glauben . . . 5
Das Heidentum 8
Protestantismus und Protestanten 11
Abweichungen vom katholischen Glauben . 13
1827
Päpste 15
Aufhebung der klösterlichen Institute . . . 17
Fluch und Segen 18
1828
Der Selbstmord 20
Die Praecepta noachica 24
1829
Hegels Philosophie und das Christentum . 25
Die Trias des Lebens 27
1830
Kinder 35
Zivilisation 36
1831
Alleinseligmachende Kirche 36
Fall und Erlösung 37
1832
Typen 39
Die Fremdlinge an der Pforte 39
Die Araber 41
1833
Freiheit und Gleichheit 41
Sittenlehre — Glaubenslehre 42
Gnadenwahl 42
Plato 42
Namen 43

Seite

1834

Die Wege zum Christentum 45
Exegese 46
Umrisse zur Unsterblichkeitslehre 47
Trauer 51
Die Ehe 51
Wunder Christi 55
Hexenprozeß 56
Die Heilige Schrift und die Kirchenlehre . 59
Der Gott des Alten Testamentes 62
Petrus 63

1835

Wahrheit 64
Pantheismus 65
Wirkungen der Kirche auf das weltliche Recht 66
Die Haut 67
Die Zeit 69
Allwissenheit 71
Deismus 71
Würmer 72
Anfang und Ende der Spekulation 73
Modernes Heidentum 75

1836

Wiederbringung 76
Männer und Frauen 78
Ewige Höllenstrafen 79
Formen des Unglaubens 81
Glück und Unglück 82

1837

Menzels Reformationsgeschichte 83
Die Gelübde der Ehe 85
Judentum 86
Dummheit 88
Das Trennungsprinzip des Protestantismus 90
Totgeborne Kinder 91
Gemeinschaft im Leiden 93
Geist und Seele 94
Irdische Unsterblichkeit 95
S. Simonismus 95

Seite

1838

Die Gewißheit im Glauben 99
Über „(Canitz) Betrachtungen eines Laien über Strauß' Leben Jesu" 101
Reformation und Revolution 105
Der Messias 112
Seligkeit und Verdammnis 113
Rom 115

1839

Der Glaubensgrund des Protestantismus . 120
Barmherzige Schwestern 128
Protestantische Polemik 129
Zölibat 132
Meister Eckart 134
Der katholische Rationalismus 136
Innere und äußere Gebundenheit 138
Die neuen Manichäer 139
Die Freiheit in der Kirche 140

1840

Der freie Wille 145
Mohammed 146
Das Schiff Petri 147
Das erste Kind 150
Calixt über die Erkenntnis Gottes 151
Wahnsinn 153
Protestantisches Kirchenrecht 154
Wissen und Wollen 155

1841

Rothe über Kirche und Staat 157
Das Pflichtgebot 162
Nulla salus extra ecclesiam 162
Polemik 163

1842

Die letzte Phase der Hegelschen Lehre . . . 164
Ungleichheit 167
Der gnostische Kommunismus 168

1843

Der Skeptizismus 169
Tun und Unterlassen 171
Die Dissenters 171

Seite

1844
Sabellius 172
Die abendländische und die morgenländische Kirche 173
Der Gnostizismus 175

1845
Der Katholik zwischen seiner Kirche und dem Staate 176
Die neuen Arbeiten über die semitischen Religionen 179
Erkenntnis 182
Spätere Mystik 185

1846
Ehe und Ehelosigkeit 185
Männer und Frauen im Klosterleben . . . 186
Natur — Vernunft — Glauben 186
Die Reformation im 16. und 19. Jahrhundert 189
Ob der Protestantismus untergehe 191
Das moderne Judentum 192
Zur Reformationsgeschichte 192

1847
Der Kampf der Geister 194
Die Seligkeit 200
Die Stadien der Erkenntnis 201

1848
Wunder 204
Abendland und Morgenland 205
Glauben und Wissen 206

1849
Prophezeiung und Gespenster 207
Die Grundansichten über die Wahrheit . . 208
Die heutigen und die zukünftigen Katholiken 211

1850
Die Heilige Schrift und die Wissenschaft . . 211
Das Weltsystem 212

1851
Der Fall Jerusalems 215
Staat und Kirche 216
Die Menschen in den Parteien 216

Seite

1852
Fleisch und Geist 217
Zur Unsterblichkeitslehre 218
Außerhalb der Kirche 221
Der Mensch und die Tiere 221
Das Ergreifen der Wahrheit 222
Sonst und jetzt 224
Kirchliche und politische Freiheit 227

III. Zur Literatur und Kunst.

1827
Physiognomie 228
Die Musik und das Paradies 231
Mittelalter 231
Die Leidenschaften in der Musik 232
Engel in der Kunst 233
Hunger und Liebe 234
Undine 234
Komödie und Komödianten 234
Schönheit 237

1828
Don Quijote 238
Perser und Griechen 240
Kirchenmusik 242

1829
Erziehung 244
Rousseau als Musiker 245

1830
Polychromie 246
Ursache und Wirkung 247
Töne und Worte 248

1831
Die Perioden der Kirchenmusik 249
Schmerz und Farbe 253
Ordnungssinn 254
Bilder 254
Sebastian Bach 254

1832
Rückblick und Vorblick 255
Die alte Welt 256
Der Ausdruck in der Musik 256

Seite

1833
Die Stufen in den Künsten 257
Das Klavier 258
Heutige Musik 259

1834
Sprache 260
Die Erziehung als Bildhauerei 260
Antihomöopathie 261

1835
Die Mystiker 264
Porträts 264
Moderne Plastik 265
Theorie und Praxis 268
Heilarten 269

1836
Lamartine und S. Beuve 271
Les derniers jours d'un condamné 273
Anfänge der Kunst 278

1837
Gotische Architektur 279
Rokoko 280
Die neue Romantik 282

1838
Die Hegelinge 284
Kodex des übernatürlichen 287

1839
Goethe 289
Gedächtnis 291
Das Nackte 292
Theater 293
Frauen 294
Logik 294
Tasso 295
Hindernisse 295
Die heutige Architektur 295
Kinderschriften 296
Geiz 296

1840
Braune und blaue Augen 297
Zwei Bilder 297

Seite

Gesetz und Gewalt 298
Napoleonische Zeit 298
Die Teile und das Ganze in der Architektur 299
1844
Musikalische Kritik 300
Der chinesische Krieg 304
1845
Disziplin 305
Eisenbahnen 305
Landschaften 307
Die Gipfel in der Kunst 307
1846
Eigene Bücher 307
Zur Philosophie der Geschichte 308
1847
Vergangenheit und Gegenwart 309
Die Aussicht 310
Fühlbare Wirkungen 310
1848
Natur und Kunst 310
Polyhistorie 314
1849
Die deutsche Sprache 314
1850
Die Ursprache 315
Die Wahrheitszeugen 317
1851
Angriffe und Schmähungen 320
Geistliches und Geistiges in der religiösen Literatur 321
1852
Naturnachahmung 321
Die Gruppe von Paneas 322
Die Opfer 322
Zur neuesten politischen Literatur 323
Die Gegensätze in den Künsten 327
Der künftige Geschichtschreiber 329

University of
Connecticut
Libraries